THEOPHRASTUS PARACELSUS

VON WILL-ERICH PEUCKERT

1944

W. KOHLHAMMER VERLAG · STUTTGART-BERLIN

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage
Gesetzt in der Garmond Baskerville Linotype-Antiqua
Gedruckt und gebunden bei Rudolf M. Rohrer in Brünn

ALTERIVS NONSIT QVI SVVS ESSE POTEST
EFFIGIES AVREOLI THEOPHRASTI AB HOHEN
HEIM SVE ÆTATIS 47
OMNE DONVM PERFECTVM A DEO
INPERFECTVM A DIABOLO
1 5AH 40

Besser ist Ruhe denn Unruhe,
aber nützer Unruhe denn Ruhe.

Sermonum der Erkenntnis

Inhalt

	Seite
Das Kind Europas	1
Wilhelm von Hohenheim	14
Lernen	24
Adeptus philosophus	36
Die Zeit der Heimkehr	57
Salzburg	70
Adeptische Jahre	84
Der Alchemist	104
Die Archidoxen	118
Adeptische Renaissance	135
Auszug aus Basel	154
Paracelsus und das Volk	163
Der Kampf geht fort	174
Die Syphilisschriften	190
Mein ist die Monarchei!	206
Paragranum	218
Magie der Bilder	233
Du oberster Bischof der Prälaten!	253
Opus Paramirum	261
Philosophia magna	273
De vita beata	288
St. Gallen	307
Flucht	319
Rückkehr in die Welt	331
Magie	340
Die große Wundarznei	350
Philosophia sagax	363
Was reut den Medicus?	381
Heimkehr	392
Nachweise und Anmerkungen	405

Das Kind Europas

Wahrscheinlich im Jahre 1493, in den letzten Monaten desselben, — oder, wie andere wollen, am 1. Mai, dem Philippstage des folgenden 1494. Jahres, — wurde dem verarmten Adligen und Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim am Ufer der Sihl bei Einsiedeln ein Kind geboren. Ein Kind, ein neu die Welt anschauender und ergreifender junger Mensch, obwohl es scheint, Europa sei müde seiner Jahre, müde der Last und müde des unfruchtbaren Geschehens, das seine Grenzen füllt. Obwohl es scheint, als sollte man lieber ans Sterben statt Gebären denken.

Das Alter, die Greisenhaftigkeit liegt auf den Menschen jener Zeit. Der Frühling ist um, der Sommer und die Ernte sind vorüber, nun werden die Jahre kürzer, dumpfer, grauer, öder. Das, was geschehen konnte, ist seit langem schon geschehen; es bleibt nichts weiter übrig, als die Rechnung abzuschließen. Der Tag der Rechnung steht zum Greifen nahe vor der Tür, der Tag des Antichrists ist schon hereingebrochen oder bricht herein.

Das Reich ist alt. Und es erfüllt sich ganz und gar; so wie vorm Jüngsten Tage eine Herde und ein Hirte werden sollen, so, scheint es, werden alle irdischen Reiche jetzt ein Reich. Der greise Kaiser, Friedrich III., den sie gern den Faulen nannten, begriff in dunklen Träumen diese Entwicklung der Geschichte, und er er-

sinnt sich ein symbolisches Zeichen: A—E—I—O—U. Das sind die sämtlichen Vokale unseres abendländischen Alphabetes und sie umfassen und begreifen es vom Anfang bis zum Ende. Der Deutung fügt Kaiser Friedrich III. eine nüchterne bei, die „A—lles E—rdreich i—st O—esterreich u—ntertan" behauptet, und die damit den Anspruch auf das Weltimperium erhebt. Den Anspruch, den lang umgehende Prophezeiungen von dem Zukunftskaiser Friedrich, der der Erretterkaiser werden würde, aufgezündet haben.

Und es schien so, als sollte dieser Anspruch sich erfüllen. Er, der zuerst nur Steiermark besaß und Kärnten, hat auch die andern österreichischen Erblande wieder an sich bringen können, gewann vor allem im Westen des Reiches Karl des Kühnen Erbe, das das „burgundische Fräulein" seinem Sohn als Heiratsgut mitbrachte. Und wieder deren Sohn, der Enkel Friedrichs III., heiratete Johanna, als deren Mitgift Spanien an die österreichischen Herren kam. Das Reich ward groß; man warf dem Kaiser aber später vor, er habe zu diesem Größerwerden nichts Entscheidendes getan. Als ob das nötig wäre, wenn man der Berufene ist, als ob der Kaiser Friedrich, den Gott selber ausgewählt, um die Verheißungen der Sibyllen und der alten Weissager zu erfüllen, mit seinen irdischen Händen in das Werken Gottes greifen dürfe. „Unsere Mannlichkeit, Taten, Hübsche, Stärke, Gelehrtheit, Weisheit, Geschicklichkeit werden geteilt in zwei Wesen, in ein natürliches und übernatürliches, auch in ein überwindliches und in ein unüberwindliches, in ein tödliches und untödliches —, wie wir Menschen also ein Instrument sind, durch welches Natürliches und Übernatürliches, Überwindliches und Unüberwindliches, Tödliches und

Untödliches verbracht und vollendet wird. Damit ihr solches in rechtem Verstand begreifet, so merket auf die nachfolgenden Exempel; beide Wirkung, die natürliche und übernatürliche, werden also geschieden: Alexander der Große, Pompejus, Scipio usw., die haben ihre Geschichten genommen aus den natürlichen Kräften, darum sind sie überwindlich und tödlich erschienen, und all ihr Sieg und Triumph ist mit ihnen hingeschmolzen. Also so der Mensch in natürlichem Wandel seine Gelehrtheit, seine Weisheit, seine Kraft führt, so fällt er mit der Natur in den Tod. Weiter nun, so nehmt euch für Julium, den Kaiser, welches Geschichten und Taten übernatürlich sich befinden. Darum so ist seine Monarchie geblieben und bleibt in das Ende der Welt und wird unüberwindlich sein, und dem Tod nicht unterworfen bis auf den Tag des zukünftigen Gerichts." Das Werk des römischen Kaisers Julius — wir nennen ihn Julius Caesar — ist die Begründung und Errichtung jenes römischen Kaiserreiches, das als das Heilige Römische Reich in Deutscher Nation gedauert hat, und das nach den Sibyllen bis zum Jüngsten Tage dauern wird. Weil Gott es will, deswegen aber ist es unvergänglich.

Dergleichen Gedanken scheinen den Kaiser Friedrich zu bewegen, wenn man von ihm besondere und energische Leistungen haben will. Ach, er schob alle Leistungen von sich, denn sie schienen ihm zu spät; sie lohnten ja nicht mehr, weswegen also sollte man sie verrichten? Es ist vielleicht auch Müdigkeit in seinem ganzen Tun gewesen, denn gegen den Glauben von der Unzerstörbarkeit des Reiches steht der andere, nach welchem das Reich mitsamt dem Schifflein Petri in den ärgsten Strudeln treibe. Und es ist nicht allein der

Kaiser, welcher müde scheint. Die Kirche ist müde und die deutschen Dichter scheinen müde. Der Pfarrer von Münzbach, das im oberösterreichischen Machland liegt, schrieb 1517 in sein neues Urbar den Vers, den er von Pindar lieh: ἐφημέροι σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωποι, Eintagsfliegen, eines Schattens Traum sind wir Menschen.

Die Welt ist müde, und die Menschen zweifeln an der Welt. Die Forschung der letzten Jahre hat diesen Zweifel ebenso bei Cusanus wie bei Sebastian Franck und Wessel nachzuweisen versucht, und man hat ohne Zweifel damit auf ein Richtiges getroffen. Die skeptische Wurzel, die man bei Cusanus wohl mit Recht vermutet, führt zu dem Schluß, daß man die Wahrheit niemals finden könne, denn alle Wahrheit ist nur Spiegelung des eigenen Wunsches: Si leo faciem tibi (sc. Deo) attribueret, non nisi leoninam judicaret. Et bos boviam, et aquila aquilinam. O Domine quam admirabilis est facies tua: quam si juvenis concipere vellet juvenilem fingeret. Et vir virilem. Et senex senilem. Und auch Agrippa, der Nettesheimer, mündet in die Skepsis: denn nihil scire felicissima vita schließt sein Buch, und scientiae possessorem suum nihilo reddunt beatiorem, die Wissenschaft hat keinen Menschen glücklich machen können, ja, er geht weiter, und er fügt ein beißendes Gelächter zu: der, der die Weisheit sucht, hat doch nur eines Esels Art an sich. Skepsis, verzichtender Spott, das Wissen um die Relativität der Wahrheit, wir haben all diese Tugenden lange genug von nahe gesehen, — es sind die Tugenden und die Schlüsse einer niederbrechenden Zeit.

Die Zeit zerbricht —, das ist das große Merkmal jener Jahre. Sie bricht entzwei in ihrer wichtigsten politischen Institution, dem Staat; die Macht des Kaisers ist

zu einer Schattenmacht geworden; er lebt vom Glanze seines Namens, füllt ihn aber nicht mehr aus. Die Scharen des Antichrists, die Türken, werden stark und groß, man sieht in ihnen die Agarener der tiburtinischen Sibylle, die, die vorm Ende der Zeiten gegen das römische Reich aufstehen werden. Das Reich ist krank, so lehrt die Reformatio Sigismundi, die in der Zeit der Basler Kirchenversammlung niedergeschrieben worden ist, und die im Ausgange des Jahrhunderts wiederum in Umlauf kommt. Sie fordert vom Reiche eine neue Ordnung im Namen göttlicher Gerechtigkeit. Der Tag ist nahe, da der römische Kaiser abdiciert, da er die Krone an den wiedergeben wird und muß, von dem sie ihm einst kam, in dessen Auftrag er regiert, so lehrt die dreizehnte Sibylle, eine Dichtung aus den 1360er Jahren, die als der erste Druck die Presse Johann Gutenbergs verläßt, die in den 90er Jahren wiederum in Heidelberg erscheint. Nicht nur das Reich ist krank, die ganze jetzige Zeit ist krank, so ruft Johannes Lichtenberger aus den oberrheinischen Landen in die Welt.

Die Zeit ist krank, das heißt das innere Gefüge menschlichen Zusammenseins, der Aufbau der Gesellschaft und die soziale Ordnung dieser Zeit. Die alte agrarisch bestimmte und fundierte Welt entsinkt, ein ungeheurer Preissturz bäuerlicher Leistungen hat jetzt statt, das Korn gilt nichts mehr, aber alle einzukaufenden Waren kosten Geld. Daran zerbricht der Bauer und er wird zum Proletarier; Fußhader der Reichen ist er und ein ausgelachter armer Tölpel. Daran zerbricht der Ritter, denn er lebt ja nur von dem, was er an Abgaben aus den untergebenen Bauernhöfen zieht, Glücksritter werden es nun, Strauchritter oder neue

Bürgerliche, (wie Paracelsi Vater untergetaucht ist in die bürgerliche Welt). Zusammen mit ihren Bauern treiben andere in den Bauernkrieg. Wie die agrarischen Stände trifft der große Wandel den gemeinen Mann. Das ist der „kleine Mann", der Dienstbote und der Hilfsarbeiter, die Arbeiter in den Bergwerken, Wäldern, an den Wasserstraßen, entlassene Söldner, Landsknechte, Invaliden und die fahrenden Schüler, die „Armen", die „Geringen" oder die ganze „arme Rott". Um 1500 hören wir es immer, immer wieder, als eine fast stehende Redewendung: der gemeine Mann ist schwürig. Er ist die Hefe in den vielen Unruhen jener schweren Jahre, er ist die bittere Würze in den vielen Bauernkriegen —: das Bier war fertig, Deutschland, saufe es nun aus!

Was ist geschehen? — Die alte Gesellschaftsordnung ist zerbrochen; der Adel gilt nichts, der Bauer nichts, es gilt nur noch der Bürger. Nicht auf den Burgen, in den Städten lebt man gut und schön; die Bürger, nicht mehr die Herren, tragen Sammet und Brokat, für sie, nicht für den Adel, malen Dürer und Hanns Baldung Grien, denn sie sind jetzt — kraft ihres Geldes — Deutschlands eigentliche Herren. Der Pfenninc, nicht mehr Verdienst und Adel, ist das letzte Maß des Wertes.

Ein Wandlungsprozeß von einem ungeheuren Ausmaß hatte statt — ein solcher Prozeß und eine solche Wandlung, wie sie keine spätere Zeit, wie sie die heutige erst wieder hat erleben dürfen —, ein Vorgang, durch den die Welt „aus allen ihren Fugen ging". Wo er begann, mit was er einsetzt, läßt sich kaum in Kürze sagen. Man trifft es wohl — und braucht im Grunde doch nur eine Redewendung —, wenn man erklärt, daß

eine neue Kultur aufgehen will, wobei „Kultur" den Klang hat, den die Ethnologen sonst dem Worte geben. Die bäuerliche Kultur wird abgelöst von einer neuen, bürgerlichen, (die wiederum heut von einer sozialistischen umgestoßen wird).

Doch bäuerlich wie bürgerlich und sozialistisch sind nur Worte, die nicht viel mehr als eine Seite dieser Phänomene treffen. Es ist doch not, die Dinge etwas ausführlicher darzulegen.

Die Volkskunde hat sich bisher über den Gang des Volkes durch die Geschichte keine Gedanken gemacht. Sie sah noch mit den Augen ihres großen Begründers Jakob Grimm, der dem bewußten und kritischen Menschen den naiven gegenüberstellte, und sie fand den naiven in den bäurischen Schichten unseres Volkes. Daß der Bauer nicht mehr Urmensch ist, daß ihm vielmehr ein langes Wachstum und eine lange, überaus lange Entwicklung vorangegangen ist, das zog sie überhaupt nicht in Betracht. Erst bei der Untersuchung alter Sagen lernte man es verstehen, daß vor der bäuerlichen Zeit wohl die Epoche einer jägerlichen gelegen haben müsse, und Untersuchungen Eduard Meyers über die jüdischen Bauern führten uns darauf, daß Bauern wie nomadisierende Hirten jeweils eine geschlossene „Kultur" besaßen, die aus dem hier wie dort vorhandenen „Kulturgedanken" lebte. So rundeten sich allmählich die einzelnen „Kulturen" zu organischen Gebilden, und solche, ein Ganzes seiende „Welten" stellen wir heut vergleichend nebeneinander.

In diesen Vergleichen erscheint die bäuerliche Welt mit folgenden ihr organischen Zügen oder Äußerungen.

Der Mensch ist um des Ackers willen da, „daß er ihn baue und bewahre". Das Thema der Völker heißt: den Acker gewinnen oder an ihm halten, die Kriege und die Eroberungen geschehen alle um des Lebens aus dem Acker willen. Der Acker schafft Ordnungen, treibt zum patriarchalen Aufbau der Familie. Und patriarchal gegründet sind nun auch die nächsten „Stände", derjenige der Herren, und über allen niederen und geringeren schließlich der des Herrschers. Den obersten pater familiaris aber nennt der Bauer „Gott".

Das Leben hat Sinn, wenn es dem Acker oder dessen Sein konform geschieht. Das Zeugen ist nur ein Ackern und des Weibes Schoß ein Acker, der Tote ist ein der Erde übergebenes reifes Weizenkorn, das ruht, bis es im Frühling aufersteht und lebend wird. Brot ist das beste und das heiligste — ist „der Leib des Herrn"; wer Brot verderbt, begeht den ärgsten Frevel, den es geben kann; Gott straft ihn, er versinkt, er wird zu einem grauen Stein.

Die Bräuche im Jahr sind Bräuche um des Ackers und des Kornes willen. Man nennt die übermenschlichen Wesen, die dem Korne schaden, böse; die, die es schützen, wie St. Oswald, werden hoch verehrt. Als Luther das Glaubensbekenntnis auslegt, nennt im „kleinen Katechismus" er als die Gaben Gottes: „Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter". Das heißt, für ihn noch ist das ganze menschliche Leben nur ein Bauernleben.

In diese Welt nun bricht — von Jahr zu Jahr kann man es klarer sehen, von Jahr zu Jahr hebt die Kontur sich schärfer ab — die neue Kultur, die wir vorhin als bürgerliche bezeichnet haben. Hieß der Kulturgedanke in der alten Welt „der Acker", so heißt das,

was die kommende Welt erfassen will: die Kraft. Ihr erstes, was Kraft ist, ist das Kapital, der Pfenninc. Nicht mehr das Korn ist wichtig; wer den Pfenninc hat, hat Korn, und er hat Wein, hat Fleisch, hat Hof und Haus und Kleidung. Er hat den Menschen, der ihm Korn baut, der ihm Kleider macht. Er hat noch mehr, als jener aus dem Acker jemals haben kann: fremdländische Kleider, Schmuck und alle guten Leckereien. Er ist ein Kaiser, ja er ist noch mehr als nur ein solcher; er leiht dem Kaiser und er kann den Schuldschein in den Ofen stecken. Der Pfenninc, das ist die Kraft, die mächtiger ist als alle anderen Kräfte. Der Pfenninc bestimmt die soziale und politische Ordnung, die nun anders wird. Nicht mehr die Herren, die großen Bauern, sind die Wichtigsten im Staat, sie werden vom Reichen, von den Mächtigen bürgerlicher Herkunft ganz und gar verdrängt. Was einmal groß war und was galt, der Mächtige wird von seinem Thron gestoßen.

Es ist mit Gott nicht anders: Suchte man ehemals ihn — jetzt fragen die Lionardo und Cardani nach den Kräften, nach Gesetzen; sie forschen nicht mehr in Gott; sie reden manchmal noch von ihm; doch das, wonach sie fragen, ist vor allen Dingen „das Gesetz". Sie suchen nach dem Gesetz mit neuen wissenschaftlichen Methoden; ihr Meißel, mit dem sie das Gesetz, die Kräfte aus dem Finsteren hauen, heißt Kritik. Und die Kritik macht vor der Kirche und dem Glauben nicht mehr halt; die Kirche Luthers kommt vom philologisch-kritischen Grunde her.

Kritik, das heißt Vernunft; nur das ist kritisch einwandfrei, was als vernünftig denkbar und deswegen richtig ist. Vernunft geht nun daran, die Ordnung auch

im Staate umzubauen. Vernunft macht irdische, denkbare Sätze zu Maximen unsers Lebens. Vernunft fragt: was ist „richtig"? Fragt nicht: was will Gott? Das patriarchale Gefüge muß so auseinanderfallen. Die überirdischen Gestalten sterben langsam ab und hin, an ihre Stelle treten die abstrakten, in das Kosmische spielenden Kräfte. Gott wird ein Kräftebündel, Ordnungen werden Funktionen.

Wie Gott stirbt, so verwehen auch die menschlichen Beziehungen untereinander. Die neue Gotteserkenntnis ist die Erkenntnis einer Reihe einzelner Forscher. Die kritische Operation kennt nur ein Maß, die eigene Vernunft; nicht das ist ihr ein Maß, was „allen Menschen" recht und richtig scheint; sie setzt als Maßstab, was ihr selbst vernünftig scheinen will. Die neue Kirche ist das Verhältnis jedes einzelnen zu Gott; der Priester ist nicht der Mittler, ich bin selbst mein Priester. Die neue Kunst ist eine psychologisierende; ihr Objekt heißt Ich. So tritt an Stelle des Individualismus in der bäuerlichen Kultur die „bürgerliche" Ichbezogenheit, ein ganz persönlicher Subjektivismus. Tritt der Subjektivismus primitiver Reicher, die für sich nur Reiche sind, die nur für sich erwerben, nur als Ich genießen können.

Es ist gewiß, daß diese neue, neuaufgehende Kultur nicht wie Athene aus dem Haupte des Zeus hervorgesprungen ist. Europa ging damals an zweihundert Jahre und noch länger schwanger. Im Westen begann es wohl, im herrlichen, jungen Königreich Burgund, wenn es nicht vorher schon in italienischen Landen angefangen hat, — doch von Burgund her griff es auf die deutschen Gaue über.

Als was begann es? — Es ging nicht als Wirtschaftskrise auf, nicht nur als Wirtschafts- oder geistige Krise, werden wir besser sagen müssen, nicht nur als eine politische Krise oder Unruhe sozialer Art. Es war das alles und es war noch manches Entscheidende, Wichtige mehr. Auch Schönes mehr — wie etwa die Wiedergeburt des klassischen Altertums. Das alles, was ich hier nannte, sind die Zeichen einer großen Wende, doch nur die Zeichen, die Symptome, nicht die Ursache der Wende.

Die Frage, was diese Wende verursachte, hat man lange genug gestellt, und lange genug hat man die einzelnen Symptome als die treibenden Gründe angesehen. Der eine gab unsern Kaisern schuld, schalt sie als unfähige Regenten, — man habe von allen Kandidaten immer den schwächlichsten gekürt, — der andere fand die Verhältnisse in der italienischen Politik begründet; so alt, vielleicht noch älter, ist die Klage über Rom: infolge des Verfalls der Kirche sei die Kirchenspaltung eingetreten und diese Kirchenspaltung habe alles andere mit sich fortgerissen; der nächste sah in den wirtschaftlichen Veränderungen das entscheidende Moment, ob diese Veränderung nun „Frühkapitalismus" heißen mußte, ob die Entdeckung neuer Handelsländer sie hervorgerufen haben soll. Es fehlt auch nicht an Worten über den neuen geistigen Impetus, — die Renaissance, sagt man, habe das alte Fundament erschüttert, und was auf diesem gebaut war, sei dadurch zu Sturz gekommen.

Ich glaube, und unsere Zeit schärft uns ja täglich noch den Blick dafür, daß alle diese Symptome nur Begleiterscheinungen sind, denn eine „Kultur" ist mehr als eine Kirche oder Wirtschaft oder Staat. Das alles sind Funktionen eines einheitlichen und organischen Seins.

Erst, wenn man den Kulturgedanken hinter diesen Äußerungen faßt, wenn man Kultur als das Geschehen einer großen Idee erkennt, die über der Menschheit mehrere Jahrhundert brütend schwebt, erst dann wird man der Wahrheit jener Jahre einmal näher kommen. Ob der Kulturgedanke, den ich setzte, richtig ist, ob man an seine Stelle nicht noch einen anderen stellen muß, das scheint mir heute nicht so wichtig, als daß wir erkennen lernen, daß alle organischen Äußerungen eines geschichtlichen Abschnittes Funktionen eines Sinnes, eben dieses Kulturgedankens, sind.

Wir kehren nach solchen Erörterungen wieder an den Ausgangspunkt zurück. Jetzt die Beschreibung der Kultur und einer Welt, die weichen muß, die ihrer einzelnen Niedergangserscheinungen fortzusetzen, scheint mir übrig. Es ist wohl besser, das zu zeigen, was an Neuem kommen will, wo sich und welcher Art die neue Welt sich schon geäußert hat. Die Kirche hat viele Krankheiten überstanden, die sie nicht erwürgten; es sah in ihr zuweilen schon so schlimm aus wie in diesen Jahren, sie heilte sich aus sich selbst; nun aber ist sie alt, und eine neue, aus dem Kritischen kommende Kirche, steigt herauf. Der durch den Aquinaten kirchlich unterbaute Ständestaat zerfällt, das Reich zerfällt in eine Anzahl kleiner, sich genügender Territorien, der Kaiser so wie der Papst sind Menschen, nicht mehr Auserwählte. Das Recht, das ja in einem Bauernvolke sich entwickelt hat, wird fortgeworfen, um das jus Romanum anzunehmen, das Recht des Weltstaates, das aus einem Stadtrecht aufgegangen ist. Die Renaissance kommt, das ist die säkularisierte und „befreite" Geistigkeit, die

ihre Förderer und die ihren Rückhalt in den großen Städten hat. Die „Kapitalisten" Medici sind ihre Träger in Florenz, und Anton Fugger, Raimund Fugger sind die Medici von Augsburg.

So steigt, indes die bäuerliche Welt sich müde niederneigt, die neue Kultur in Pracht und Glanz des triumphierenden Siegers auf. Daß zwischen den beiden Welten Reibungen entstehen, ist sicher. Und daß die Frage um die Gültigkeit des Kommenden aufgeworfen wurde, daß sié Entscheidungen aus dem Herzen, nicht aus dem Verstand anbahnten, daß man das Alte verteidigt hat, dem Neuen zugefallen ist, daß neben den Überzeugten die Geschäftchenmacher sich zur Stelle fanden — es wäre verwunderlich, wenn alles dieses damals nicht gewesen wäre. O tempora, o mores! so seufzt und klagt es auf der einen Seite, O seculum! O literae! Juvat vivere! antwortet ihnen Hutten.

Das Tun der beiden Gruppen wird wohl auch von eigenen Wünschen angefärbt. Wer von der Kirche lebte, lenkte wiederum zurück zur Kirche, solange die Wege Luthers noch ins leere Dunkel einzumünden schienen. Die Bauern stöhnen und sie schlagen um sich, in verbissenem Trotze. So bildeten sich die beiden großen „Fronten" eines Für und Gegen. Es trübt die wahre Situation, daß diese beiden Fronten Kirchenfronten scheinen. Der Lärm der neuen und der sich verteidigenden alten Kirche trübt das Bild. In Wahrheit geht es um mehr als um die Frage „evangelisch" und „katholisch", wenn auch d e r Streit im Vordergrunde jeder Auseinandersetzung steht. Doch alle anderen Fragen zwingen ebenfalls zur Stellungnahme. Sie zwingen — es kann sich ihnen kaum ein Mensch entziehen.

Nur wenige, etwa jener Sebastian Franck von Wörth, nur etwa Erasmus, der gelehrte Humanist von Rotterdam, sind stark genug, um sich dazwischen einen eigenen Weg zu suchen. Sind stark genug, um jenen stolzen Wahlspruch wieder aufzunehmen, der Alterius non sit, qui suus esse potest lautet. Sie gehen als große Einsame durch die Gunst und Haß verteilende Welt; sie treten zu keiner Macht und werden zum Angriffsziele aller beider.

Das ist die Situation, wie sie das sechzehnte Jahrhundert fand. In diese Schlacht, die eben mit Fanfarenschrei eröffnet wird, gebärt die Frau Wilhelm Bombasts von Hohenheim ein kleines Kind.

Wilhelm von Hohenheim

Das Kind, das damals in Einsiedeln an der Sihl geboren worden ist, wird zwischen zwei Zeiten geboren, und sein Tun als Mann wird sein, sich zwischen diesen beiden Zeiten seinen eigenen Weg zu suchen. Doch von dem allen weiß der Sohn der Gotteshäuserin noch nichts.

Die Mutter ist eine Gotteshausfrau; sie gehört dem Kloster, und ist, wie man es später nennen wird, erbuntertänig. Und da das Kind der ärgeren Hand folgt, wird es auch ihr Sohn; bei seinem Tode fordert das Kloster sich das Besthaupt ein, weil ja dem Abt, dem „Hochgedachten Gnädigen Fürsten vnd Herrn von allen vnd jeden seiner Fürstlichen Gnaden Gottshauß Leuthen nach jrem absterben haimfelt vnnd gebürt das best Roß oder Hauptvieh, oder so er derselbigen nit het, das best vnter den Klaidern vnd Klainoten", und aus dem Nachlasse Paracelsi nimmt man einen silbernen Becher,

weil des „ermelts Theophrasti Mutter ain Gottshauß-fraw gewest".

Warum der schwäbische Ritter eine Unfreie geheiratet hat und damit so böse unter seinen Stand gegangen ist, hat viele über die Motive zu dem Schritt nachgrübeln lassen. Uns mag genügen, ihn als eins der Zeichen dieser Zeit zu nehmen: in einer Kulturenwende verwischen sich die Standesunterschiede.

Das einzige Kind des seltsamen Ehepaares ist der Knabe Theophrastus, der sich, erwachsen, nach der Zungen seiner Geburt und Landessprache, denn er ist von Einsidlen, des Lands einen Schweizer nennt, — den seine Gegner den Waldesel von Einsidlen hießen, und der sich als Einsidler selbst den Herkunftsnamen Eremita gab.

Aus seiner Kindheit hat er allein zwei Dinge klar und greiflich sichtbar mitgeteilt: die Wassernot von 1499 und die Not im Hause Hohenheims. Er selbst, berichtet er in der Philosophia sagax, als er von dem dono augurii spricht, hat gesehen im neunundneunzigsten Jahr einen großen Wasserguß, der war eine Weissagung, daß sich im Glauben, im Regiment, Land und Leut verkehrten.

Die andere Not war die des Hauses an der Sihl.

In Tannenzapfen, wie er sich später hat verteidigen müssen, wuchs er da auf, mit Käs und Haberbrot, nicht aber mit Feigen, Weizenbrot und Met, — als einen derben Bauernjungen, barfüßig und in geflicktem Kittel, so werden wir uns den jungen Schweizerknaben vorzustellen haben. Wie eine leise Klage aber klingt ein anderes Wort dazwischen; er sei in großer Armut erzogen und aufgewachsen, so daß es später seines Vermögens nit gewesen, seinem Gefallen nach zu handeln.

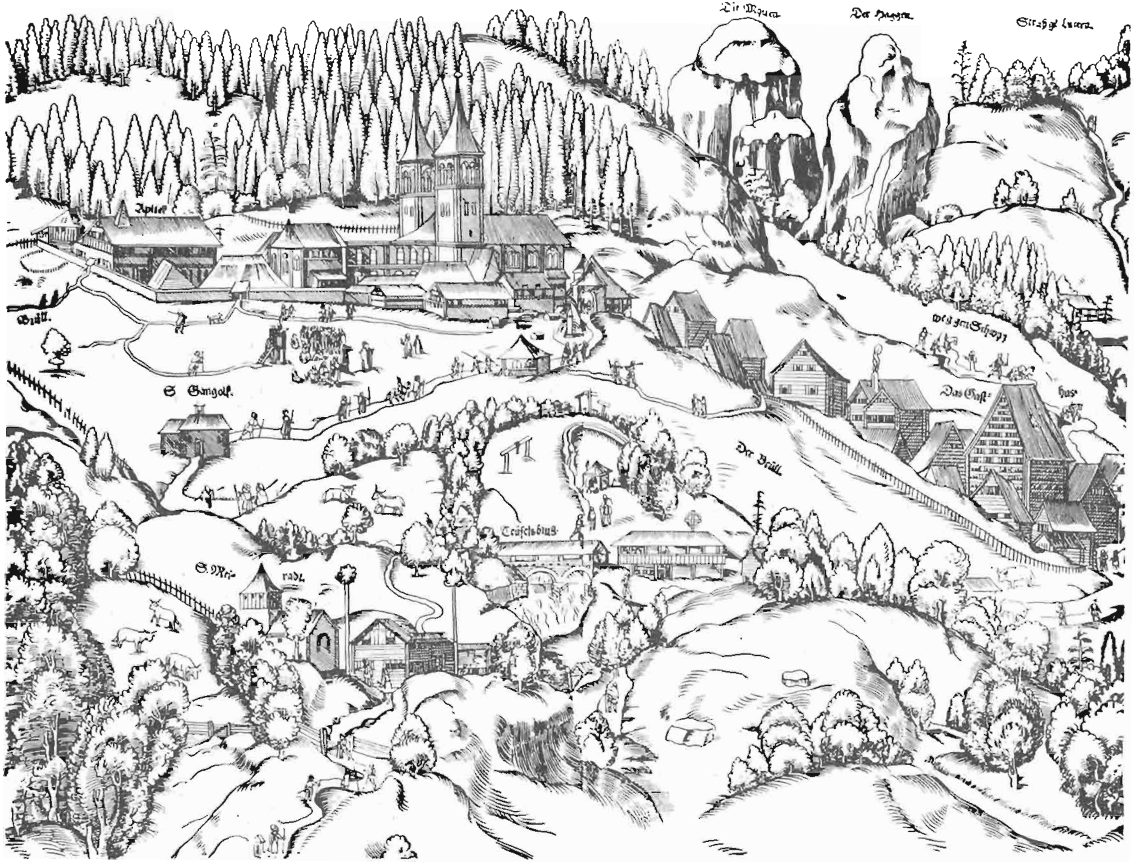
In großer Armut, — Wilhelm Bombast von Hohenheim hat seine Familie nicht ernähren können. Mit Käs und Haberbrot — an einem Bauerntische, ward der Knabe groß. Im Hause der mütterlichen Eltern hat die kleine Familie leben müssen; es ist nicht not, sich die damit verbundenen Umstände breiter auszumalen, denn nichts bezeugt sie deutlicher als ein Ereignis 1502: die Mutter starb, und Wilhelm Bombast verließ das Haus der Schwiegereltern; er zog nach Villach und Land Kärnten wurde Paracelsi anderes Vaterland.

In großer Armut erzogen und aufgewachsen, das wird nun auch für Villach gelten müssen, vielleicht noch mehr für Villach als für jene ersten Jahre an der Sihl. Dem Vater entglitt das gute Leben, denn er jagte anderen Dingen nach. Er konnte das tägliche Brot nicht schaffen, weil er in der Welt des Suchens lebte.

Wir haben für dieses Suchen keine Zeugnisse, aber wir können es noch erschließen. Als einen adeptus philosophus, als einen Spürer in die Geheimnisse, rühmte ihn Paracelsus. Was diese „Geheimnisse" waren? — Eins verrät die Wahl des Namens für den Sohn. Anstatt nach einem Kalenderheiligen nennt er ihn nach dem Eresier Theophrastos. Für jene Jahrzehnte war der Eresier vor allem der natürliche Meister und Botaniker. Was aber war er dem Philosophen und dem Arzte Hohenheims?

Wenn wir nach den botanischen Schriften seines Sohnes Paracelsus fragen, dann stak in dessen Botanik eine Begier, ein Suchen der „Geheimnisse", ein Suchen nach den besonderen, einem gewöhnlichen Menschen unbekannten Kräften in den Pflanzen. Das nämliche Suchen werden wir auch bei dem Vater Paracelsi anzunehmen haben. An eine systematische und halbwegs

Wilhelmus von Hohenheim als Bräutigam



Einsiedeln

„wissenschaftliche" Botanik werden wir jedenfalls nicht denken dürfen.

So wenig wie Hohenheim in Kärnten mineralogischen wissenschaftlichen Problemen nahegekommen ist, — obwohl wir doch aus einem späteren Bekenntnis seines Sohnes Theophrastus schließen müssen, daß ihm die Bergwerke und die Erzhütten Kärntens neue brennende Fragen stellten. Denn an den Bergwerken, heißt es später, sammeln sich zwei Arten Interessierter: die Alchemisten und die Philosophen. Der Vater Paracelsi war ein Philosoph. Die Alchemisten aber, um die Frage doch einmal von Grunde auf zu klären, sind die, die das gefundene Erz im Feuer scheiden, reinigen und bereiten. Denn so wie heute die Bergwerke und die Hütten Chemiker haben müssen, so fanden sich auch damals Künstler an den Gruben und den Schmelzen, — wie sie natürlich auch an anderen Orten, da man Chemiker braucht, erschienen.

Was nennen wir einen Philosophen? — Philosophia ist das Wissen um den Kosmos; sie ist Weltweisheit gegenüber der Theologia oder Wissenschaft von Gott; Weltweisheit, das heißt bei Paracelsus, die Erkenntnis und das Wissen um die Schöpfung. In seiner Philosophia sagax aber verfeinert er die Begriffsbestimmung; er scheidet von dem gewöhnlichen Philosophen einen philosophus adeptus ab: „Gleicherweise wie der philosophus communis describiert die natürlichen Kräfte der Kräuter, also soll der philosophus adeptus describieren die firmamentischen Kräfte in denselben." — Wir werden dann sehen, daß er als firmamentische jene verborgenen und geheimen Kräfte meint, die dem ge-

wöhnlichen Betrachter der Natur nicht zu begreifen möglich sind.

Ein solcher philosophus adeptus war nach dem Zeugnis Theophrasti Paracelsi also auch sein Vater. Er schreibt: „Von Kindheit auf hab ich die Dinge getrieben und von guten Unterrichtern gelernt, die in der adepta philosophia die ergründetsten waren und den Künsten mächtig nachgründeten. Erstlich Wilhelmus von Hohenheim, mein Vater..." Ein Philosoph hat an der Teufelsbrücke über die Sihl in jenem schlichten Bauernhaus gesessen. Ein immer noch grübelnder Philosoph hat in der kärntnischen Erzstadt Haus und Halt gesucht. Er ist ein Arzt, bei Tage, um seinen schmalen Bissen Brot zu haben; sobald die Patienten gehen, aber sinkt er in sein Grübeln. Als einen „dunklen Ehrenmann" hat ihn die aufgeklärte Forschung einst bezeichnet, die in dem Sucher nach den „Geheimnissen" einen sich betrügenden Betrüger sah, philosophus adeptus aber nannte ihn nach seinem Tode der Sohn —, adeptus ist einer, der sich die Geheimnisse hat erwerben und erhellen können.

Was nun ist die adepta philosophia, in die der Vater seinen Sohn gezogen hat? In einem Wort, es ist die neuplatonische oder hermetische Weltanschauung. Die Frage will aber eine genauere und eingehendere Antwort haben, und diese Antwort wird man aus dem folgenden Beweisgang abzulesen haben. In seiner „Großen Wundarznei" behandelte Paracelsus unter anderem die Tinktur: „Die Philosophi haben langem Leben nachgedacht und das lange Leben für einen großen Schatz gehalten. Haben also großen Fleiß gehabt, wie sie das Leben aufenthielten. Solches hat sie getrieben in die Künste der Natur, die selbigen Kräfte zu erfahren, was denn auch vielfältig bei ihnen geschehen ist, und sie

haben zusammen gesammelt, was zur Gesundheit gedient hat. Damit haben sie sich abgewendet von denen, die der Weisen Feind gewesen sind, und haben zusammen gehalten." — Die Forscher in der Natur, das sind die paracelsischen „philosophi", ergründeten und erkannten die Geheimnisse der Natur, die Kräfte derselben — und darunter die zur Förderung der Gesundheit Dienenden. Es sind die Menschen, die ein Ausdruck jener Jahre Magi nennt.

Der Text fährt fort: „sie haben aber in der Zubereitung der Dinge und Kräfte keinen rechten, ganzen Grund gehabt, aber denselbigen bei den Alchemisten gesucht, und bei ihnen Anweisungen gefunden; da ist auferstanden der Arznei Bereitung. Da haben sich die Philosophi und Alchemisten dann auch zusammen gehaufet und den Antimonium unter die Sporen genommen. Und also mit der Zeit wurden Künste gefunden nacheinander und so wunderbarlich, daß anders nichts zu tun war, denn Suchen und Finden, täglich, und da kein Fleiß und Arbeit sparen." — Wenn man die Linien etwas stärker zeichnet, um sie deutlicher zu machen, dann heißt das doch, daß die Philosophi die Theoretiker, die Alchemisten aber Männer der Praxis und des Tuns gewesen sind. Sie stellen das praktisch dar, was die Philosophi ergrübelt haben.

„In dem Suchen, das sie also in der Alchemie geführt haben, ist es dazu gekommen, daß sie viel Wunderbarliches gesehen haben und täglich an der Arznei, die zum langen Leben dient, erfuhren, und unter anderem auch die nachfolgenden Stücke, in welchen sie große Wunder erfahren haben, und vor allem ein Stück, das sie tincturam geheißen haben. Aber nachfolgend sind die aurifices, lunifices eingerissen, die haben sich unter-

standen, die Metalle damit zu transmutieren..., wodurch die Medizin der alten Philosophi zugrunde gerichtet worden ist.

Solche Künste sind an mich, Paracelsus, gelangt in mancherlei Weg, aber vermischt mit dem Prozeß, Unedles in Gold und Silber zu verwandeln, der doch zum Erneuern der Menschen nichts taugt; den habe ich euch abgetrennt von dem zur Gesundheit. Weiter auch so sind viel Irrsal eingerissen durch Schreiber, durch Versetzung (der Worte), durch mißgünstiges Zurückhalten der Wahrheit, sie haben ausgelassen, manches weggetan, manches, nach dem man sehr gesucht hat, ist auch zugefügt worden, und mit solchem Suchen sind die Künste verändert worden und auch auf andere Wege gekommen. Denn man will sich nit begnügen mit dem ersten und sucht Weiteres, Besseres, Stärkeres usw.; da wird es aber meist böser und schwächer, als es erst war, auch vergessen. Solches alles habe ich fort getan, so daß die Kunst komme und stehe in ihrem ersten Grund und Wesen. Wer alsdann weiter zu suchen begehrt, der hat einen gerechten Grund anzufangen. Denn zu bauen und zu suchen in einem geringen, unerfahrenen Weg kann nit mit Nutz geendet werden. — Damit ich euch unterrichte, wie mir solches zu tun möglich sei, solches zu ordnen, wie gemeldet ist, so nehmt also zu verstehen: von Kindheit auf hab ich die Dinge getrieben und von guten Unterrichtern gelernt, die in der adepta philosophia die ergründetsten waren und den Künsten mächtig nachgründeten. Erstlich Wilhelmus von Hohenheim, mein Vater... Auch ist eine große Erfahrnis geschehen eine lange Zeit her durch viel Alchemisten, die in solchen Künsten gesucht haben, als nämlich der edel und fest Siegmund Fueger von Schwaz mitsamt

einer Anzahl seiner gehaltenen Laboranten. Darum soll sich niemand verwundern, daß jetzt solche Korrektur vor Augen ist."

Was ist demnach adepta philosophia? — Sie ist nicht Alchemie, wie wir aus Paracelsi Munde hier ganz deutlich hören. Adepta philosophia trieb sein Vater Wilhelm von Hohenheim und trieben auch andere Männer, die er mit ihm namhaft machte; dann aber heißt es, daß eine große Erfahrnis „auch durch Alchemisten" geschehen sei. Die Alchemisten, zum mindesten die Männer an der Hütte, sind keine adepti philosophi; das lehrt die Wendung deutlich. Er selbst, das geht aus unserm Texte weiterhin hervor, hat die adepta philosophia durch den Vater und die andern Erfahrenen erlernt. Und er beruft sich, um sein Vorgehen rechtzufertigen, auf die Lehre. Was ist sein Vorgehen? Die Verbesserung der verdorbenen Rezepte. Er schreibt, daß die Philosophi dem langen Leben eifrig nachgedacht und in den Künsten der Natur nachforschten, um eine Hülfe dafür zu erfahren, bis ihnen die aurifices die Anweisungen verdorben haben. Adepta philosophia sucht also die Tinktur, das Leben zu verlängern. Adepta philosophia ist eine Lehre von den Geheimnissen der Natur, in denen die Mittel einer solchen Aufenthaltung der Gesundheit liegen.

Nach alle diesem wird nun Paracelsi Aussage über seine „Lehrer" auch verständlich; er schrieb, daß er gelernt habe: „erstlich von Wilhelmus von Hohenheim, meinem Vater, der mich nie verlassen hat. Nach ihm und mitsamt ihm eine große Zahl, die nit wohl zu nennen ist, mitsamt vielerlei Schriften der Alten und der Neuen von etlichem (verschiedenen) Herkommen, die sich groß gemühet haben, als Bischof Scheit von

Settgach, Bischof Erhart und seine Vorfahren von Lavanttal, Bischof Nicolaus von Yppon, Bischof Matthäus Schacht, Suffraganeus von Freisingen, und viel Äbte, als von Sponheim, und dergleichen mehr, und viel unter den anderen Doktoren und dergleichen"; es folgt die schon zitierte Stelle über Siegmund Fueger in Schwaz. — Wer diesen Text las, sah nur immer „Abt von Sponheim", und es ist viel darum gestritten worden, wer der Abt von Sponheim war; die einen meinten, Trithemius, jener philosophus adeptus, der in den späten Kinderjahren Paracelsi Abt in Würzburg war; der letzte Biograph, Karl Sudhoff, dachte an einen Abt im Lavanttal, Bruno von Sponheim, der 1117 bis 1140 dort regierte. Der Text läßt keine klare Entscheidung in der Frage zu. Doch das ist, wie ich eben sagte, wohl auch nicht das Wichtige; es geht ja hier nur um das Wesen jener philosophi adepti. Um ihre Bücher, deren er in der Chronik Kärntens noch einmal gedenkt; er schrieb dort nämlich, daß man in Kärnten Erzbergwerke habe, und daß die Bergwerkskünste „erstlich in diesen Landen sind gelernt worden und dann in andere Länder getragen. Es befindet sich auch, daß in Germanien die ersten Künste in der Arznei am subtilsten da (in Kärnten) fürgenommen worden sind. Denn das beweisen die gar alten deutschen Büchlein, die vor Christi Geburt zusammen gelesen sind worden, und zu denselbigen Zeiten die Extraktion quintae essentiae angefangen ist worden. Denn so man gründlich zusieht, — was Bergwerk und Arznei betrifft, ist Kärnten das erste".

Arznei und Bergwerksarbeit stehen mithin in engster Nachbarschaft, so wie vorhin die Philosophia und die Alchemie zusammentrafen. Und wenn es hier um

quinta essentia und ihr Ausziehen geht, so meint das eine Arbeit, die den alchemistischen Künstlern zugehört. Von dieser quinta essentia handeln nun viele alte Bücher — die vielerlei Schriften der Alten, die in Kärnten einst gefertigt wurden. Es sind das die „gar alten Scharteklein", die er später auch erwähnt, als er von den philosophi adepti und den Alchemisten spricht; denn jene philosophi adepti hatten die „Tinktur" entdeckt: „da sind Arzneien gefunden worden, die sie tincturas geheißen haben. Die gar alten scarteclin zeigen an, und auch die Erfahrenheit hat mich und meine Mitverwandten (Kollegen) belehrt, daß von solchen tincturas das Blut gereinigt worden ist..." So schließt der Kreis und mit ihm auch die Fülle der Beweise sich zusammen: in jenen kärntnischen Bergwerksorten, wo die technische Chemie regiert, da fanden sich Traditionen und ein altes Schriftgut vor, in denen die adepta philosophia ihre Flügel regte. Adepta philosophia ist aber keine Alchemie; viel eher als Alchemie ist sie noch eine Medizin. In Wahrheit jedoch ist sie Lehre von den Geheimnissen der Natur; sie kennt den Sternenhimmel, seine Bewegungen, seine Kräfte, kennt Meer und Erde, und was Meer und Luft und Erde tragen. Denn gleicherweise „wie der philosophus communis die natürliche Kraft der Kräuter beschreibt, soll der philosophus adeptus die firmamentische Kraft in denselben beschreiben". Die firmamentische Kraft, das meint die immateriellen, nicht mit Händen zu fassenden Wirkungen, meint Inklination, Impression, die Konkordanz der Dinge, meint das, was damals noch Geheimnisse gewesen sind, meint das, was damals auch magia naturalis hieß, die erste, noch tastende, noch vor ihrer Klarheit zögernde Physik.

Ein solcher erfahrener magus naturalis war der Vater Paracelsi. Und philosophia adepta hat er seinem Sohne früh gewiesen. In einem uns seltsam scheinenden Geiste wuchs der hungernde Arztsohn auf. Geheime, von Bildern und Symbolen trächtige Lehren wurden früh sein Brot. Endlose Debatten mit andern Erfahrenen schwirrten über den leeren Tisch; geheimnisvolle Versuche und Beobachtungen haben immer wieder statt, Retorten und Kolben glühen, in den Öfen brodelt der und jener Sud — und über dem allen hängen die Worte Hermes aus der tabula Smaragdina: Quod est inferius, est sicut id quod est superius, et quod est superius, est sicut quod est inferius.

Ein zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe schauert unter ihrem ungeheuren Sinn.

Lernen

Vom Benediktinerstift Einsiedeln liefen Fäden bis ins Lavanttal und bis zu den Benediktinermönchen von St. Paul. Hier wurde der adeptus philosophus wohl mit freundlichen Armen aufgenommen; aus dem vorhin zitierten Bekenntnis wird man es annehmen dürfen, daß auch der Sohn dort an adeptischen Arbeiten teilgenommen habe. Und wenn auch das zunächst nur in beschränktem Maße möglich war, wenn diese Belehrungen eher nach der großen Wanderschaft zu setzen sind, denn er war damals nichts als nur ein dreizehn- bis vierzehnjähriger Knabe, so wurde ihm jetzt von ihnen wohl „die derzeitige Wissenschaft des Latein usw.", das heißt die ganze damals übliche niedere Schulbildung mitgeteilt. Die eigentlichen beruflichen Studien aber

machte Paracelsus in Ferrara, wo er sich auch den medizinischen Doktorhut errang.

Wir wissen von diesen seinen Studien heute weiter nichts, als was er von dem anatomischen Gewölbe zu Ferrara angegeben hat. Ein Freund und Zeitgenosse Paracelsi aber sagt in einem Schreiben, die medizinische Wissenschaft sei selber eines Arztes bedürftig, und wenn nur einer käme, und „wir sie einmal recht purgiert und gesund empfingen", so wollte man sie so liederlich nit wieder lassen „krank werden und in Abfall kommen. Zu solcher Aufrichtung aber dieser unserer schwachen Kunst haben sich ihrer viel bei unsern Zeiten in mancherlei Weise gemüht, doch ist es zu mehrern Teil mit unnützem Geschwätz zugegangen, allein wenig ausgenommen. Und (das ausgenommen), was der teure lobwürdige Johann Menardus von Ferrar ausgerichtet hat, den uns aber Gott nit hat wöllen von der Menschen großen Undankbarkeit wegen, wie ichs achte, auf Erden vergönnen." — Menardus scheint also einer der ersten kritischen Ärzte zu sein, und wenn auch Paracelsus ihn nicht hören konnte, weil sich Menardus 1513 bis 1519 in Ungarn aufgehalten hat, so ist von des Menardus Kollegen Johannes Leonicen doch sicher eines und das andere dem Studenten zugeflossen, denn Paracelsi Freund, der Doktor Thalhauser in Augsburg, läßt diesen eine Art Fortsetzer der von Menardus begonnenen „Reinigung" sein.

Der Schüler bekennt von sich, er sei „der hohen Schul nicht eine kleine Zier" gewesen. Und das geht auch aus mancher späteren Reminiszenz hervor. Er habe der alten Skribenten Bücher mit viel Fleiß und Mühe durchlesen

und getreulich befolgt. Nach den Erzählungen eines seiner Schüler war es ihm noch später und das heißt doch, in den Jahren, da er schon lange von der hohen Schule fort war, ohne Schwierigkeiten möglich, auswendig aus dem Galen, was man von ihm verlangen mochte, zu zitieren. In Basel hat er die Aphorismen des Hippocrates erklärt, und auch zu Macers Versen haben wir noch Scholien von seiner Hand.

Wenn dies die Früchte seiner ehemaligen Studien sind — und woher kannte er denn die Texte, außer aus den Studienjahren? — dann wird uns das, was jener Menardus einst geleistet hatte, deutlich. Er wollte die Reinigung und Wiedergeburt der Medizin, doch diese Wiedergeburt geschah ihm von den Texten her. Er ist der klassische Humanist, wie ihn die Renaissance hat entstehen lassen. Ein guter Text und eine rechte Interpretation des Textes, — wer diese Vorbedingungen leistet, kommt der letzten Wahrheit nahe, und er erreichte die Wiedergeburt der lange verlorenen medizinischen Kunst.

Es ist die erste Begegnung Paracelsi mit der Renaissance, mit den bewußten Vertretern einer nach der Herrschaft langenden Kultur.

Wir wissen es nicht, wie Paracelsus dieses Neue hingenommen hat, — er kommt ja noch aus der im Mittelalter wurzelnden Welt; er hat sein bissel Latein in einem fernen Kloster lernen müssen, — ob es ihm schwer fiel, sich in dieses Neue einzudenken, ob er es ohne große Widerstände in sich aufgenommen hat, vielleicht so, daß ihm dessen Konsequenzen halb und halb entgangen sind, vielleicht, daß er nur auf die Texte und den medizinischen Inhalt seiner Texte sah, nicht auf den Geist, in dem ihm diese Texte dargeboten wor-

den sind, doch wie auch immer, es hat keine besonderen Anstöße bei ihm ausgelöst.

An Paracelsi Studien schloß sich eine Zeit des Wanderns an. Man kann in ihr das Wandern eines „fahrenden Schülers" sehen, obwohl er schon ein Doktor ist, kein junger und vagierender Studiosus mehr. Er wird zu jenem fahrenden Schüler, dessen Typus heute noch lebt, — wenn es auch nur noch in den Sagen unserer Alpenländer ist, wobei das „Schüler" den gelehrten und studierten Mann bezeichnet, indes das „fahrend" ihn als einen durch die Lande Schweifenden charakterisiert.

Sein Weg beginnt nach dem Erwerb des Doktorhutes in Ferrara; „hab also die hohen Schulen erfahren lange Jahr bei den Teutschen, bei den Italischen, bei den Frankreichischen, und den Grund der Arznei gesucht..."; er war mithin auf einer oder mehreren französischen hohen Schulen. Der Name Montpellier wird später öfters von ihm angeführt; zog es ihn dorthin, um Galen von Grund auf zu studieren, denn Montpellier war lange als galenische Universität berühmt, — zog ihn der Name Nostradami, eines adeptus philosophus? Doch Paracelsus setzt den Wanderstab anscheinend sehr bald weiter; er hat sich nit allein derselbigen — also der galenischen „Lehren ergeben wollen, sondern weiter gewandert gen Granaten, gen Lizabon, durch Hispanien", und man hat seinen Weg in seinen einzelnen Stationen festzulegen versucht: er wäre vom südlichen Frankreich am Mittelmeer hinunter bis nach Granada, über Sevilla durch Portugal nach Lissabon, von dort zurück nach Spanien und zum Kap vom finsteren Stern gezogen; in seinen Schriften nennt er aber auch Leon, Kastilien, Salamanca, — und über Saragossa wäre er nach Frankreich rückgekehrt. Von dort

— und möglicherweise über Paris — besuchte er die britische Welt.

Im Spitalbuch spricht er von seiner Teilnahme ebenso am niederländischen wie am dänemarkischen Krieg; es ist nicht leicht, für diese Jahre ein befriedigendes Datum auszumachen. Allein zum dänemarkischen Kriege haben wir noch eine ungefähre Datierungsmöglichkeit. Wenn Paracelsus in der Großen Wundarznei behauptet hat, Stockholm sei eine Stadt in Dänemark, dann mag er etwa 1520 dort gewesen sein, denn 1520 ist Stockholm für kurze Zeit in dänischer Hand gewesen.

Hier haben wir nun zum ersten Male auch wieder deutlichere Berichte. Als er in seiner Großen Wundarznei vom Wundtrank spricht, der eine solche Kraft und Macht hat, daß er durch inwendige Hilfe die Stiche und die Wunden heilt, da fügt er die Bemerkung bei: „Ich hab gesehen zu Stockhalma in Dänemark einen Wundtrank bei einer edlen Frau; ausgenommen was Beinschrot- oder Geäderwunden waren, die (andern) wurden mit drei Trünken geheilt." Wir sehen den Arzt, der nicht nur als ein Feldscher draußen Dienste tut, der sich vielmehr bemüht, zu seinen Künsten neue Künste zuzulernen.

In dem vorhin bereits zitierten Texte fährt er über seine Reisen fort: „... durch Hispanien, durch Engeland, durch die Mark, durch Preußen, durch Littauen, durch Polland..." Um welche der „Marken" es sich handelt, können wir nicht sagen, und wie er von Schweden weiter wanderte, läßt sich nur erraten; auf jeden Fall durchschritt er Preußen, Litauen und Polen. Sein Weg ging aus den baltischen Ländern in das Litauische, von dort nach Danzig und nach Polen, und wahrscheinlich über die Thorner Straße, Schlesien nur

am Rande berührend, nach Galizien, um weiter von dort nach Ungarn und der Walachei zu wandern. In Danzig wie in Wilden ist es zu schärferen Auseinandersetzungen gekommen, bei welchen die Ärzte der alten Schule etliche Siege über ihn erhalten haben; er tröstet sich in seiner ersten, der Kolmarer Syphilisschrift, darüber, das sei im ersten Abrennen, also als ein noch nicht entscheidender Sieg, geschehen. Um was es ging, das läßt die angezogene Stelle nicht ganz klar erkennen; gewiß jedoch wies man ihm Fehldiagnosen syphilitischer Erkrankungen nach.

Auch in den einzelnen Balkanländern streifte er herum. „Ich hab gesehen zu Griechisch-Weißenburg einen Walachen, der gab nicht mehr denn einen Trunk zu trinken, und heilte damit eine jegliche Wunde und Stich." Wie in der Walachei so finden wir ihn in Siebenbürgen und Kroatien; bei einem arabischen Theriakskrämer sah er in Zengg die echte terra sigillata; „ich hab auch in Krabaten gesehen von einem Zigeiner, der nahm einen Saft von einem Kraut, gab ihn auch zu trinken ein Mal; was Leibstiche waren in die Tiefe, die waren von einem Trinken geheilt; was aber zu Zufällen geneigt war, in selbigem hatte es keine Kraft".

Wie sich in dieser Reise eine Reihe anderer Orte unterbringen lassen, das ist so schwer zu sagen wie was der Venedische Krieg gewesen ist, von dem er spricht, als er den niederländischen erwähnt. Gehört er etwa an den Anfang seiner langen Wanderjahre, und so in jene große Auseinandersetzung, die zur Schlacht bei Marignano führte? Setzt man ihn besser in den frühen Sommer 1522? Hängt daran jene Fahrt nach Rhodos, deren er sich berühmt? Ist er, nachdem Venedig bald

des Kriegens müd geworden war, das Heer verlassend, weiter durchs italische Land gestreift? „Ich habe in Friaul gesehen, da ward einem ein Ohr abgehauen und ein Bader nahm es und setzte es wiederum an mit Steinmetzenkitt, Käsleim usw.; er erhielt Lob und ein groß Wundergeschrei. Am andern Tag fiel es wiederum ab, als es der Eiter unterfressen hatte." Im Spital-Buch erzählt er ferner, daß er wie im Niederlande so in der Romanei und in Neapolis gewesen sei. Ob er in Samos und auf Kreta, Alexandria und Konstantinopel war, wie man aus der gelegentlichen Erwähnung dieser Namen schließen wollte, das ist nach den vorhandenen Schriften nicht mehr zu entscheiden, doch wird man eher nein als ja annehmen dürfen. Sizilien mit dem Ätna aber hat er wohl gesehen, er nennt den Berg zu oft als feuerspeienden oder brennenden, (indessen er den Vesuv wohl nicht im lohen Schein gesehen hat). Auch in Loretto war er, wie die Große Wundarznei erzählt. „Doch daß ich Asiam und Afrikam erfahren hab, ist nit", er kennt allein Europa, dessen „ich ein genugsam Teil erfahren hab. Jedoch aber, wer mag alle Winkel durchstreichen?"

Sein Heimweg wird über Dalmatien und die windische Mark gegangen sein; das erste nennt er im Spitalbuch, das zweite in der Großen Wundarznei, und in den Quecksilberwerken von Idria ist er gewiß gewesen — von dort ist er auf Kärnten und auf seine Heimat Villach zugebogen, zu dem er über Pettau durch das Drautal aufgestiegen ist.

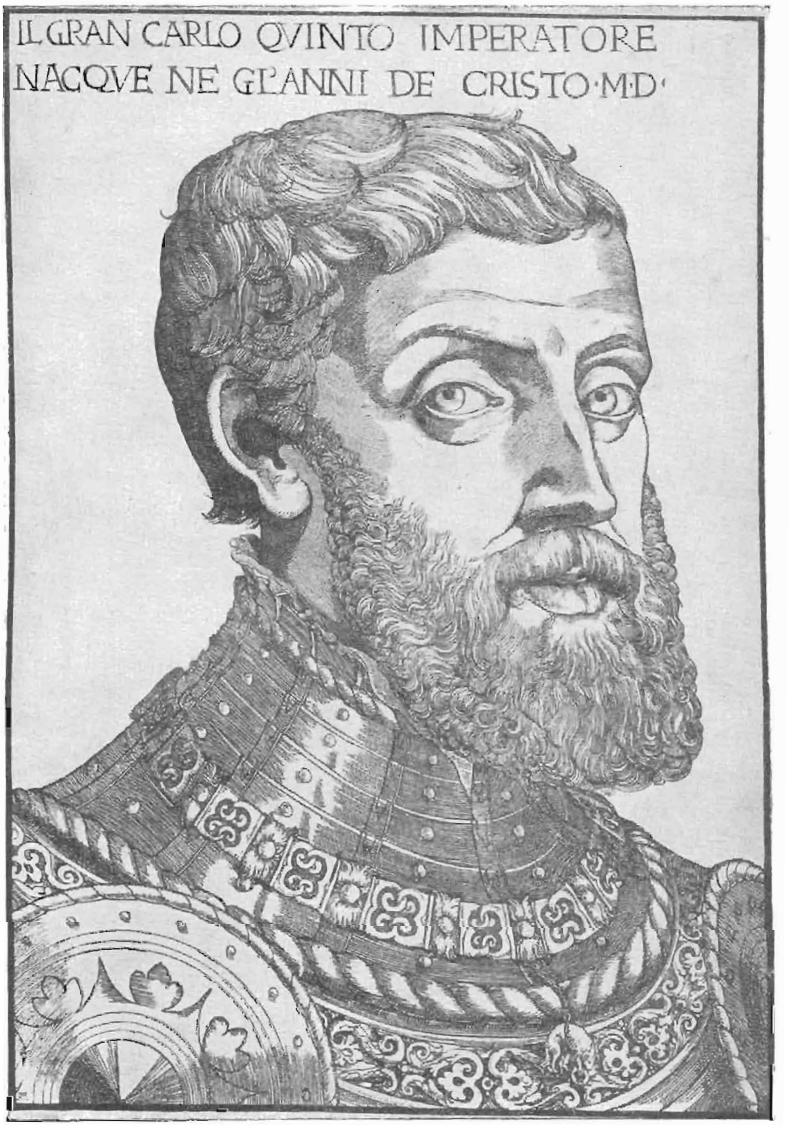
Ob diese ganze lange Reise aber wirklich so verlaufen ist, wie Sudhoff glaubte, halte ich für zum mindesten zweifelhaft. Vielmehr, sie muß von mehreren Heimkehren zum adeptischen Vater unterbrochen worden

sein. Dafür spricht nicht nur, daß es wohl zu viel gewesen wäre, was dieses junge Leben mit ihr hätte bewältigen müssen, wenn es durch vier, fünf oder noch mehr Jahre durch die Welt getrieben wäre, und es wäre nirgend eine Ruhe, eine Besinnungspause wahrzunehmen. Dafür spricht viel entscheidender eine Bemerkung in der Kolmarer Schrift zur Syphilis: „Da ich verdarb in Siebenbürgen und mein Oppodeltoch ward verachtet...“; das eben genannte Medikament ist eine seiner adeptischen Medizinen. Es ist nicht anzunehmen, daß er sie wo anders ausgearbeitet hat als dort, wo seinem Leben der adeptische Grund gewiesen und gegeben wurde. Er hat demnach von Zeit zu Zeit in seinem Villacher Vaterhause Rast gehalten.

Was aber trieb ihn hinaus, durch Jahre einer Unrast ohne Ende? Es sind zwei Gründe — jedoch der zweite wächst ihm wohl erst unterwegens zu. Der Medikus, heißt es in einem Buch, das man verunechtet hat und das man Paracelsus kaum wird nehmen können, lernt und erfährt nicht alles auf den hohen Schulen, „sondern er muß auch zu Zeiten zu alten Weibern, Zigeinern, Schwarzkünstlern, Landfahrern, alten Bauersleuten und dergleichen mehr unachtsamen Leuten in die Schul gehen und von ihnen lernen, denn diese haben mehr Wissen von solchen Dingen denn alle hohen Schulen“. Und das erklärt er nun auch im Eingange der Großen Wundarznei, „er habe geforscht nicht allein bei den Doktoren, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelehrten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern, die sich des pflegen, bei den Alchemisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Unedlen, bei den Gescheiten und Einfältigen“.

Wir haben bereits gelegentliche Beispiele dieses Suchens angetroffen, die edle Dame in Stockholm und den Krabaten in Griechisch-Weißenburg, den Bader in Veriul (Friaul) und den Zigeuner in Kroatien. „Ich hab auch gesehen ein Mal einen Teufelsbeschwörer, der hatte einen Wundtrank, der heilte mit drei Trünken Wunden, beinschrötig, auch abgehauene Geäder; aber da ich die echte Wahrheit erfuhr, heilte nicht der Trank, sondern das er über die Wunden legte." Bei Bauern findet er Salben, die die Wunden bessern können, an denen die „Meister" Ärzte allesamt zu Schanden wurden. Wie auf den Dörfern tut er sich auch in den Städten um: „Vielerlei Künste sind gefunden worden durch die Handwerksleut, die mit ihrem Werkzeug und damit sie umgehen, Versuche getan haben. Als die Keßler haben mit Kupferschlag das Blut gestellt, auch die flüssigen Wunden damit ausgetrocknet, also auch die Schmiede mit dem verbrannten Eisen, das Crocus martis heißt, dergleichen in Wunden gehandelt. Also auch die Hafner haben mit der Silber- und Goldglätte auch dermaßen Erfahrnis gehabt."

Sein Weg verlief nicht ohne manchen schweren Zwischenfall. „Nicht laß dich entsetzen ab mir, daß sie sagen, ich sei dreimal im Gefängnis gelegen, ich habe viel Kriege durchlaufen, ich habe viel freventlich geschlagen usw.", verteidigt er sich in seinem Entwurf „von den podagrischen Krankheiten". — Wir hörten ja schon, daß er am niederländischen, dänemarkischen und auch an einem der venedischen Kriege teilgenommen hat. „Ich hab einen Bauern gesehen, der übel hörte; hat lange Jahr an ihm gewähret, und in einem Stubenfechten ward ihm das eine Ohr abgehauen mitsamt einem breiten Bletz. Genas am selbigen Ohr, daß er baß hörte,



Kaiser Karl V.

Nicolaus Leonicen

denn da ihm nichts gebrestete. Hab auch gesehen, daß nach großen Schlachten Pestilenz, Bräune, Seitenstich unter die Knechte kommen; was aber geblutet hat und sehr (wund) gehauen war, dem begegnete nichts, und ihrer war ein großer Teil. Ich hab oftmals auch gesehen, daß etliche sind gewesen, die am roten Gwilch vielmalen im Jahr belästigt worden sind, und durch Wunden und Stich nachfolgende lange Jahr (dessen) entledigt worden sind." — Sein Weg, der durch das aufgewühlte Europa jener 1520er Jahre lief, durch eine, das Reich erschütternde und zerreißende geistige Revolution, durch Kriege imperialer Art, die das aufwachsende Frankreich angezündet hat, durch die in halber Nacht versinkenden Länder Osteuropas, — sein Weg, der zwischen den Fürstenhöfen und den Bauernhöfen schwang, der heut zu einem reichen Kaufherrn, morgen unter Bettler führte, ein Weg durch Klöster, alchemistische Küchen, Schlachtgetümmel — er reißt die ganze Vielfalt des Europas jener Jahre in sein Leben. Er ist ein Mann, den einzig und allein der wissenschaftliche Eifer treibt — sein Werk verrät das, es bedarf gar keines Versicherns seinerseits — doch das sich neugebärende Europa zwingt ihn „teilzunehmen".

Er aber will nichts — er will nur seine Wissenschaft. Es ist, als striche er alles andere aus aus seinem Leben; es gibt in seinen vielen Schriften kein Zitat politischer Formulierung und es gibt keine Erinnerung an die Kriege, die er mitgezogen ist, in welcher von etwas anderem als von Medizin die Rede ist. Er weiß von Spanien nichts, von England nichts, von Polen, und was wir von den Kriegen, von der italienischen Fahrt erfahren, das steht in einem Satz: ich habe „im Niederland, in der Romanei, in Neapolis, in den venedischen, dänemar-

kischen und niederländischen Kriegen eine so treffliche Summe der Fieber aufgebracht und darüber vierzigerlei Leibkrankheiten, die in denselben gefunden wurden, in Gesundheit aufgerichtet".

Er ist besessen vom Arztsein und das legt sich wie ein Vorhang vor sein Auge. Er sieht nichts anderes, nein, er will nichts anderes sehen, und was er sieht, das wirft er einfach hinter sich. Er hat nur einen Auftrag Gottes und der ist, ein Arzt zu sein.

Sein Wanderweg hat mit dem einfachen Wunsche angefangen, ein Arzt zu werden und sein ärztliches Wissen zu verbessern. So ist er von Ferrara aus auf die französische Universität und in die Welt gezogen.

Was aber sind nun die Früchte seiner ausgedehnten Wanderungen? In seiner Widmung des zweiten Buches der Großen Wundarznei an König Ferdinand, den Bruder Kaiser Karls V., erklärt er über die alten Autoren in der Medizin: „Ich hab ihre Prozeß, Kanones und dergleichen Ordnung und Schriften lang in großen Würden und Ehren gehalten..."; „lang", das muß heißen, mindestens doch einige Jahre lang; das heißt: doch wenigstens die ersten Jahre nach Beschluß des Studiums. Die Abkehr von dem, was in den Schriften der Autoritäten ihm geraten ward, geschah mithin am frühesten in den letzten Jahren seiner Wanderzeit. Das stimmt mit einer anderen Erklärung des genannten Buches überein, das wir bereits in Stücke kennen, das ich aber nun ganz folgen lasse: ich „hab die hohen Schulen erfahren lange Jahr bei den Teutschen, bei den Italischen, bei den Frankreichischen, und den Grund der Arznei gesucht. Mich nit allein derselbigen Lehren

und Schriften, Büchern ergeben wollen, sondern weiter gewandert gen Granaten, gen Lizabon, durch Hispanien, durch Engeland, durch die Mark, durch Prüchsen, durch Litau, durch Poland, Ungern, Walachi, Siebenbürgen, Krabaten. Windisch Mark, auch sonst andere Länder, nit not zu erzählen, und in allen den Enden und Orten fleißig und emsig nachgefragt, Erforschung gehabt gewisser und erfahrener wahrhaften Künste der Arznei. Nicht allein bei den Doktoren, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelernten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern, so sich des pflegen, bei den Alchemisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Unedlen, bei den Gescheiten und Einfältigen. Hab aber so ganz gründlich nicht können erfahren, gewiß zu sein, es sei, in was Krankheit es wolle. Hab ihm viel nachgedacht, daß die Arznei eine ungewisse Kunst sei, die nicht gebührlich sei zu gebrauchen, nicht billig mit Glück zu treffen, einen (vermag sie) gesund zu machen, zehn dagegen verderben, — das mir eine Ursache gegeben hat (zu glauben), es sei eine Betrügnis der Geister, den Menschen also zu verführen und gering zu machen". Aus alledem ergibt sich, daß dies Suchen nach gerechter Arznei, das er bei Ärzten wie bei Weibern, Mönchen, Alchemisten treibt, in engem Zusammenhang mit diesen Wanderungen geschehen sein muß — und auch sein Schluß „hab aber..." ist ein Ergebnis der Bemühungen dieser weiten Wege.

Die Kunst ist nicht gewiß — das will vor allen Dingen heißen, daß ihm die Alten keinen sicheren Grund zu geben scheinen. Damit beginnt die Abkehr von der Medizin der hohen Schule. Die Abkehr, die wir wohl schon in seine Wanderzeit zu setzen haben. Und deren Patron und Wegweiser sein getreuer Vater war: „Wil-

helmus von Hohenheim, der mich nie verlassen hat." Auch nicht verlassen, als der Glaube an das eigene Wissen ihn verließ. Denn daß er anders ist, verdankt er niemanden als nur ihm.

Adeptus philosophus

Er hatte geglaubt, es wäre ein Betrug der Geister, den Menschen also zu verführen und gering zu machen, als er die Ungewißheit seines medizinischen Tuns erkannte. Denn, lehren die Magier, böse Geister oder daemones so gut wie lichte stehen dem Menschen dauernd an der Seite. „In Luft gehüllt schweben sie überall auf Erden, denn kein Fürst, kein Großer würde sicher sein, keine Frau würde unbefleckt bleiben, kein Mensch würde in diesem Tale der Unwissenheit zu dem von Gott ihm gesetzten Ziele gelangen, wenn die guten Dämonen uns nicht Schutz gewährten vor den bösen..." Und wenn Agrippa lehrt: „Die guten Dämonen reinigen (wie Jamblichus sagt) die Seelen aufs Vollkommenste; außerdem verleihen sie uns noch Verschiedenes, sie geben durch ihre Gegenwart dem Körper Gesundheit, der Seele Kraft...", dann darf man ohne weiteres ergänzen: die bösen Dämonen aber geben Krankheit oder nehmen uns die Gesundheit — wie es der junge, an der Kunst verzweifelnde Paracelsus glaubte.

Die paracelsische Deutung ist nach diesem eine Deutung jener Philosophen, die er adepti nannte, und die jene Jahre Magi hießen. Wie er zu ihr gekommen ist, das liegt ja durchaus auf der Hand. Als ihm der Grund, auf den er bauen sollte, ganz und gar vergeblich schien, als er mit Schande von den Krankenbetten abgezogen ist, und auch die Kunst der vielberufenen Volksheil-

künstler sich als Trug erweist, da kehrte er um, dorthin, von wo er ausgegangen war, zurück zum Vater und zu dessen philosophischem Grunde und Bekenntnis. „Wilhelmus von Hohenheim, mein Vater, der mich nie verlassen hat" — was sollten die wenigen Worte aus dem tiefsten Dankesgrunde eines Menschen sagen, wenn nicht das eine, daß der Vater in der Not ihm Helfer war.

Adepta philosophia war die Hilfe, die er seinem Sohne übermachen konnte. Adepta philosophia ist die neuplatonische Weltanschauung, wie sie im Kreise der Magi und hermetischen Alchemisten lebte. Wenn man sie kennen lernen will, wie sie in jenen Jahren ausgesehen hat, dann wird man in des Agrippa von Nettesheim „occulta philosophia" einen ungefähren Anhalt finden. Das, was dort steht, das etwa ergriff der an der Kunst verzweifelnde Mann.

„Die Welt ist dreifach, elementarisch, himmlisch, geistig, und da die übergeordnete immer die untergeordnete regiert und diese somit dem Einflusse ihrer Kräfte unterliegt und sie empfängt, so strömt der Archetypus selbst und strömt der Schöpfer aller Dinge durch seine Engel, die Himmel, die Gestirne, die Elemente, die Tiere, die Pflanzen, die Metalle und die Steine die Kräfte seiner Allmacht auf uns Menschen aus", mit dieser Erklärung beginnt das erste Buch von De occulta philosophia, und dementsprechend wird im weiteren Text des Buches geschieden — nur daß der Welt des Archetypus außer der geistigen (der Welt der Engel und der Apostel), der himmlischen (der Welt der Sterne) und der elementischen (der Welt der Elemente, Tiere, Pflanzen und Steine) noch die des Mikrokosmos, also die des Menschen und der Abgrund untergeordnet sind.

Das aber ist nicht so wichtig, als daß diese Welten zugleich Stufen einer Ordnung, die vom vollkommeneren Geschöpf zum primitiven absteigt, bilden.

Wenn man die Leiter in ihrer umgekehrten Stufenfolge sehen will, so kann man sie im obersten magischen Grundprinzip erkennen: „es liege eine Kraft und eine wundersame Wirkung in den Steinen, und wie in diesen in den Pflanzen, in den Tieren unserer Erde, doch größer als hier ist sie vorhanden in den Sternen, noch größer in den den Sternen vorgesetzten Intelligenzen", am mächtigsten aber ist die höchste Ursache, der Archetyp. „Der Archetypus enthält die Elemente als Ideen des zu Erschaffenden; in den Intelligenzen (Engelgeistern) sind sie als Gewalten verteilt, in den Himmeln liegen sie als Kräfte, und in unserer Welt sind sie dichtere Formen."

In diese Folge von „Welten", welche man als Sphären übereinander liegend denkt, wirkt nun ein zweites großes, alles Sein erfassende Grundgesetz. Im Archetypus liegen die anderen Erscheinungen als Ideen, und dieser Welt der reinen Idee stehen die folgenden Welten gegenüber. „Die Platoniker behaupten, alle Gegenstände unserer Welt seien die Abbilder oberer Ideen." Sie liegen im Archetypus als Bestimmungen zu etwas, ohne Gegensätze zueinander; doch in der geistigen Welt, das heißt in der Weltseele, nehmen sie die Form der voneinander unterschiedenen und vollkommenen Ideen an, und so geht es die Welten hinab bis in den Zwingkreis der Materie. „Die Akademiker behaupten zugleich mit Hermes Trismegistos, und auch der Brahmine Jarchas wie die hebräischen Kabbalisten sind der Meinung, daß alles, was unter der Mondscheibe auf dieser unteren Welt der Erzeugung und der Verwesung unter-

worfen ist, auch in der himmlischen Welt sich befindet, aber auf eine himmlische Weise, ebenso in der geistigen Welt, aber in einer noch weit größeren Vollkommenheit, und endlich auf die vollkommenste Art im Archetypus. In dieser Reihenfolge entspricht jedes Untere seinem Oberen und durch dieses dem Höchsten, nach seiner Art, und es empfängt von den Himmeln jene himmlische Kraft, die man Quintessenz oder Weltgeist oder mittlere Natur nennt, von der geistigen Welt aber eine geistige und belebende Stärke, jede qualitative übersinnliche Kraft; vom Archetypus endlich erhält es durch die Mittelstufen (vermittelt) die Urkraft aller Vollkommenheit. Daher kann jedes Ding in eine Beziehung zu den Gestirnen, von diesen aus zu ihren Intelligenzen und sodann zum Archetypus gesetzt werden, von welcher Ordnung die ganze Magie und alle geheime Philosophie abhängt."

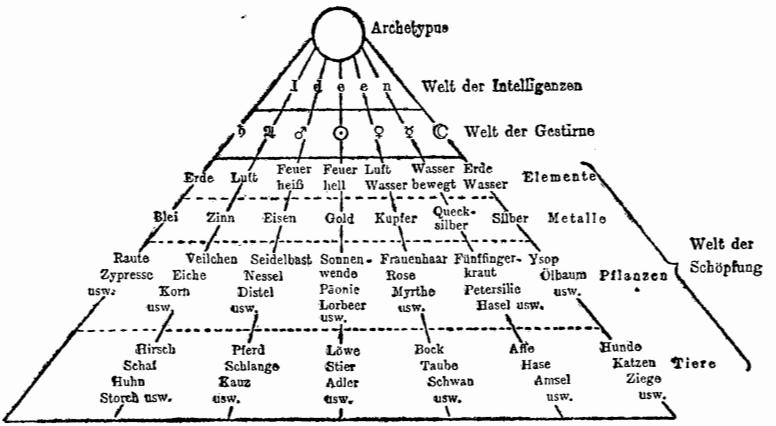
Hier haben wir die Basis jenes Tuns, das man Magie zu nennen pflegte. Denn es ist offenbar, daß alles Untere unter dem Einflusse seines Oberen steht; es strömen also „Kräfte" von den oberen Dingen zu den unteren. Und diese „Strömungen" verbinden natürlich nicht das Ungleichartige; sie schließen vielmehr zusammen, was in den Sphären zu der nämlichen Idee gehört. Dadurch entstehen ganze Bezirke, die der Idee der Sonne, der der Venus, des Mondes usw. zugehören. Ich greife aus diesen Bezirken einen ganz beliebigen heraus.

„Unter den Elementen sind solarisch das Feuer und die lichte Flamme, unter den Säften das reine Blut und der Lebensgeist, unter den Geschmäcken der scharfe, mit Süßigkeit vermischte, unter den Metallen wegen seines Glanzes das Gold, unter den Steinen

solche, welche durch goldene Punkte die Sonnenstrahlen nachahmen, wie der Adlerstein... Der Sonne gehören ferner an das Auripigment und die meisten Mineralien von lichter oder Goldfarbe. Von den Pflanzen sind diejenigen solarisch, welche sich nach der Sonne kehren, wie die Sonnenwende — und die bei Sonnenuntergang die Blätter einziehen, bei Sonnenaufgang aber sie wieder entfalten, wie der Lotos. Sonnengewächse sind auch die Päonie, das Schwalbenkraut, der Ingwer, der Enzian, die Eschenwurz. Ferner sind der Sonne heilig der Lorbeer, die Zeder, die Palme, die Esche, der Efeu und der Weinstock. Unter den Tieren gehören der Sonne an die großmütigen, beherzten, nach Sieg und Ruhm trachtenden, wie der Löwe, das Krokodil, der Fuchs, der Widder, der Ziegenbock, der Stier, der König der Herden. Solarisch sind unter den Vögeln der Phönix und der Adler, der König der Vögel, desgleichen der Geier, der Schwan, und der Hahn und der Rabe..."

Das, was wir eben von der Sonne hörten, gilt auch von den anderen Sternen. Es sind dem Monde zum Beispiel zugehörig oder lunarisch unter den Elementen die Erde, das Meer- und Flußwasser, alles Feuchte, die Säfte der Bäume und der Tiere, hauptsächlich die weißen, unter den Metallen das Silber usw. So also ergeben sich die vorhin schon erwähnten Leitern oder Ketten. In einer solarischen Kette aber kann man nicht das Silber suchen, in einer Kette des Jupiter sind der Adler oder die Päonie nicht zu finden. Es hängt vielmehr nur immer das zusammen, was eine und die nämliche Idee beherrscht.

Auf diese Art ergibt sich eine schematische Verteilung etwa dieser Art:



Die selben Ketten gehen selbstverständlich auch über andere Ideen und Gestirne, Fixsterne und Himmelszeichen oder den gestirnten Himmel aus.

Und nun lehrt die Magie: „Es herrscht in der Natur ein solcher Zusammenhang und eine solche Übereinstimmung, daß jede obere Kraft durch das einzelne Untere in langer und ununterbrochener Reihe, ihre Strahlen austeilend, bis zum letzten strömt, und andrerseits das Untere durch die einzelnen Stufen des Oberen bis zum Höchsten gelangt. Das Untere ist mit dem Oberen gegenseitig so verbunden, daß der Einfluß vom Endpunkt des letzteren, von der ersten Ursache aus, bis zum Untersten sich erstreckt, wie bei einer angespannten Saite, die, wenn man ein Ende derselben berührt, plötzlich ihrer ganzen Länge nach erzittert, indem die Berührung auch am anderen Ende widerhallt. Wird daher etwas Unteres in Bewegung gesetzt, so wird es auch das Obere, dem es entspricht."

Das ist der Ausgangssatz und Lehrgrund aller neuplatonischen Magie, so wie die „Weltgeist"-Lehre der

Ansatzpunkt der späten Alchymie gewesen ist. Der Weltgeist oder die Weltseele ist, wie schon der Name sagt, das Geistige der Materie, das heißt die Kraft aus der Ideenwelt in einem körperlichen Sein. „Alle Zeugungs- und Samenkraft ist in ihm enthalten, weshalb die Alchemisten diesen Geist auch aus dem Silber und Golde auszuscheiden suchen. Wenn derselbe richtig abgesondert und ausgezogen ist, und man bringt ihn nachher mit irgendeiner Materie der nämlichen Gattung, das heißt mit irgendeinem Metalle in Verbindung, so kann man augenblicklich Silber oder Gold hervorbringen."

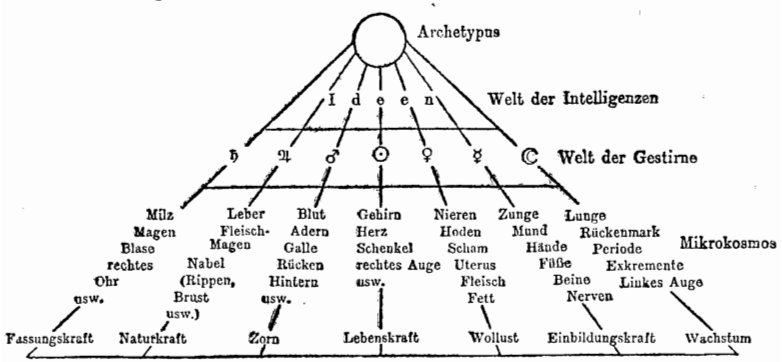
Viel wichtiger als diese Folgerungen, die im Grunde nur beweisen, in welchen gelehrten Kreisen Paracelsus Neuplatonischem begegnete, und die es zeigen, daß der philosophus adeptus mit eben dem Grunde wie der Alchemist die neuplatonische Lehre suchen mußte, viel wichtiger ist die daran sich anschließende Mikrokosmoslehre. Sie spielt im Denken jener Jahre freilich lange nicht die Rolle, die sie sehr bald im Denken Paracelsi hat einnehmen sollen. Der Nettesheimer, der den Begriff des Mikrokosmos hie und da gebraucht, weiß von der Schöpfung des Menschen nur das Folgende zu sagen: „Einige Theologen sind der Meinung, Gott habe den Körper des ersten Menschen nicht unmittelbar selbst erschaffen, sondern denselben mit Hilfe himmlischer Geister und der Elemente zusammengesetzt und gebildet... Die Götter (himmlischen Geister) nahmen von der Erde, dem Feuer, der Luft und dem Wasser gewisse Teile, verbanden sie miteinander und machten aus allem einen Körper, den sie dem Dienste der Seele unterwarfen."

Den neuplatonischen Kreisen war ein anderes sehr

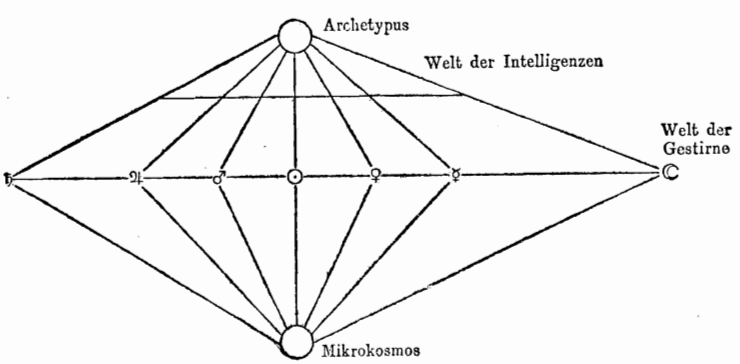
viel wichtiger: die Frage, an welchem Ort der Mensch in den vorhin erwähnten Ketten stand. Und hier ergibt sich nun ein seltsames und verwunderliches Bild. So wie die Kräfte, die im Archetypus lagen, auseinander gingen und sich in eine Vielzahl spalteten, so vereinen sie sich jetzt wieder. Der Mensch ist eine kleine Welt, und wie die einzelnen Ideen über die Sterne — als die Mittler — in der großen auf Elemente, Steine, Tiere, Pflanzen wirkten, so wirken sie wiederum in die verschiedenen Gegenden der kleinen Welt. „Wie man von den Arabern weiß, steht die Sonne dem Gehirn, dem Herzen, den Schenkeln, dem Marke, dem rechten Auge und dem Lebensgeiste vor; der Merkur der Zunge, dem Munde und den übrigen Sinneswerkzeugen, überdies den Händen, Füßen, Beinen, Nerven und der Einbildungskraft; der Saturn der Milz, dem Magen, der Blase, dem rechten Ohr und der Fassungskraft; der Jupiter der Leber, dem fleischigeren Teile des Magens, dem Bauche und dem Nabel; überdies teilen ihm auch einige die Rippen, die Brust, die Eingeweide, das Blut, die Arme, die rechte Hand, das linke Ohr und die Naturkraft zu. Mars steht dem Blute, den Adern, den Nieren, der Gallenblase, dem Hintern, dem Rücken, dem Samengange und der Zornsucht vor; Venus den Nieren und Hoden, der Scham und Gebärmutter, dem Samen und Geschlechtstriebe, überdies dem Fleisch und dem Fette, dem Bauch und allem, was zum Venuswerke dient. Dem Monde... werden das Gehirn, die Lunge, das Rückenmark, der Magen, die Periode, die Exkremente, das linke Auge nebst der Kraft des Wachstums zugeschrieben."

Sieht man aufs Ganze, nicht mehr auf die einzelnen Beziehungen im Leib, dann fügt der Mikrokosmos sich

in doppelter Ansicht in den vorigen Aufriß ein. Man kann zunächst ein jenem Aufbau ganz entsprechendes Schema geben:



Es zeigt, daß wir den Menschen einen Mikrokosmos nenen dürfen, denn er enthält das alles, was die „große Welt", das ist die Welt der Elemente, Feuchtigkeiten, Gesteine, Tiere, Pflanzen hat, und er enthält es alles in dem kleinen Wesen Mensch. Man könnte das Bild jedoch auch anders zeichnen, und dann würde es sich ergeben, daß wie aus einer Einheit, aus dem Archetypus, alles ausgegangen ist, so alles in einer Einheit, in dem Menschen, wiederum zusammenfällt.



Dasselbe, nur daß hier noch die Zwischenstufe Makrokosmos eingeschaltet ist, erklärt Agrippa in dem dritten Buche seiner magischen Schrift: „Der Mensch heißt daher die zweite Welt und das Ebenbild Gottes, weil er alles in sich enthält, was in der großen Welt enthalten ist, so daß es nichts gibt, was sich nicht in Wahrheit und wirklich im Menschen findet. Und zwar trifft man bei ihm alles mit denselben Verrichtungen wie in der großen Welt. In ihm sind die Elemente ganz und gar nach den Eigenschaften ihrer Natur; in ihm ist der ätherische Körper als Vehikel der Seele, der dem Himmel entspricht; in ihm ist das vegetative Leben der Pflanzen, das Sinnenleben der Tiere, der himmlische Geist, die englische Vernunft und der göttliche Verstand."

Ein diesem verwandtes Weltbild weist das Buch des jungen Arztes auf, das gegen 1520, also unterwegens, niedergeschrieben worden ist, „Volumen Paramirum" oder das paramirische Schriftenbündel, wie es Sudhoff nennt. Es ist auf den vorhin erwähnten Erfahrungen aufgerichtet worden, daß die Arznei ein Ungewisses sei und manchmal helfe, manchmal nicht. Er meint, daß daran eine zu geringe Kenntnis von den Krankheitsgründen schuld sein müsse, man heile das Fieber, frage aber nicht nach seinem Grund und Wesen, so müssen die Ärzte notgedrungen immer wieder in die Irre tappen. Sie können nur immer in einer Richtung, nicht jedoch nach allen Seiten sehen; sie finden so immer nur den Teil, nicht aber das Ganze, das vor ihnen steht. Die erste Facultas oder Sekte unter den Ärzten heißt er naturales, aus der Ursache: „sie arzneien

allein nach der Natur des Gewächses, wie die Konkordanzen zusammenstimmen, heilen kalt mit Warmem, feucht mit Trocknem ... Dieser Sekten sind gewesen Avicenna, Galen, Rhasis und ihre Ausleger. Die ... dritten heißen characterales, aus der Ursache: durch ihre Charakteres (zaubrischen Zeichen) machen sie alle Krankheiten gesund ... Und ihre Anfänger sind gewesen Albertus magnus, Astrologen, Philosophen und deren viel mehr. Die vierten heißen spiritales, aus der Ursache, daß sie den Geisten der Kräuter und Wurzeln gebieten (vgl. Melissengeist usw.), den Kranken zu entledigen, den sie gefangen haben und gekränkt ... Deren Sekten sind viel, als Hippokrates und andere ..." Die zweite und fünfte Sekte sind die specifici und fideles, von denen er keinen bestimmten Vorgänger anzugeben weiß. Von den fünf Fakultäten und den Krankheiten, die sie heilen müssen, schreibt er nun sein Volumen Paramirum, das deswegen anders wird, als die gewohnten Schriften der landläufigen Ärzte, die je einer Sekte angehören. „Aber ihr sollt nit denken, daß wir in euern Büchern leer sein oder unerfahren, darum daß wir nit euern Pflug ziehen. Wir entschlagen uns des, denn uns mißfällt euer Stil, Praktik und Ursache als die der Irrenden und Unerfahrenen. Dazu ursachen uns euere wenigen Zeichen (einer erfolgten Heilung) und die Viele der Kranken", — denen ihr nicht helfen könnt.

Ist das nur eine Begründung dafür, daß er neue, ungewohnte Wege wandelt und kann von einem Angriff gegen seine Kollegen hier noch nicht die Rede sein, so gehen die folgenden Sätze gegen die Ärzte humanistischer Bildung: „Wiewohl ihr euch gründet und beruft auf die geschriebenen Ärzte, chaldäische, arabische und

griechische, so will uns das spöttlich ansehen, denn ihre Schriften weisen, daß es ihnen mit ihren Kranken gleich gegangen ist wie euch mit den euern, deren die Mehrzahl stirbt." — Noch aber ist er nicht jener Paracelsus, welcher dem Zeitalter widerstehen wird, und der als einziger gegen einen ganzen Strom zu schwimmen wüßte, noch muß er ihm den humanistischen Wind aus den gespannten Segeln nehmen. „Ihr sollt nit denken, daß ihr durch ihre (der geschriebenen Ärzte) Schrift uns auf die Probe bringen, strafen oder vernichten wollt, denn ihr habt ihrer keinen Grund. Ihr sollt auch nit denken, daß sie wieder uns lauten, sie lauten mehr mit uns, denen wir lassen in unseren viel aus, das wir zu ihnen weisen und zeigen auf sie, als auf die rechten."

Nachdem der junge Paracelsus sich so seinen Ort gefunden hat, — einen Ort, der ebenso wenig den alten wie den humanistischen Ärzten zugehört, — geht er sein Thema an, das „die fünf Entien der Krankheit" heißt. „Merket, daß fünf entia sind, die alle Krankheiten machen und gebären. Fünf entia bedeutet fünf Ursprüng. Das verstehet so: fünferlei Ursprünge sind, von denen ein jeder Ursprung alle Krankheiten zu machen vermag", denn „das ens ist ein Ursprung oder ein Ding, welches Gewalt hat, den Leib zu regieren". — Um das genauer zu erklären, fügt er auch ein Beispiel zu: „Ihr habt eine Krankheit vor euch, wie zum Beispiel die Pest. Nun ist die Frage, woraus sie komme? Ihr gebt mir die Antwort und sagt: aus Zerbrechung (Zerstörung) der Natur. Jetzt redet ihr als naturales. Aber der Astronom sagt, daß der Lauf des Himmels eine solche mache. Nun, was von beidem ist wahr? Ich sag, daß ihr beide recht habt; aus der Natur kommt

eine, aus den astris (Sternen) kommt auch eine, und noch aus dreien Stücken. Denn Natur ist ein ens, astrum ist auch ein ens. Ihr sollt also wissen, daß fünferlei Pestilenz sind, nit geredet auf ihre Natur, Wesen, Form oder Gestalt, sondern auf ihr Herkommen." — In diesem Sinne behandelt Paracelsus die fünf Ursprünge aller Krankheit; sie kommen entweder aus den Unstimmigkeiten im eigenen Leib: ens naturale; oder aus dessen Umwelt: ens veneni; aus den verderbten Weltseele-Einflüssen (ich spreche gleich von ihnen): ens astrale; aus geistigen Unstimmigkeiten und suggestiven Beeinflussungen: ens spirituale, und endlich aus dem Zorne Gottes: ens dei.

Das ist im Grunde eine sehr viel gegenwärtigere Krankheitslehre als viele der gegenwärtigen Medizinen sie vertreten und verfechten. Uns aber liegt ja nicht an dem Medizinischen, sondern an dem Weltbild, das dahinter steht. Und dieses Weltbild ist das adeptische oder hermetische, unfern jenem neuplatonischen des Agrippa. Das Sein, das sind zwei große Reiche, eins von dieser und ein zweites von der andern Welt, ein irdisches und ein göttliches, und es ist geordnet. Schon in der ersten Schrift, obwohl sie uns defekt erhalten ist, tritt uns die immer wieder neu erhobene Behauptung ihrer Ordnung gegenüber, wenn auch noch nicht so deutlich, wie es spätere Bücher einmal sagen werden. Damit sind die das Ganze tragenden Grundgedanken angegeben. Was folgt, das ist kein systematischer Aufbau, und es fehlen deshalb manche wichtigen Stücke, — weil Paracelsus ja von den fünf Entien, nicht von seiner Philosophie geschrieben hat. So wird von den beim Nettesheimer so viel Raum einnehmenden himmlischen Mächten nichts gesagt; er weiß vom Archetypus

nichts, nichts von den göttlichen Ideen, — hier hat sein alter einfacher Kinderglaube keinen adeptischen Philosophien weichen wollen. Nur den Gedanken der Weltseele oder des Weltgeistes nimmt er an. Agrippa im 14. Kapitel des ersten Buches spricht von einem Weltgeist, den er als Mittel zwischen der Seele und der Materie bezeichnet: „Ein solches Medium ist der Weltgeist, den wir als die Quintessenz (fünfte Essenz) bezeichnen, denn er besteht nicht aus den vier Elementen, sondern steht als ein fünftes über und außer ihnen. Dieser Geist ist im Weltkörper gerade von solcher Form, wie unser Geist im menschlichen Körper, denn wie die Kräfte unserer Seele durch den Geist den Gliedern sich mitteilen, so wird alles vermittels der Quintessenz von der Kraft der Weltseele durchströmt. In der ganzen Welt gibt es nichts, was nicht einen Funken ihrer Kraft hätte. Der Weltgeist wird erlangt durch die Strahlen der Sterne . . ." Dazu steht nun ein Bruchstück aus De ente astrali, wo es heißt: „Nun merkt, wie die Stärke des Menschen kommt aus dem oberen Firmament und alle seine Kraft steht in ihm. Nun merkt, daß alle unsere Stärke in dem fünften Wesen liegen im Gestirn . . ."; hier haben wir also nicht nur den Begriff: das fünfte Wesen = die Quintessenz, sondern wir haben in einem Satze auch die agrippäische Weltgeistformulierung. Denn, wie er es in einem zweiten Bruchstück ausgesprochen hat: „der Mensch muß haben das magnale, ohne das er nit leben kann. Dieses kommt aus dem Gestirn. So das Magnale dem Leib widerwärtig ist, so kränket es ihn", — das heißt, es macht ihn krank. Der agrippäische Weltgeist ist also das paracelsische magnale. Doch dann, in einer anscheinend gültigeren Formulierung, nennt er ihn

nur das Mysterium, das er als eine Art „Luft", das heißt ein Unmaterielles beschreibt. „Die Luft kommt vom höchsten Gut und ist gewesen vor allen Geschöpfen, das allererste, darnach sind andere Dinge geschaffen worden. Das Firmament lebt von der Luft und alle Kreatur, darum so kommt sie aus dem Firmament nicht. Wenn aber die Welt unterging, so ist das die Ursache, daß das Firmament keine Luft hätte und daß die Luft zergangen wäre. Alsdann wäre es ein Zeichen, daß der Mensch auch aus müßte sein; alle Elemente zergingen, denn sie stehen alle in der Luft, das ist Mysterium magnum. Und sage dir das also, daß dieses M. m. ein solch Ding ist, daß alle Geschöpfe daraus leben, und ihr Leben in ihm und aus ihm erhalten."

So wie der agrippäische Weltgeist aus der Weltseele und über die Sterne in die geschaffene Welt einfließt, genau so wirkt Mysterium magnum vom höchsten Gut, durchs Firmament herein auf uns: „Die astra oder Sterne haben in sich Veränderungen, sie werden gut und böse, süß und sauer. Wenn sie in ihrer Güte sind, so kommt nichts Böses von ihnen, aber wenn sie bös sind, entsteht ihre Bosheit. Nun merkt, daß sie (der gestirnte Himmel oder das Firmament) die ganze Welt umgeben wie eine Schale ein Ei. Durch die Schale kommt die „Luft" und geht anfänglich durch sie auf das Zentrum der Welt zu. So merkt nun, welche astra vergiftet sind, die beflecken die Luft mit ihrem Gift. Und wo das Gift hinkommt, am selbigen Ort werden dieselben Krankheiten, nach der Eigenschaft desselbigen Sterns. Es kann nicht die ganze Luft der Welt vergiften, sondern allein ein Teil ... Das heißt also ens

astrale; das ist der Geruch, Dunst, Schweiß von den Sternen, vermischt in die Luft".

Nicht aus der agrippäischen Schrift belegen kann ich Paracelsi beide, wohl hierher gehörigen Sätze, daß diese Welt auch für sich selbst, nicht für den Menschen allein geschaffen worden ist, wie doch die Kirchenlehre immer wieder angenommen hat: „Wäre der Ochs allein geschaffen wegen des Menschen und wäre er nit auch sein selbst, so bedürfte er der Hörner nit, noch der Bein, noch der Klauen, denn darin ist keine Nahrung. So merkt, daß er sich selbst ganz wohl geschaffen ist." Und ebensowenig kenne ich von Agrippa, der nur von einem allgemeinen „Naturhaß" spricht, die Formulierung: „Alle Ding, die da geschaffen sind, sind wider den Menschen und der Mensch wider sie." Deswegen, — und das zeigt an, wo diese Überlegung ihre Wurzel hatte, — deswegen ist auch der Mensch als ein alchemisches Sein geschaffen worden.

Die Mikrokosmoslehre des Volumen Paramirum ist viel weniger leicht zu deuten. Er sagt: „Wir wollen uns durch euere Lehr nit beschämen lassen, daß ihr heißt den Menschen Mikrokosmum. Der Name ist gerecht, aber ihr habt ihn nie verstanden und euere Auslegungen sind dunkel und geblendet. So sollt ihr verstehen, wie wir Mikrokosmum auslegen. Wie der Himmel an sich selbst ist mit all seinem Firmament, Konstellationen, nichts ausgeschlossen, so ist auch der Mensch in sich konstelliert, für sich selbst gewaltiglich. So merke zweierlei Schöpfung: Himmel und Erde eine, der Mench die andere." — Und um die firmamentische Lehre noch um etwas klarer zu verstehen: „Der Himmel ist ein Geist und ein Dunst, in dem wir wohnen, gleich wie ein Vogel in der Zeit. Nicht allein die Sterne oder

Mond usw. machen den Himmel, sondern es sind Sterne bei uns, die selbigen machen ihn auch, die wir nit sehen und in uns sind." — Der Himmel als Dunst, nach dem vorhin von dem Mysterium magnum Ausgesagten, ist das nicht schwer verständlich, es ist ein Immaterielles, ist eine Summe Kräfte, und in diesem Himmel Paracelsi sind auch die astra oder Sterne, anders gesagt das Firmament, nicht irgendwelche Körper, oder nicht in erster Linie Körper, sondern Kräfte. Und jene im Äußeren wirkenden Kräfte haben im Menschen ihre Parallelen oder „Entsprechungen" — so ist das Firmament im Menschen dem im Makrokosmos gleich.

Der Mensch jedoch ist noch aus einem zweiten Grunde ein Mikrokosmos: „Ihr wißt die Läufe des Firmaments bis auf den kleinsten Punkt, darnach wißt ihr die Erde mit allem ihrem Gewächs und wißt die Elemente und alle Wesen. Solches sollt ihr auch verstehen im Menschen, und wissen, daß im Menschen das Firmament ist mit gewaltigem Lauf leiblicher Planeten, Sternen, die da geben Exaltationes, Conjunctiones, Oppositiones und dergleichen, wie ihrs nennt nach euerm Verstand; und alles, was die astronomische Lehr tief und schwer ergründet hat durch Aspekte, Sidera und anderes, das selbige sollt ihr euch lassen eine Unterrichtung und Lehre sein auf das leibliche Firmament. Nun weiter sollt ihr sinnen, daß die Erde alle Früchte gibt, aus der Ursache, daß der Mensch dess' gelebe und dess' ernährt werde. Ein solches sollt ihr auch im Menschen wissen, daß in ihm wächst alle Frucht, so in der Welt wächst, Gras und anderes, und das in dem Weg: ihr wisset, daß die Erde allein darum da ist, daß sie die Früchte trag und den Menschen. So ist der Leib auch darum da. Und so wächst aus dem

Leib in ihm selbst alle die Nahrung, die die gebrauchen sollen, die als seine (inwendigen) Glieder in ihm sind. Solches Wachsen ist ebensoviel wie die Früchte der Erde; wie sie den Menschen erhalten, so erhalten die wachsenden Nutrimente des Leibs die (inneren) Glieder." Deswegen, weil der Leib die inneren Organe aus sich selbst ernährt, weil er für sie die Nahrung trägt, gleicht er dem Früchtebringer Erde, — und weil zudem die inneren astra nachgewiesen werden konnten, ist er die Erde und der Himmel, ist der Mikrokosmos.

Wo diese Mikrokosmoslehre herkommt, lehren einzelne kleine Spuren. Er will begründen, weshalb die inneren Organe als das innere Firmament bezeichnet werden und schreibt: „Das Herz ist die Sonn; und wie die Sonn wirket in die Erden, so wirkt auch das Herz dem Leib. Und: wie der Mercurius der Erde nutz ist, und zu was Früchten er ihr gut ist, das selbige Amt vollbringt die Lunge im Menschen, der er zugeordnet wird. Und der Jupiter ist der Leber Planet und ihr gleich in seinem ganzen Wesen; daß ihr wissen sollt, wenn die Leber nicht wäre, da würde nichts Gutes im ganzen Leib, so wie es Jupiter tut, der durch seine Güte alle Ungestümigkeit mildert, und sind beide eines gleichen Laufs und gleicher Übung, jegliches in seinem Firmament." — Das ist mithin die alte astrologische Zuteilungslehre, wie sie im Mittelalter jedem Astronomen gängig gewesen ist, die nur durch die Begriffe „innerer Planet" und „innere astra", „inneres Firmament" verdeutlicht und ein wenig umgewandelt worden ist. Denn hier bestimmen die Planeten nicht mehr das Schicksal der Organe; die äußeren und die inneren gehen vielmehr in parallelen Läufen, und nur, wo diese Läufe diskordieren, gibt es Makel, Krankheiten und Leiden.

Ein Harmonie- und Ordnungsbegriff tritt also an die Stelle jener astrologischen Abhängigkeiten.

Doch man kann nun noch eine kleine Etappe weiter sehen. „Wie Venus angezündet wird durch die Empfangung der Kraft vom ente magno, so empfangen die Nieren von dem Sinn des Menschen." Ens magnum ist aber nichts anderes als der Archetypus des Agrippa; von ihm geht eine Wirkung über die Intelligenzen in die firmamentischen Wesen, — das ist die Lehre, die in unserer Skizze vorhin sichtbar wurde. Sie scheint hier auf, und wir erkennen, wo das alles wurzelt, wenn es dann auch in Wandlungen aus dem sozusagen „Agrippäischen" paracelsisch wurde.

Auf ähnliche, an Agrippa erinnernde Spuren schließe ich auch aus Paracelsi früher Elementenlehre.

Im Menschen seien die Elemente, ganz nach ihrer Natur, so hatte Agrippa und haben die Neuplatoniker über den Mikrokosmos ausgesagt. In seinem Volumen Paramirum wiederholt das Paracelsus: „Aber hie die Elemente des Leibes zu verstehen, so gedenkt diesen Grund: ... das Element Feuer im Leib ist unsichtig, es sei, daß etwa ein Streich gehe an die Augen, alsdann werden Funken gesehen, aus Ursache, daß am selbigen Ort die Gänge offen stehen und am heitersten (hellsten) sind, und bei den Augen die Funken am wenigsten können verborgen werden. So wie wir auf Erden kein Feuer haben, wir schlagen es denn, so liegts im Leib auch verborgen. Das Wasser liegt im ganzen Leib in allen Adern, Geädern, Gebein, Fleisch und in allen Gliedern, und kein Glied im ganzen Leib ist, es habe bei sich das Wasser und sei damit umgeben wie die Erde und durchzogen wie die Erde. Die Luft ist im Leib aus dem stetigen Lauf der Glieder, der machet Wind

im Leib; wie die vier Winde der Welt entspringen, so verstehet auch von diesen. Nach diesem die Erde, sie ist das, in dem die Nahrungen wachsen und entspringen. So sind im Menschen vier Elemente, wie sie auf Erden sind nach der göttlichen Bestimmung." — Das ist, wie schon gesagt, die alte neuplatonische Elementenlehre, die auch im achten Kapitel des ersten Buches von De occulta philosophia vorgetragen wird, nur klingt sie primitiver und naiver, hat den großen Wurf verloren. Es scheint, als hätte sie nicht der klassisch gebildete Philosoph, als hätte vielmehr ein dumpfer Sucher diese heimliche Weisheit überliefert.

Das mag genügen, um von der paracelsischen frühen Mikrokosmoslehre, wie sie Volumen Paramirum aufbewahrt hat, einen Begriff zu geben. Noch aber ist die Besonderheit des Werkes damit nicht erschöpft. Wie schon vorhin gezeigt ward, handelt es von fünf Entien; ens aber ist ein Ursprung oder ein Ding, welches Gewalt hat, den Leib zu regieren. Ein Ursprung oder Ding, das die Gewalt hat zu regieren, nennen wir eine Kraft; die Entien Paracelsi sind mithin die Äußerungen wirkender Kräfte. In der vorstehenden Definition beschränkt er ihre Wirkung auf den Leib, — ens magnum, das auf die Venus wirkt, ist aber eine überleibliche Kraft; wir werden mithin die Entien nur als „Kräfte" registrieren dürfen. Das ganze Geschehen im Makro- wie im Mikrokosmos wird von Kräften angefacht, zu den besprochenen fügt der Hohenheimer weitere hinzu, vom ens virtutis und ens seminis ist mehrere Male die Rede.

Und alle diese Entien sind in sich vollkommene Wirksamkeiten. Das äußere Firmament läuft fort und fort, bis es zu Ende gelaufen ist, das heißt, bis alle seine

Sterne ihre Bahn vollendet haben; ein gleiches gilt auch von dem inneren Firmament; es darf nicht eher stehen, bis es den Lauf „vollendet" hat — und kann nicht länger gehen. „Ein Kind wird geboren auf die und die Stunde und soll leben nach dem ens naturale zehn Stunden, — so werden die leiblichen Planeten in ihrem Lauf alle erfüllt, als wenn es hundert Jahr alt geworden wär. Und ein hundertjähriger Mann hat nicht mehr Lauf — aber langsamer — als ein einstündiges Kind und noch ein jüngeres." Und zur Begründung sagt im folgenden Kapitel Paracelsus: „Darauf geben wir euch zu verstehen, daß das himmlische Firmament einmal geboren ist und währet so lange wie die Menschen; darum so hat es einmal seinen Lauf geboren und macht kein junges nit. Aber der Mensch, der hat dieselbigen Läuf alle in sich in einer Stund, so sein ens naturale in eine Stunde gesetzt ist." Es scheint darnach, als habe dieser Gedanke einen neuplatonischen Ursprung, der annus Platoni des Makrokosmos hat auch für den Mikrokosmos Geltung; ein jeder besteht, bis er sich ganz und gar erfüllen konnte.

Und so erweist sich Paracelsi Schrift als eine im wesentlichen adeptische: die Welt ein Sein von Kräften, aus deren Wirken sie geschieht; ihr Ablauf geschieht, indem sie sich vollkommen erfüllen muß, der Makrokosmos ist der Ort, in welchen das ens magnum wirkt, der Mikrokosmos ist die Summe des Himmels und der Erden, — das alles ist doch adeptisches oder hermetisch philosophisches Gut. Uns unbekannte, bei Agrippa wiederum aufleuchtende, Quellen stehen hier nebeneinander, — ein wahrer adeptus philosophus tut sich in dem Volumen Paramirum kund.

Und doch ein Mensch, der Überliefertes nicht nur nachzuschwätzen weiß — ein Mensch, der vor der humanistischen Medizin in der hermetischen Hilfe sucht, weil ihm sein Arztsein und die Hilfe an den Kranken ernst ist, nicht nur Spiel, — ein Mensch, der einen roten Pfennig nicht für einen gelben eingehandelt hat, nur weil er anders ist und rot ist, sondern der ihn nimmt, um ihn in allen Proben zu erproben, ob er auch was taugt und wiegt. Ein Mensch, der das ihm Überlieferte zu durchdenken und es umzudenken weiß.

So taucht der etwa Siebenundzwanzigjährige aus dem Dunkel vor uns auf. Denn das, was wir von seiner Jugend wissen, sind nur einzelne unzusammenhängende Scheine, hier blitzt ein Licht auf, trügerisch, gaukelnd, und sehr weit entfernt ein anderes, das Ganze aber liegt in einer undurchdringlichen Finsternis. Wir wissen aus seiner Kindheit nichts als seine Armut und den großen Wasserguß, aus seiner frühen Jugend, daß der Vater ihn erzogen hat, aus seiner späteren nur, daß er die hohen Schulen besuchte und gewandert ist, und hören in einer Trutzrede einzelne Namen dieser seiner Wanderschaft. Nimmt man das alles zusammen, dann erhalten wir nicht viel mehr, als was wir etwa von den großen Männern der Antike wissen, die auch mit einem Male, in einem strahlenden Scheine, vor uns treten, und deren Kindheit oder Jugend ganz und gar im Dämmer sich verliert.

Die Zeit der Heimkehr

Der Zeit des frühen Volumen Paramirum gehören noch zwei Schriften an, die möglicherweise auch auf Paracelsi Wanderschaft entstanden sind. Die erste ist

die als „Elf Tractat“ bezeichnete Gruppe von Entwürfen, in denen er sich mit Wassersucht und Schwindsucht, kaltem Weh, mit Kolik, Schlag und Würmern und den Farbensuchten befaßt. Daß diese monographischen Entwürfe nach dem Volumen Paramirum anzusetzen sind, geht schon daraus hervor, daß sie die „drei Prinzipien“-Lehre kennen, von welcher man im Volumen Paramirum keine Spur und keinen Hinweis findet, obwohl dazu wahrhaftig genügend Gelegenheit und Raum gewesen wäre, — und dann, daß seine Haltung gegen die zeitgenössische Medizin entschiedener wird. Es klingt durch seine Worte schon das Grollen und der Spott des Unzufriedenen.

Der Grund, auf dem die Elf Tractat stehen, ist sichtbar die Magie, ein anderes Wort für die adepta philosophia, deren er sich berühmt: „Darum so wisset, wie in der Erde solche Materia liegt, so ist auch im Leib der Mikrokosmos magisch zu verstehen und zu erkennen, denn ohne Magia versteht und erkennt der Arzt sein subjectum nit, und weiß nit, was er in der Hand hat, weiß auch nit, womit er umgeht.“ — Es ist die neuplatonische Naturerkenntnis, die in jenen Jahren als Magie bezeichnet wird.

Zu der adepta philosophia tritt aber eine zweite Quelle der Erkenntnis: die Erfahrenheit; nur aus der wirklichen Kenntnis, dem Erfahrenen, kann der Arzt bestehen: „So einer will ein Stadtarzt sein, ein Lektor und Professor ordinarius, so soll er können, das ihm zusteht. Diese aber, dieweil etliche in Schulmeisterei erfault sind, andere in der Rhetorik verschwollen, der andere in der Poeterei ans Lügen gewohnt und dergleichen an andere (ABC-)Schützerei, so können sie nit anders sein, als sich die Buchstaben machen. Die Er-

fahrenheit des Lichts der Natur macht den Arzt und seine Experienz, deren sie wenig kennen. Darum, weil sie die nicht wissen, so muß ihnen ein Erfahrener gleich sein einem Experimentator; das ist: gehts, so gehts. Ich sage so, und das wegen der großen Krankheit und elendem Augenblick, daß sie und all ihre Bücher nichts als eine Stentorei sind und ein Klapperwerk, auf den Pfennig gerichtet, und auf keine Gesundheit nicht. Drum so behalten sie den Avicennam, Galenum usw. und ihr Schwätzwerk."

Das Reizvolle ist aber nicht die Situation, in der die Elf Traktate stehen, es ist der Ernst, mit dem hier eine mikrokosmische Medizin errichtet wird. „Der Erden sind zwo: die, aus der das Exempel gegeben wird — die sichtbare Erde unter unsern Füßen — und der Mensch; der Mensch ist aber die unsichtbare Erden und hat doch die Natur der Erde." Damit ist die vorhin bereits gegebene Philosophie vereinfacht worden, der Mensch als Mikrokosmos ist die kleine Erde — nicht Himmel und Erde, wie es ein wenig unklar im Volumen Paramirum hieß. — „Also ist der Himmel zwiefach; der eine dient mit seinem Impressionibus auf die Erde und dieselbigen sind sichtbar als Regen, Tau, Reif und dergleichen; aus diesen Impressionibus lebt die Erde. Wo sie die nit hat, so ist sie tot; wo sie die über die Temperatur hat, ist es ihr Tod und Zerbrechen des Guten. Ebenso ist ein verborgener Himmel, der den Menschen so hält wie die Erde, denn aus der Erde ist der Mensch, darum ist er die unsichtbare Erde, also muß er auch gleich der Erde seine Förderung haben, und die unsichtbar. Das sind auch Regen, Tau usw., und sind Impressiones wie die sichtbaren." —

Von hier aus ergeben sich nun eine Fülle großer Bilder. Der Mensch ist Mikrokosmos und muß des Himmels potentia und virtus dulden. „Denn der Leib des Menschen ist gleich der Erde, die den Sommer hat, der ist fruchtbar und, darnach den Winter, der ist unfruchtbar. Was der Sommer gegeben hat, dasselbige bringt der Winter in Verzehrung und der nachfolgende Sommer muß es wieder bringen und erstatten, das hin ist und hinweg ist. So fällt auch dem Menschen ein Winter zu, der unfruchtbar ist, der verzehrt das gestrige Gewächs, und so der Sommer nit nachfolgte, so würden alle Menschen also ausdorren. Aber sobald der Winter hin ist, so ist ein anderer Sommer da und also für und für zehrt der Leib ab durch den Winter, und wird durch den Sommer frisch und ein grünes Leben kommt an die Statt."

Aus dieser Situation des menschlichen Leibes als der Erde deutet Paracelsus seine Leiden: „Gleicherweise wie der Regen verderbt die Erde, macht sie zu feucht, ertränkt sie, zerbricht sie in ihrer Wirkung, also überschüttet der Himmel den Menschen in seiner Erde und übergeußt ihn, das ist die Wassersucht." „Eine Sonne ist im Leib, die für und für austrocknet und die Feuchte wegnimmt. So dieselbige nun für und für hinwegnimmt und nichts kommt an die Statt, das ist, es regnet nichts dahin, so dörret die Sonne (ihn) aus und macht die Schwindsucht." „Die Kolik, das Grimmen, nimmt seinen Ursprung im Menschen gleicherweise wie die Wind, die Sommer und Winter wehen, der eine von Mitternacht, der andere von Mittag, und einer von Aufgang, der andere von Niedergang, und so sie geboren werden, so überwehen sie die ganze Erde, so lange, bis sie verzehrt werden." Und: „ihr sollt wissen, daß der Schlag

gleich sei in aller Eigenschaft und Wesen dem himmlischen Strahl (Blitz), auch mit der Gebärung, auch mit der Wirkung und Wunderwerk. Und der da versteht den Strahl im Himmel, der sage nun, daß er sei ein Arzt, im Schlag erfahren, — denn eine Geburt ist da beider Dinge, die eine in der äußern Welt, die andere in der inneren Welt".

So also ereignet sich alles, was im makrokosmischen Sein geschicht, im Mikrokosmos, der die unsichtbare Erde ist — unsichtbar deshalb, weil in ihm zwar alle irdischen Stücke liegen, weil aber mit unsern Augen keines derselben wahrgenommen werden kann. „Es liegt nit daran, daß ein Ding nit sichtig geschieht, denn Unsichtiges (zu erkennen) gibt den erfahrenen Gelehrten, das Sichtige nit. Der Goldschmied macht sichtig eine Blume, die Sonne macht sie auch. Nun seht, welcher Werkmeister ist der beste? Ists nit die Sonne? Nämlich ja. Kann sie das tun und die Blume schmieden, und hat keine Hände, die du siehst, so glaub, daß sie's hab aus ihren Werken, die sie eröffnet, denn dem Werk muß man glauben. Du siehst die Metalle, die Mineralien und dergleichen und greifst sie, aber im Menschen nit, und sie sind in ihm, das beweisen die Werke, die sie eröffnen. Das ist theorica, das ist physica, da liegt der Medikus in seinem Licht, denn Mikrokosmos ist minor mundus. Darum ist ers aber, weil er der Welt partes alle in sich hat, drum ist er die edelste Kreatur." — Hier sehen wir hinter die „Erfahrenheit", von der sich Paracelsus führen läßt. Die Mikrokosmoslehre ist nicht nur einfach von den Magiern übernommen worden, er hat sie nicht aus irgend einem vorgefaßten Grund entwickelt, sie geht aus Schlüssen hervor, zu denen ihn die „Werke" gezwungen haben, die

Werke, das sind in seinem Fall die Krankheiten und die physischen Erscheinungen. Drum wisset, heißt es in einer zweiten Niederschrift De colica, „daß der Mensch muß nachgeben, daß der Neumond, Vollmond, Quart usw. empfindlich sei in ihm und sich rühre in ihm. So nun das ist und ist wahr, so betrachte, woher es komme. Daher kommt es, daß er seinen eignen sonderen Himmel auch hat, wie der äußere und eine gleiche Konstellation", — man sieht, wie hier die Schlüsse rückwärts gehen und sich aus ihnen ein Stück Lehre vom inneren Himmel gibt. Aus den Beobachtungen der Werke, aus der Erfahrenheit entwickeln sich ihm Sätze, für deren Deutung ihm die neuplatonische Lehre einen Anhalt bietet. So, darf man aus dem eben Festgestellten schließen, ging sein Weg. Er hatte auf seinen Wanderungen viel gesehen, hatte vielen Dingen nachgedacht, — für ihr Begreifen aber fand er nirgends einen rechten Grund, bis er die alte und die zeitgemäße adeptische Philosophie ergriff.

Und nun, mehr ahnend noch als sicher, schreibt er jenen wichtigen Satz, der ihm für alle seine medizinische Arbeit Grund- und Eckstein wird: „Woraus soll der Arzt reden als aus der Natur, wie sie ihn lehrt. Nun ist die äußere Welt die Figur des Menschen, nit des Leibes Figur, sondern des Menschen Figur. Was also in der Natur äußerlich geschieht, das ist ein Spiel, das also im Menschen geschicht, gleich wie ein Traum, der praeludia gibt."

Man hat die Elf Tractat als eine nebensächliche Schrift hinstellen wollen; das war verkehrt, und daß sie Sudhoff an die erste Stelle seines ersten Bandes

rückte, zeigt zu Genüge an, wie wichtig sie für Paracelsi Werden sind. Sie geben ja eine ganze hermetisch-paracelsische Philosophie. Und führen dabei Gedanken herauf, die heute auch noch zu denken Freude macht. In gleicher Weise, heißt es einmal, „wie die Erde vom Himmel nimmt Laub und Gras, aus seinem Regen, Tau usw., so wiederum auch muß der Himmel von der Erde sein liquidum nehmen, davon er auch gespeist und genährt wird. Wie der Maibaum nimmt vom Himmel seine Maien, die Salbei ihre Salbei, grün: grün, rot: rot usw., so nimmt der Himmel mit den Sternen von der Erde. Denn es ist im Himmel, das auf der Erde sein Gleiches hat, und auf der Erde, das im Himmel sein Gleiches hat", — Hier haben wir den Satz aus der hermetischen tabula smaragdina, daß alles, was oben ist, auch unten auf der Erde sei, und er ist doch in eine deutsche, eigentümlich deutsche Äußerung gebracht.

Und wenn er den Menschen in die Zeit stellt, wie der annus Platonis es bedingt, dann wird auch das zu einem Neuen, vorher nie Gekannten, — der sich an der Natur erfreuende deutsche Mensch der neuen Zeit: „Gleicherweise, jetzt wachsen die Violen, darnach die Bathenien (Himmelschlüssel), darnach die Flammenblumen, darnach die Rosen, Lilien, darnach die Herbstblumen, so für und für wirket die Natur ein Werk nach dem andern, damit Zeit erhalten werde. Und nicht minder also auch wirket der Himmel im Menschen allerlei nacheinander, das alles dem Menschen zu Gutem, Gesundheit und langem Leben erschließt, auch zu Krankheit und Tod. Denn wo solche täglich neu wachsenden Blumen nicht werden im Leib geschmiedet, am selbigen Ort ist sich der Zeit nichts zu versehen..." Das Leben des

Menschen mit den Zufällen, ja die Krankheiten des Leibes als Blüten und Gewächse zu sehen, das ist mehr, als man bei einem der zeitgenössischen Ärzte finden kann, das ist ein Ja zum Kosmos und zu seiner Ordnung, ist ein Ja zum Leben.

Ein Ja auch gegen die alten, keine sichere Hilfe bietenden Theorien. „Der die Humores purgieren will und traktieren, der schießt den Pfeil ohne Stahl, denn das wenigste ist die Philosophei der Komplexe, wie sies nennen, heiß, kalt, feucht, trocken, vermischt. Das aber ist das meiste, das über dieses ist und ist olympus und sind virtutes coelestis" — alo seine Mikrokosmoslehre. Es führte zu weit, hier seinen Versuch, die Humorlehre neu zu formen und die Komplexe umzudeuten, vorzutragen, er ist ja bald genug von diesen Rettungen abgegangen, denn, heißt es schon in einer neuen, also etwas späteren Fassung seines zweiten aus den Elf Traktaten: „Man sagt von Poeten und ihrem Dichten; ich mein, die Humoristen sind auch Dichter, ohne Vers machen, sonst können sie alles." Und zu den humanistischen Versuchen spricht er lachend Nein: „Vom Namen der Wassersucht, wie er im Latein steht, den zu bedenken ist nit not, er hab seine Etymologie wie er wolle, sie zerreiße niemanden sein Hirn, denn es (das Etymologisieren) ist ohne Saft; mit den Namen, griechisch, hebräisch, lateinisch, spielen die Kinder, die sonst weiter keinen Verstand haben."

So steht dies Werk, die Elf Tractat, im vollen Saft und aller seiner Kraft vor uns. Es zuckt in ihm von Ahnungen, Paracelsi Drei-Prinzipien- wie die Limbuslehre tauchen auf, ein Lehrsatz, der sich erst langsam in den medizinischen Wissenschaften durchgerungen hat, daß man den Ursprung einer Krankheit, nicht

ihre Symptome fassen und kurieren müsse — „drum habet acht die Krankheiten zu scheiden im Ursprung, nit unter den Augen" —, steht scheinbar nebensächlich da. Es ist ein vorläufiger, noch roher Entwurf, es fehlt ihm alle Raffung, alle äußere Form, Volumen Paramirum ist demgegenüber schon ein formbewußtes und gegliedertes Werk, doch eben dies Ungezwungene, Ungebändigte erlaubte ihm, sich völlig auszuschütten. Man lernt den jungen Paracelsus nirgends besser kennen als in diesem Stück.

Es steht damit auch weitaus über dem „Buch von der Gebärung der empfindlichen Dinge in der Vernunft", das Sudhoff so wie die beiden vorigen „um 1520" setzt, das aber von den drei frühen Schriften sicherlich die späteste ist. Es handelt die Zeugung des Menschen und die damit zusammenhängenden Fragen ab. Mit den vorangegangenen Schriften verbindet diese eine Grundanschauung: „Gott, der alle Dinge erschaffen hat, hat den Menschen allein in das Licht der Natur gesetzt, frei und ledig zu sein." Und: „Gott hat den Menschen hoch, scharf und viel tapfer geschaffen, daß er soll allein im Licht der Natur frei sein und leben", — es kann kein irdisches Wesen, keine Konstellation und kein Aspekt der Sterne, kein Element den Menschen zwingen, denn nichts naturt ihn an. — Man wird wohl glauben dürfen, daß in diesen Sätzen vieles schwingt, was Paracelsus selbst ist, was sein Wesen offenbart. Der Mensch, der alterius non sit, qui suus esse potest sagt, der etwa sieben Jahre auf den europäischen Straßen wandert, der mußte den Menschen auch frei denken, soweit Freiheit möglich war.

Aus derlei „Stimmungen" aber wächst nun seine uns sehr wunderliche Zeugungslehre, die ihren Ursprung

letzten Endes wohl in Volksanschauungen hat, denn gerade im Volk besteht die Meinung, daß das Weib auch „Samen" habe, und daß aus seinem und des Mannes Samen erst das ganze Kind entstehe. Das aber ist hier die Grundlage: beide Elternteile zeugen. Doch — und nun setzt die eben charakterisierte „Freiheits"-lehre ein: „Gott hat die beiden geschaffen, und hat weder dem Mann noch der Frau Samen gegeben, damit sie nicht durch Begierde vom Licht der Natur kämen. Aber zur Mehrung des Geschlechtes hat er ihnen den freien Willen gesetzt, ob sie es wollen oder nicht. Und hat ihnen den Samen in die Phantasei gesetzt. Will der Mann, so macht ihm seine Spekulation eine Begierde, und die Begierde macht ihm den Samen. So hat Gott den Samen gesetzt in die Spekulation, und hat der Spekulation gegeben den freien Willen, sich begierig zu machen oder nicht." — Die sexuelle Begierde ist also nicht ein übermächtiger, starker Trieb, sie steht bei Paracelsus unter des Menschen freien Willen. „Die Frau ist auch also. So sie einen Mann sieht, ist das ihr Objekt. Nun folgt bei ihr die Spekulation nach, was der Mann ist. Nun hat sie Macht, sich daraus begierlich zu machen oder nit; verhengt sie (stimmt sie zu), so ist sie samenreich; wo nicht, so ist kein Same in ihr noch Lust."

Der Same wird also erst im Augenblicke des Willens und der Begier gezeugt. Das Sperma ist nicht der Samen, es ist nur ein Auswurf, ein egestio, — der Same vielmehr ist ein Produkt des liquor vitae, jenes inneren Lebensstoffes, durch dessen Vorhandensein der Mensch erst ein lebendiges Wesen ist. „So nun der Mensch es verhengt hat, alsdann entzündet sich der liquor vitae von der Spekulation und wird zu einem Samen eines anderen Menschen." Der liquor vitae ist „das Leben"

in uns, ist in allen unseren Gliedern, er ist der unsichtbare Mensch, der sich im sichtigen, körperlichen hält. „Der Same nun, der also geboren wird, liegt still an seinen Enden und Orten, wie denn des liquor vitae Stätte und Örter im Leib sind, die Hände in den Händen, die Füße in den Füßen, das Herz im Herzen, das Hirn im Hirn. Und es ist keine besondere Statt, da der Same hinfällt und liegen bleibt, sondern er liegt still und verborgen an seinem Ort, jegliches wo sein liquor ist und materia. Er scheidet sich aber vom liquore vitae gleich einem Schaum von einer Suppe oder ein Gischt von einem Wein." Ist es so weit, „so zieht die Matrix die Samen beider an, denjenigen des Mannes und den der Frau, vom Herzen, von der Leber, von der Milz, vom Gebein, vom Mark, vom Geäder, von den Muskeln, vom Blut, vom Fleisch und von alledem, so im ganzen Leib ist". Dort ordnet die Matrix die Samenteile, wie der Zimmermann das Holz zu einem Haus ordnet, — und weil der Mensch aus zweien, nicht einem Samen allein geschaffen ist, deswegen hat auch das Kind das Wesen von zweien Menschen an sich, nicht nur das des Vaters.

„Nachdem die Natur die Samen geordnet hat, des Hauptes Samen an des Hauptes Statt, des Armes Samen an seine Statt, desgleichen alles, wie ein jeglicher Same liegen soll, dann hört die Matrix auf und tut nichts mehr. Darnach kommt die materialische Natur und treibt das Kind zum Wachsen, daß es wachsen muß zu einem Corpus. Und wenn dann der Same kein Same mehr ist, sondern Blut und Fleisch, alsdann läßt die materialische Natur auch von ihm und kommt auf die Gnade Gottes, und gibt das Leben" — und zuletzt dem Kinde auch die Seele.

Das etwa ist der Inhalt dieses Buches, auf sein Thema eingeschränkt. In den uns wichtigen Zusammenhängen hat es eine doppelte Bedeutung. Die eine erörterte ich schon, das Buch ist eine Apologie der Freiheit; das sexuelle Leben des Menschen ist seinem freien Willen überlassen, — die paracelsische Freiheitslehre wird am wunderlichsten Gegenstande dargelegt, denn uns erscheint die menschliche Triebgebundenheit an keiner Stelle mehr so stark als hier, wenn sich, was seltsam klingen mag und was man trotzdem wird bedenken müssen, in diesem Triebhaften nicht Gradunterschiede werden finden lassen, die jene dem Klosterleben vertrautere Zeit von unserer, stärker liberalen scheidet. Doch das sind Fragen, deren Erörterung an dieser Stelle zu weit führen und in andere Zusammenhänge lenken würde. Wahrscheinlicher ist, daß wir hier einen Blick in Paracelsi innerste Seele tun, nicht nur, was seinen Freiheitsgedanken, sondern vor allem was sein menschliches, allzumenschliches Sein betrifft. Er war niemals verheiratet, sexuellen Ausschweifungen stand er fern, man hat sogar von einer Entmannung Fabeln umgetragen und erfunden — es scheint, daß er tatsächlich keine starke erotische Glut empfand. Das „Buch von der Gebärung" gehört doch einem immerhin kaum dreißigjährigen Manne an.

Daß diese Erklärung wohl die richtigere ist, das lehrt denn auch der zweite Teil der Schrift, denn sie ergibt sich da als Vorerörterung für Fragen allgemeinerer philosophischer Prägung. Die ersten Eltern, Adam und Eva, waren zwei Menschen einer ausgeprägten klaren Art; in den von ihnen kommenden Kindern vermischen sich ihre Charaktereigenschaften. Die Fröhlichkeit zum

Beispiel ist in Eva uranfänglich gelegen — die Traurigkeit in Adam. „Ein so fröhliches Mensch als Eva gewesen ist, wird nimmermehr geboren; desgleichen so traurig wie Adam gewesen ist, wird weiter kein Mensch geboren." In ihren Kindern haben die beiden Samen sich vermischt und sie sind darum schon nicht mehr so traurig oder fröhlich wie die Eltern, und das geht mit den folgenden Generationen immer weiter fort (und trifft die Stimmungen wie auch ihre körperlichen und die sittlichen Eigenschaften). Daß Paracelsus hier in die Fragen der Vererbung und der das Thema umwuchernden Hypothesen gerät, ist zwar vom gegenwärtigen Standpunkt unserer medizinischen Theorien aus verlockend, viel wichtiger erscheint jedoch die Angelegenheit in Hinsicht auf die paracelsische Biographie; er rührt in ihr ein deutlich theologisches Kapitel an.

Und das ist wohl das zweite Interessante an dem „Buch von der Gebärung". Es heißt dort im Tractatus primus, warum Gott den Samen in des Menschen Willen setzte: „So wir wären ein theologus, wie wir sind ein philosophus, wollten wir fürwahr unsern Schreibern und den Wegzeigern die Regalbögen nicht unbeschrieben lassen, damit sie gründlich verstünden Christum, in welchem eine jegliche philosophia soll beschlossen werden. Der die reinen Herzen liebt und nit die befleckten, will das Licht und nit den Stummen, will einen Ruhigen und nit einen Beladenen, Gedrückten, einen Freien und keinen Gefangenen. Wir beklagen, daß wir der Theologei noch zu gering sind; wir hoffen aber, die Philosophei werd uns nichts abschlagen."

Obwohl er sich ihrer zu gering dünkt, ist er diesen Fragen ganz und gar verhaftet.

Ein Mann, der in die Theologie, die damals alle Menschen aufrührt, strebt, der sich beklagt, der theologischen Erkenntnis noch zu klein zu sein — das ist der Paracelsus, den wir 1524 wiederfinden. Er strebt nach theologischer Erkenntnis, so viel können wir als gewiß behaupten, und er sucht diese Erkenntnis durch die Lektüre und die Erörterung des Bibeltextes zu gewinnen. Ein Kommentar zum 10. Kapitel des Matthäus-Evangeliums 1523/24 spricht vom Glauben, so stark er sei, man könne mit ihm allein doch keine Kranken heilen. Es sind dativische Christen, keine wahren Apostel unsers Herren, „deren (das heißt hier, der Apostel) ich keinen nie gesehen hab, wiewohl ich nun dreißig Jahre alt bin; aber ich verstehe, daß die Achtzigjährigen ebensowenig gesehen haben als ich".

Ein zweiter und wiederum ein Kommentar in das Matthäus-Evangelium, wenn auch nur in die ersten fünf Kapitel, entstand im März des Jahres 1525. Er ist in seiner kirchlich-religiösen Haltung jenen Schriften gleich, von denen wir dann ausführlicher zu berichten haben werden; doch zeichnet ihn eins vor jenen aus, das ist sein beinahe joachitischer Ton: Um 1550 ist eine Reformation des christlichen Glaubens zu erwarten; nach weiteren vierzehnhundert Jahren wird eine babylonische Gefangenschaft der Kirche kommen, nach wieder vierzehn- bis fünfzehnhundert Jahren aber das Gericht; die ganze Weltgeschichte ist in vierzehnhundertjährige Perioden eingeteilt.

Wenn es in beiden Erläuterungen zuvorderst um die theologische Erkenntnis geht, so zielen die manchen Bemerkungen des Kommentars doch auch auf gegen-

wärtige Probleme. Es wird in den Erklärungen zum fünften Kapitel etwa festgestellt: Die Todesstrafe, die der Richter verhänge, sei gegen unsers Gottes Willen, — und es wird ferner geraten, daß man nicht widerstreben solle dem Übel und daß man Recht, Steuer, Zinsen über sich ergehen lassen müsse. Wenn man bedenkt, daß alles dieses im Frühjahr 1525 aufgeschrieben wird, in eben dem Frühjahr, in welchem die oberdeutschen Bauern sich erheben — vielleicht in diesem Zusammenhange auch der Brief „Den Christlichen Brüdern Martino Luthero / Joanni Pomerano / Doctoribus, Philippo Melanchthoni, den Apostolischen Männern und brüderlichen Liebhabern der Wahrheit" entstand, (wenn sich erhebliche Zweifel an der Echtheit dieses Schreibens auch nicht unterdrücken lassen) —, dann sehen wir doch ein Stück des paracelsischen Lebens aus den ersten Jahren, da er in das Lichte tritt.

Er taucht um Mitte August des Jahres 1524 in Salzburg auf. Ehe wir auf das, was er in Salzburg schrieb, zu sprechen kommen können, soll kurz erst auf die äußeren Geschicke dieser wenigen Monate eingegangen werden. Im Mai des folgenden Jahres nämlich ließ er Salzburg hinter sich. Der stets dem Volke Nahe, in dessen Schriften es von Liebe zu dem armen Manne, zu dem gemeinen Manne, den Gott selbst lieb hat, glüht, er wurde verhaftet, weil man glaubte, daß er mit den Bauern konspiriere. Es ist ja 1525, also das Jahr des großen deutschen Bauernkrieges, der bittersten Revolution, die je das deutsche Volk geschüttelt hat. Es ist das Jahr der Revolution, die zwar dem Bauern nach geheißen wird, die aber das Aufbegehren des sehnsüchtigen Suchers gegen die Reichen ist. Das Aufbegehren des Menschen der bäurischen gegen den Menschen der

bürgerlichen Kultur, und dieses Aufbegehren trieb in Salzburg zu besonders bitteren Zusammenstößen. Wir haben davon vielleicht ein seltsames Zeugnis unseres frommen Mannes Paracelsus. Sebastian Franck in seiner „Chronica" beschreibt den 1525er Bauernkrieg und bringt darüber hinaus noch ein besonderes Kapitel „Auffrur zu Saltzburg der Ertzknappen vnd Paurn". Er kannte die Salzburger Händel kaum viel besser als die anderer deutscher Länder, und seine eingehenderen Nachrichten wird er einem besonderen Berichte zu verdanken haben. Hier liegt es nahe, an Mitteilungen aus Paracelsi Mund zu denken, der, wie wir unten hören werden, 1529 Franck begegnet ist:

„Anno 1525 Hat der bischoff von Saltzburg etlich bergkknappen des glaubens halben lassen richten / da seind die andern all auffgestanden / bald die statt Saltzburg auff jr partey gebracht vnd zum anhang gehabt / die stat eingnummen / den bischoff im schloß belegert / ein Schloß dem bischoff vor der Statt eingenummen / vnd geblündert. In dem hat sich die baurschafft / sampt den ertzknappen / in der ober Steirmarckt / an das bischoffsland stossende / versamlet vnd sich wider den Adel vnd geistlichen / an die Ens / in das feldt gelegt / da hat sich der Adel aller verkrochen / den künig Ferdinandum vmm hilff angeschrüwen / der hat alsbald etlich fenlin Husern / Böhem etc. dem adel zu hilff / in die Steirmarckt geschickt..."

Ich will den weiteren Teil des Aufruhrs, die Kämpfe um das Städtchen Schleyming nicht zitieren, — auf was ich hier hinweisen möchte, ist allein der Umstand, daß diese Uneinigkeiten, Züge, Kämpfe in Salzburg unter den Knappen ihren Ursprung hatten, und daß sie sich um eines Glaubenszwistes willen erhoben. Denn es wird

gleich zutage treten, daß Paracelsus in Glaubensstreitigkeiten verwickelt war, daß er in den Tavernen „den Bauern" predigte, und vor den Erzbischof, um sich zu rechtfertigen, geladen werden mußte.

So aber, wie um des Glaubens willen, so ist auch sonst der Platz des Arztes bei den Erniedrigten und Beleidigten, bei dem armen Volk des Landes.

„Die da essen die Arbeit ihrer Händ, die sind selig", heißt es im Liber de honestis utrisque divitiis, der später entstand, in dieser Frage aber keine Wandlung durchzumachen hatte; „die aber nit ihr eigen Handarbeit essen, dieselbigen sind unselig. Darum weil das ewig Leben mit solcher unseligen Nahrung verloren wird, so soll kein Vater seinen Kindern Reichtum hinterlassen zum Müßiggang, sondern hinterlassen ihnen den Bau, die Arbeit, die Werk auf Erden, auf daß er ob seines eigenen Blutes nit verdammt werd." — Mit solchen und ähnlichen Worten verwirft der Fromme alle kapitalistischen Erwerbe, bekennt er sich allein zum Fleiß der Werkenden mit Hand und Geist.

In dem Verhör, dem man ihn unterworfen hat, hat er bestanden. Ob er jedoch von allem, was unter dem gemeinen Mann geschah, entfernt gewesen ist, ob er nicht ihre Pläne kannte und nicht mit ihnen fühlte und sympathisierte? — Wie er uns heut erscheint, so wird man glauben dürfen: ja. Aus Salzburg, nachdem er freigelassen worden war, floh er beinah davon; ein späterer gerichtlicher Akt verzeichnet, was er hinter sich gelassen hat: die Kleider, den Zirkel der Welt gemalt, ein hölzern Astrologium, ein Frauenbild, des Vaters Bild, ein Vogelrohr, einen Zirkel und einen Kompaß. Der Zirkel bestätigt, daß er sich damals mit der Geometrie beschäftigte, die ganze Verlassenschaft

jedoch, daß seine Flucht von Salzburg eilig und in überhastender Angst geschehen ist. Es mußten Gefahren vorhanden sein, vor denen er sich zu fürchten hatte.

Die paracelsischen Handschriftensammlungen führen nun zwei weitere Texte an, die beide im Herbst des Jahres 1524 entstanden seien; die eine handelt „Von der heyligen Dryvaltigkheit Gottes" und ist „an unserer Frauen Abend" (an „unser lieben Frauen Abend Nativitatis"), die andere, der Libellus de virgine sancta theotoca an unserer Frauen Tage Assumptionis 1524 entstanden. Sudhoff hat die Datierung der ersten Schrift in Frage stellen wollen; es scheint jedoch, als sei er hier zu überkritisch und zu scharf gewesen. Die dauernde Berufung auf die „paramirischen Schriften in De S. Trinitate" entspricht derjenigen im „Buche von der Gebärung (Tractatus tertius caput quartum), auf dessen Parallelstück „De generatione hominum" übrigens auch verwiesen wird. Auch der Libellus de virgine fügt sich dem Jahre 1524 zwanglos ein; er handelt von der jungfräulichen Empfängnis Mariae wie der ihrer Mutter Anna, denn auch Maria ward von Gott, nicht aber aus einem irdischen Manne, gezeugt; das rückt die Schrift derjenigen De S. Trinitate an die Seite, in der es heißt, im Anfang sei Gott zwei geworden; er hat von sich geteilt ein Weib, Gott hat von seiner Person ein Weib, die Frauen Gottes gemacht; der Sohn ist geboren von Gott und Göttin, die Königin aus Gott selbst, wie Eva aus Adam, aber himmlisch, — das sind doch Spekulationen, die in dem geistigen Ausgreifen dieser frühen Jahre ihre Begründung haben, und die in Hinsicht auf die Qualität der unbefleckten Empfängnis und der menschlichen Empfängnis über-

haupt in dem vorhin besprochenen „Buche von der Gebärung" ihren Rückhalt finden. Denn jenes Buch versucht ja, unsere Zeugung über die tierische zu erheben, es macht den Akt zu einem gewollten und deswegen ethisch höherwertigen. In diesem Umkreis also dürften die beiden Schriften etwa anzusiedeln sein.

Sie lassen uns aber mehr aus jener frühen Salzburger Zeit erkennen, als der Versuch, sie zu datieren, nahezulegen scheint. Das Buch De sancta Trinitate beginnt mit dieser Erklärung des Verfassers: „Es ist euch gut wissend, daß in unserm letzten Conversieren etwas von der heiligen Trinität geredet ist worden, aber dem Fürnehmen nach nicht beschlossen ... Derselben Red halben ist mir zuentboten, daß ich gegen euch etwas ketzerisch sollte geredet haben, der Trinität halben, und etwas wider unsern Glauben unchristlich angezogen, das alles (wie) ihr meldet, der römischen Kirche soll zuwider sein. Auch (hätte ich) in der Väter Lehr gewütet, und mich so ungestalt erzeigt, daß ich durch den päpstlichen Stuhl verdammt und gebunden sein sollte ..." Mit Katholiken hat Paracelsus also einen theologischen Disput gehabt. Wenn es geheißen hat, er wäre ein verdächtiger katholischer Christ gewesen, so sieht man hier, was etwa einen Anlaß für die Meinung geben konnte.

Man sieht noch mehr, wenn man das „Buch von der Jungfrauen, aus der Gott geboren ist", eingehender betrachtet. Denn es beginnt: „Meinen lieben Freunden, den Doktoren Michael, Simon und Pankratius", — weist also von neuem in die Sphäre der gelehrten Salzburger Disputationen, und es verwahrt sich dagegen „als ob ich zwei Gott hätte, einen Mann und eine Frau. Was ich aber achte und halte von Maria, will ich euch zu

verstehen geben durch die Paramirische Schrift, wiewohl euch die etwas seltsam und fremd erscheinen wird; das kommt davon, daß ich ein fremd Man bin. Aber ein Argument, auf welches ihr gründet, will ich euch monieren, daß ihr (nämlich) sagt, Maria sei gleich einer andern geborenen Frau aus tödlichem Samen, wie unsere Mütter geboren sind ... Denselben Morgen, da sich solche Colloquia begeben haben, Rede um Rede, zwischen euch und mir, ist das Maulgeschrei bei euch gewesen von der Geburt und Reinigkeit Mariae, daß ihr mir etwas schimpflich zugelegt habt, daß ich euch euer Maulgeschrei unbeantwortet gelassen habe, und mich gering geschätzt. Daß ich etwas ruhig abgezogen bin, ist das aber die meiste Ursache, daß ich euch dreien Gelehrten mit meiner stammleten Zunge nicht zu folgen vermag, wie ihr mich kennt von Jugend auf, daß ich die allemal stammlet getragen habe. Wollte Gott, daß ihr alles das ich im Herzen getragen habe, dieselbe Zeit verstanden hättet, darin mich die Zunge gehindert hat. Aber daß ich meiner Zunge und der zufliegenden Rede nicht gewaltig bin, und mein selbst nit gewiß bin zu eröffnen, das so mein Herz begehrt (dessen), ist Ungeschicklichkeit eine Ursache; daß ich schenden (in Schanden, arm) erzogen bin, die andere Ursache ist; die dritte, daß mir im Reden die ungezähmten Gegenreden und die Abwege, so da mitlaufen, meiner Zunge meinen Geist nehmen, berauben mir meines Herzens Gemüt und eröffnen ein anderes, als ich im Sinn habe.

Aber so meine stammlete Zunge das nicht verantworten kann, gehört denn dasselbige meiner rechten Hand zu, es mit gefaßter Feder auszubreiten ... Und wiewohl ihr mir freundlich zugeschrieben habt, bei euch zu erscheinen, an euerm fürstlichen Hof zu dispu-

tieren, entschuldige ich mich; dieweil ich stummend vor euch erstarrt bin, wie viel mehr würde ich vor dem Fürsten erzittern, den ich nit gewohnt bin. Ihr wißt, daß ich im Dorfgericht und vor den mir Gleichen so (verstummend) erschienen bin; noch viel schwerer würde mir das begegnen vor Fürsten. Darum schicke ich euch an meiner Statt meinen schriftlichen Grund, denselben euch zu belesen . . ."

Wir hören hier mehr von Paracelsi Wesen und Charakter, als uns ein anderes seiner Bücher jemals offenbaren will. Er ist ein Stammler; schlimmer ist aber noch das andere, daß ihm der Geist durchgeht, daß er nicht bei der Sache bleiben kann. Was seine Schriften dem Leser immer wieder von neuem offenbaren, daß er sich gern verirrt, daß dauernd ihm neue Gedanken in die Quere kommen, und daß ihm diese Gedanken abschweifen, seinen Gedankengang verwirren, so daß man von neuem immer wieder, den Faden seines Beweisganges suchen muß, das weiß er selbst von sich und weiß, daß es ihm eine Schwäche ist.

Mehr aber und wichtiger ist, was diese Verteidigungsrede über seine Sünden offenbart. Er hat mit einigen gelehrten Herren über theologische Fragen disputiert; von seinen Fehlern beeinflußt, hat er sich nicht richtig klar gemacht, (wenn ihn sein rascher Geist nicht gar in überspitzte Behauptungen geraten ließ), nun ist er an den fürstlichen Hof — wohl den des Erzbischofs — geladen. Das mag es sein, weswegen man in ihm einen „Bauern" sah, er hat die aufgerührte religiöse Haltung, die im Bauernhaufen umgegangen ist. die einen Teil an diesem Aufstand schuld zu tragen schien, an sich gehabt. Man hat in ihm den Schwarmgeist Karlstadtscher oder täuferischer Art vermutet, den,

der die Bauern mit dem neuen Evangelium betrunken machte.

Denn es scheint so, ihn habe das neue Evangelium auch getroffen. In jener Erklärung zum zehnten Kapitel des Matthäus-Evangeliums, die sich allein in einer pansophischen „Schwenckfelder"handschrift findet, behauptete er, er habe keine rechten Christen gesehen, „wiewohl ich nun dreißig Jahr alt bin; aber ich verstehe, daß die Achtzigjährigen ebensowenig gesehen haben wie ich; aber der dativischen Christen sind alle Winkel voll". Die schärfere Tonart, wie sie in diesem Kommentar schon zu erkennen ist, bricht dann in einer Salzburger Kampfschrift ungezügelt, ungehemmt hervor. De septem punctis idolatriae christianae ist an zwei Italiener, Remigius und Valentin, der Heiligen Schrift Professoren und also wiederum erzbischöfliche Herren gerichtet; man kann es gut verstehen, daß sie in dem um ihn in Salzburg sich erhebenden Wirrsal ihre Wirkungen gezeitigt hat. Denn sie setzt ein:

„Euer täglich Widerbellen und Scharfreden wider mich wegen der Wahrheit, so ich etwan und etliche Male in Tabernen, Krügen und Wirtshäusern wider das unnütze Kirchengehen, üppige Feiern, vergebene Beten und Fasten, Almosengeben, Opfern, Zehnten, byffel (wohl Leibfall), Dreißigsten, Jahrzeit, Beichten, Sakrament nehmen und alle andere dergleichen priesterliche Gebot und Aufenthaltung geredet habe — auch mir dasselbe in eine Trunkenheit gezogen, darum daß es in Tabernen geschehen ist, und ihr die Tabernen als untüchtige Örter zur Wahrheit zu sein anzeigt — und auf das mich einen Winkelprediger genannt habt, — warum tut ihr mirs jetzt zu der Zeit, dieweil ihr geschwiegen habt, und es euch wohlgefallen hat, da ich

redete in den Spelunken: man sollte euch Opfer geben und folgen, euch auch nit einreden (in eure Dinge). Ist das billig in der Spelunken gewesen und ist euch ein Dienst gewest, so lasset euch auch jetzt die Wahrheit in den Tabernen gefallen. Denn in der Spelunken war ich gläubig in euch; aber jetzt bin ich gläubig in Christo und nimmer in euch; und so ich mit euch mehr in die Spelunken käme, so wollte ich sagen zu demselbigen Volk: hütet euch vor den falschen Propheten und Betrügern ...

Auch zeihet ihr mich, ich habe nur meine Vernunft, unter Pauern zu reden, (sie) sei nur ia ia; ich sollte unter die doctores zu Löwen, Paris, gen Wien, Ingolstadt, gen Köln, da ich Leute unter den Augen haben werde, nit Pauern, nit Kaufleute, sondern Meister der Theologie, — so wisset von mir eine solche Antwort: ihnen wird ihresgleichen zukommen. Bin ichs nit, so wirds ein anderer sein, jedoch meine Red und Anzeigen von Christo wird herfürkommen und wird sie überwinden. Christus kam nie gen Rom, und doch ist Rom sein Verweser; Sankt Peter kam nie gen Köln, doch ist er ihr günstiger Peter. Und so ich schon an die Ende nit komme, liegt nichts an mir, denn die Rede ist nit mein, ist Christi. Der wird ihnen einen niederländischen Boten schicken, denn ich kann ihre Sprach nit, und denen von Wien und Ingolstadt ihres Landes Genossen, und die Wahrheit wird unter ihnen geboren werden und durch sie selber an den Tag kommen, und nit durch mich. Und wenn ich gestorben bin, so lebet die Lehre noch, denn sie ist Christi, der stirbt nit. Und so ich zu Löwen wäre und zu Paris, mich würden die nit strafen, auf die ihr bauet, sie müßten dann Christum strafen."

Man braucht zu diesem Schreiben an die der alten Lehre ergebenen Professoren nichts zu sagen; es weist von Zeile zu Zeile nach, wie sich die Salzburger Katastrophe muß entwickelt haben. Aus den Disputen, die er mit ihnen führte und zuerst in ihrem Geiste führte, aus Unterredungen wie über die Gottesgebärerin oder die heilige Dreifaltigkeit, in denen es schon zu Mißverständnissen kam, treibt es in Paracelsus weiter. Mit jedem der Schritte, die er sich tiefer in die Dinge eingelassen hat, nimmt eine eigene und der üblichen entgegengesetzte Meinung bei ihm zu — und er entfernt sich immer mehr von der katholischen kirchlich anerkannten Gläubigkeit. Von den Versuchen, doch noch zu einer möglichen Verständigung zu gelangen, ist man schon längst zu offenem Kampf und in die offene Gegnerschaft geraten, und Paracelsus sucht sich jetzt Hörer und die Rückendeckung, wo sie sich ihm willig bietet.

Sein Streit, sein Disputieren ist ein Disput mit Meistern der katholischen Kirche, mit Professoren und Doktoren, und am Ende noch vorm Erzbischof. Von ihnen jedoch tritt er nicht zu den Reformatoren über, die er wohl kennt, wie der Traktat vom „Auß dem Closter lauffen" es beweist, in dem er Luthers Schrift „Von Freiheit eines Christenmenschen" angezogen hat, und wie die mancherlei Äußerungen über Luther es bewiesen haben. Viel mehr schreibt er De septem punctis: „Ihr klaget sehr und fast, ich hab euch die Bauern widerspenstig gemacht, daß sie nimmer opfern und wenig auf euch halten, und schier gar nichts. Gedenkt, wenn meine Red aus dem Teufel wäre, so folgten sie euch und nit mir. Aber so sie mir folgen und nit euch, so denkt nit anders, als daß der Heilige

Im Bade

Geist in ihnen sei, der lehret sie erkennen euer Gemüt, Tücke und große Lügen." — Hier haben wir die Anklage, die gegen Paracelsus ausgesprochen worden ist, und haben seine Antwort, die das Faktum nicht bestreitet. Er ist ein Bauern-Lehrer, hat sich in den Wirtshäusern und Tavernen hören lassen, und hat die bis in den Grund erregten Bauern von der religiösen Seite her gefaßt. Denn hinter dem Bauernkriege stand ja wie die wirtschaftliche so auch eine religiöse Krise, stand alles das, was wir als „Umbruch" einer alten Welt bezeichnet haben.

Doch Paracelsi Rolle bei den Bauern hat noch eine eigene Note. Er ist kein Katholik mehr, wenn die römische Kirche die katholische ist, er ist kein Umstürzler — denn er ist kein streitender Bauer. Er sucht in ihnen eine religiöse Hörerschaft und hat sie gefunden: „Ihr zeiht uns, mich und meine Zuhörer, wir seien wider euch usw.; wir sind wider den Teufel und seine Lehre und nit wider euch, denn ihr und wir sind, wollt ihr, Brüder." So kann und darf er zu den reichen und vornehmen Herren im Wirtone sprechen. Doch mit dem Recht, mit dem das Wir, mit dem die Formel „Brüder" steht, mit eben dem Recht darf er bestreiten, daß er den „Bauern" zugesellt sei und geschworen, denn die politischen Formulierungen ihrer Führer finden bei ihm keinen Widerhall. Ihn hat sein Herz an sie verraten, sein Herz und das Gewissen eines frommen Mannes.

Die Schrift De septem punctis ist das erste Kampfbekenntnis eines Mannes, der wie Sebastian Franck ein einzelgängerischer Christ gewesen ist. Er wendet sich gegen die römische Kirche; ecclesia ist eine Mauer; die wahre Kirche ist im Geist, nicht aber in der Mauer.

Er wendet sich gegen die Kirche, die in toten Zeremonien ersticken will. „Die Kirche heißt auf Latein ‚catolica' und ist der Geist aller rechten Gläubigen, und ihre Zusammenkommung ist im Heiligen Geist; das ist fides catolica und besitzt keine Statt; aber ecclesia ist eine Mauer." Das ist viel schroffer formuliert, als es der junge Luther einmal formulierte, man müßte denn an die „Freiheit eines Christenmenschen" 1519 denken, sonst aber reicht es hinüber in die radikale Lehre jener Spiritualisten, die wir im 1525. Jahre unter den Bauern finden können, obwohl die hinter den bäuerlichen Haufen stehenden Absichten nicht die ihren sind, — hinüber zu jenen religiösen Einzelgängern, die wir in den täuferisch gesinnten Gruppen wiederfinden, bis sie der böse Sturm von 1527 ausgelöscht hat und vertrieben.

Ein christlicher Einzelgänger nun trifft folgende Entscheidungen: Es ist vergebens das tägliche Kirchengehen, und ist vergebens, in der Kirche zu beichten; nur um einander die Seligkeit zu bekennen, die uns widerfahren ist aus der Reue nach der Beichte, können wir einander unsere Sünden beichten, je einer dem andern seine Not. Das Beten ist unnütz, wenn wir etwas dadurch erlangen wollen; wir sollen nur um die Liebe bitten, nicht mit dem Munde, sondern mit dem Herzen; die Kirchenfeiertage sind teuflisch, genau so wie das Fasten; das Almosengeben dient nicht zur ewigen Seligkeit; Kirchfahrten, Ablaß, Heiligendienste, Orden taugen alle nichts; wer will die Erde weihen und segnen? Sie ist Gottes und ist gesegnet, Frucht zu tragen, das Wasser ist von Gott gesegnet zum Durstlöschen, Fische zu hegen, die Erde zu netzen, nicht zum Sprengen und Vertreiben des Teufels durch Weihwasser. Auch alle Tempel, Glocken, Altar, Predigtstuhl, Kreuzgang, Klöster, Bilder

sind teuflisch und dienen nicht zur Seligkeit; Glocken und Orgeln sind ein Saitenspiel des Teufels, Altar, Ornat und Meßgewand hat er erdacht. So fallen unter den Schlägen des in den theologischen Grund eindringenden Mannes die sämtlichen äußeren Zeichen und die geistlichen zeremoniellen Übungen. Man kann hier wirklich sagen, was seinem späteren Nachbild vorgeworfen wurde, als es zu fluchen begann: Du hast sie zerstört, die schöne Welt. Mit einem beinahe radikalen Vernichtungseifer geht er an das Werk. Und aus den Trümmern, ja in ihnen will er nun einen neuen Bau errichten: Die wahre Kirche ist im Geist, die falsche ist im Gemäuer. — So tritt in ihm, dem einzelgängerischen Sucher, die Verlockung wieder auf, die von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder nach den Besten langte, die Hoffnung, der irdischen, äußeren Formen einer Kirche nicht mehr zu benötigen. Es ist die Hoffnung, die am Anfang jeder „Ketzerei" gestanden haben wird, und eine solche, die ganz gewiß nicht eine widerchristliche heißen kann und darf, denn wo wird mit dem Christentume ein solcher Ernst gemacht wie hier?

Und sie ist trotzdem falsch — nicht weil sie einen einzelnen befreit —, falsch ist sie, weil sie zum Zerbrechen der den Vielen nötigen Formen treibt. Die Bauern verstehen es nicht, wohin die paracelsischen Schlüsse führen sollen; sie lernen nur eins, daß man nicht mehr zu opfern brauche; und daß sie gegen die Oberen widerspenstig werden, daß sie sie nicht achten, — das ist, was von der paracelsischen Freiheit des Geistes schließlich übrig geblieben ist. Wenn eine Kultur zerbricht und wenn die alten Formen hinter den Menschen bleiben wollen, dann können sie nur in

eine neue Form, in eine neue feste Bindung treten; wer die katholische Kirche ließ, der mußte lutherisch oder wiedertäuferisch werden, — wer aus der Herrschaft eines Edelmannes lief, ward ein Pflichtiger des gemeinen Haufens. Sein eigener Herr zu sein und niemanden untertan als seinem Herzen und Gewissen, das ist dem einzelnen möglich, aber nicht der großen Menge.

Was Paracelsus konnte, das vermochten die ihm nachgetretenen Bauern nicht.

Adeptische Jahre

Der Salzburger Erzbischof, der um des Glaubens willen hat hinrichten lassen, der um des Glaubens willen einen „Bauernkrieg" entfesselt hatte, war sicher nicht geneigt, dem theologischen „Schwärmer" einen Schutz zu bieten. Er hätte im Gegenteil mit harten, eisernen Händen zugefaßt. Und dieser querköpfige Arzt, der in den Tavernen bei den „Bauern" saß, der „täuferische" Meinungen äußerte und sich einen Anhang schuf, der an den Lehren und Dogmen der katholischen Kirche rütteln wollte, der spürte auch bald genug, daß man die Mächtigen nicht reizen dürfe. Er war, wie er in seinen theologischen Schreiben angibt, vorgeladen worden; man hatte ihn gar in Haft genommen, aber doch wieder gehen lassen müssen. Ein solches Erlebnis mußte ihm die schöne Stadt aufs gründlichste verleiden, — er ging im Mai des 1525er Jahres ohne jeden Gruß davon.

Was Paracelsus vorhin über seine Art des Disputierens schrieb, daß er jedwedem neuen Einfall nachgebe und daß er sich ablenken lasse, das sagt ja ganz genau,

wie er in seinem ganzen Wesen war. Und es erklärt, was sich im 1525/1526er Jahre begibt. Es scheint, als ob er so wie Salzburg seine theologischen Studien fahren lasse —, was wir an 1526er Schriften haben, zeigt ihn uns nur als Adept.

Auch seine Wanderschaft zeigt ihn als den unrastigen, täglich neu abirrenden Mann, den nur ein dumpf erahntes Ziel auf seinen Hin- und Widerwegen treibt. Er hat wahrscheinlich in Ingolstadt und dann in Schwaben seinen Paß gehabt, in Schwaben das Land von einem Ort zum andern kreuz und quer durchmessend. Vereinzelte Namen wie zum Beispiel Rottweil tauchen in den Schriften auf; die Schwarzwaldbäder ebenso wie Freiburg hat er damals aufgesucht. In Baden berief man ihn, um einem fürstlichen Herrn zu helfen; er heilte ihn, und ward um seinen ärztlichen Lohn geprellt: der Herr hieß Markgraf Philipp, „den ich nach allem Verderben seiner Leibärzte aus der Dysenterie erlöst habe im Letzten seines Lebens, da er mir zugesagt fürstliche Belohnung, aber unfürstlich begegnete (er mir) mit mehrerem Schaden, denn da ich dem Juden, der alle Welt beschissen hat, Messe von Thalles, in seiner Not half".

Die Wege des Wanderlustigen zielten also jetzt dem Oberrheine zu, und in der Rheinstadt Straßburg taucht er endlich wieder an das Licht; im Bürgerbuch der Stadt von 1526 wurde am 5. Dezember eingetragen: „Item Theophrastus von Hohenheim der Arzney Doctor hat das Bürgerrecht kaufft und dient zur Lutzernen. Actum Mittwoch nach Andreae Apostolie." — Hier also ist es, wo er wieder Fuß zu fassen gedenkt.

Und wir erfahren, wie er von neuem nach adeptischen Geheimnissen sucht, wie sie ihm aus der Land-

schaft, aus den Menschen zuzuwachsen scheinen. Ich hab gesehen, schreibt er in seinem „Herbarius" von der Engelsdistel und deren Kraft, den starken Mann zu stärken, „daß ein Mann im Elsaß getragen hat von Ruffach nach Sulz auf drei Zentner schwer, eine lange Meile wegs, Wein in einem Faß auf sich gebunden, und hat zwölf Mann zu sich genommen, hat die zwölf alle müde gegangen, daß sie ihm nicht haben können folgen und schwach nachgekommen sind, etliche Tage hernach gar geschwächt gelegen. Ich, da ich das sah, nit langer Zeit hernach, meinte ich, die Kranken, die da schwach wären, mit der Wurz der englischen Distel zu stärken, und ich stellte starke Leute zu ihnen und gab ihnen Wurzeln genug. (Der Arzt hat also, wie der Elsässer vorher den Leuten durch die Wurzel, nun ebenso den Starken die Kräfte entziehen wollen), aber es half doch nichts".

Wie diesem Geheimnisse, so jagt er manchem andern nach, — in seinem Herbarius, dann auch im Buch „Von den natürlichen Dingen" hat er sie beschrieben.

Die beiden Werke entstanden nach Sudhoff etwa 1525/1526, und es ist damit sicherlich die richtige Jahreszahl getroffen worden. Das, was uns heut von ihnen vorliegt, sind nur Reste eines ehemals größeren Bestandes, so fehlen zum Beispiel im Buch „von den natürlichen Dingen" das Benediktenkraut und der Kalmus, — und beide Bücher machen den Eindruck von Kollektaneen. Sie wollen nach Paracelsi Absichten eine Verbesserung der „Kräuterbücher" jener Zeit darstellen. „Etliche sind aufgestanden, haben sich die Kräuter zu beschreiben usw. unterstanden und in das Werk gebracht, deren

Arbeit ist gleich einem Bettlermantel, hin und her zusammengeflickt und gelesen von allen zusammen in eins, und in summa (ist es) alles nichts, fällt von einander, gleich wie der Bettelmantel, der sich selbst nimmer ertragen mag. Dieselbigen Irrer und Verführer, falsch Anzeiger und Lehrer... sind niemand nutz als allein den Buchdruckern, die werden reich dabei und gesund in der Küche; der Käufer findet das wenigste, das darin steht, sich zu gut, vielleicht mancher gar nichts. — Auf solcher Skribenten Beschreibung ist der größte Teil erlogen; es heißt: der sagts, der sagts auch usw. Wenn man dieselben fragt, wer hat dirs gesagt, so kommt es auf Nonnen und alte Weiber; zum letzten ist es ein Wähnen. Einer der da will schreiben ein Buch, muß sich nicht ziehen auf die, welche nur reden und schreiben vom Hörensagen, sondern auf die soll er seine Kirchen bauen, die aus der Experienz reden."

Zu dieser Absicht, die alten Kräuterbücher durch eine bessere Arbeit zu ersetzen, tritt eine zweite: er will leicht zu erreichende Arzneien nennen. Denn: „einem jeglichen Land wächst seine Krankheit selbst, und wächst auch seine Arznei selbst und sein Arzt selbst" — was er ja immer wieder lehrt. Die deutschen Ärzte sind aber welsch und geben welsche, ausländische Arzneien ein, „darum daß ihre Bücher aus Graecia, Arabien usw. kommen. Das aber ist Torheit, denn Italia ist eine Mutter der Unwissenheit". In diesem Worte liegt nicht nur der Versuch, für fremde Arzneien die des deutschen Bodens einzusetzen, hier schlägt die Abwehr gegen den Humanismus unvermittelt in die Höhe; das, was den andern Preis und Ziel scheint, ist ihm nur Unwissenheit, sie nehmen aus Büchern ihre Kenntnisse, statt aus der Experienz.

Sein Kräuterbuch sieht aber nicht so aus wie die der Brunfels und der Bock. Zu schreiben, wie die besprochenen Kräuter blühen und lauben, überläßt er andern; „ich nimb allein für mich den Namen und virtutes. Denn wir achten das für das Höchste in der Beschreibung natürlicher Dinge, daß erstlich erkannt werde, was das sei, davon man schreibt. Nicht, daß ich wollte sagen, sie kennten die Form nicht. Die Form gibt das Wissen der Tugenden nicht. Das mein ich: das kennen, das die Tugend ist. Denn ihr wißt, daß Gold Gold ist, aber noch wisset ihr aus dem nicht, was seine Tugend sei." — Er also will nicht das Aussehen, sondern nur die Tugenden der Dinge, das sind die Kräfte, die er von ihnen nennen kann, erklären.

Die Kräfte, die ein adeptus philosophus von ihnen weiß. Denn diese beiden Bücher sind zwei Schriften eines adeptus philosophus. Das lehrt ihr Anfang schon, der von den Blättern der schwarzen Nieswurz handelt: „Wenn die Blätter der schwarzen Nieswurz im Schatten getrocknet werden, durch die Luft von Orient, und nachfolgend in ein Pulver gestoßen und mit so viel reinen feinen Zuckers vermischt, als die Blätter schwer sind, so sind sie bereitet, wie die ersten philosophi der Ärzte angefangen haben, diese Blätter zu gebrauchen. Die gar alten ersten philosophi haben sich großer Gesundheit gepflogen und, zu kommen auf ein langes Leben mit fröhlicher Gesundheit. Um zu demselbigen Ende zu kommen, haben sie diese Arznei von der schwarzen Nieswurz gebraucht... Nun haben sie dieses Kraut angefangen zu brauchen nach den 60. Jahren, und haben das gebraucht bis zu End ihres Lebens..." Was hier erzählt wird, ist die alte Legende von den griechischen Magi, von Zoroaster und wie die Heiligen der adepti

philosophi noch heißen mögen, die älter als die gewöhnlichen Menschen wurden und das dank jener ihnen bekannten Mittel, mit denen ein Mensch sich Leben und Gesundheit zu verlängern vermag. Die magische Literatur der Renaissance rühmt sie alle Tage.

Die Ärzte mit ihrer Humor-Lehre haben diese Weisheit nun vererbt; sie lebt nur noch bei einigen wenigen, die sie noch zu brauchen wissen: „Mit der Zeit sind aufgestanden die Humoristen-Ärzte, die die natürlichen Geheimnisse nicht achten, sondern ihre unergründete Theorie, ohne Erkenntnis der natürlichen rechten Eigenschaften usw. Die haben erdacht das Purgieren, Klistieren, Syrupsieren usw., haben sich unterstanden, in einem Tage so viel zu tun, wie diese Blätter in zwanzig Jahren oder dreißig. Dadurch ist nun dies Kraut in Verachtung gekommen und aus dem Sinn geschlagen, und (man hat) alle Gedanken in das Klistieren, Purgieren usw. gesetzt. Das ist aber bei meinen Zeiten mir eingedenk, daß es von viel Personen gebraucht ist worden, die gar flüssig, rotzig mastig und plutertellig gewesen sind, die das Kraut gebraucht haben nach Inhalt der alten Ordnung, die sich in ihrer Natur gar erneuert haben und in solche Gesundheit gekommen sind, das dem humoristischen Arzt unmöglich gewesen ist und gar nit gläublich. Und haben eingenommen auf einmal alle Morgen täglich bis auf das 70. Jahr ein halb Quintlein, darnach von dem 70. bis auf das 80. am andern Tag ein halb Quintlein, von dem 80. bis auf das Ende am 6. Tag ein ganz Quintlein." — Wer sind die Kreise, die noch die alten Rezepte nach den adeptischen Überlieferungen brauchen? Doch wohl die schon so oft genannten adepti philosophi, wo Paracelsus seine Weisheit holte.

Denn da, wo Paracelsus von der englischen Distel, der Carlina accaulis, spricht, und von ihr sagt, sie ziehe einem andern seine Kräfte aus, und gebe sie dem, der sie zur selbigen Zeit am Leibe trage, kommt er auf die Vermögen, die in den Kräutern, Steinen und natürlichen Dingen eingeschlossen schlummern, und die der Wissende von dem einen auf den andern übertragen kann. „Es sind etliche Stück, die dem Menschen seine Vernunft nehmen und machen ihn gar toll und wild, aber niemandem wird sie (die Vernunft). Es sind andere Stücke, die da die Weisheit einem nehmen und geben sie einem andern. Solches alles ist anfänglich bei den Ägyptern gewesen, die durch ihre gamaheu (Gemmen) genommen haben das Glück von einem und haben es einem Unglückhaften gegeben (und haben) item den Sieg und victoriam desgleichen genommen. Denn die vortrefflichsten Siege, so Alexander magnus, Julius Gajus Caesar gehabt haben, sind... entfremdet (worden) von andern, ihnen gegeben, und nicht allein denen, sondern auch andern noch viel mehr, denn gar mannigfaltig ist solches geschehen. Die Erfinder der gamaheus und Bereiter der gamaheu sind die magi gewesen." Ägyptisch, nach der Legende also hermetisch, ist die Magie, auf deren Grund hier Paracelsus steht, und deren Geheimnisse er entdeckt.

Denn — und das führt uns endlich zu dem Inhalt dieser beiden Bücher — es sind zwei Schriften von den Geheimnissen der natürlichen Dinge. Von den Geheimnissen heißt: von den geheimen Kräften dieser Dinge, der Nieswurz, der Persicaria (Flohkraut) und der Engelsdistel, dem Salze, der Korallen und dem Magneten im „Herbarius", von schwarzer und weißer Nieswurz und vom Wasserblut (das ist der Persicaria), vom St. Johan-

niskraut und von der Lärche oder vom Terpentin, vom Salz, vom Schwefel, vom Vitriol und vom Arsenik in der zweiten Schrift. So ist es das Mysterium der Engelsdistel, einem andern seine Kräfte zu entziehen; doch ist es so, daß sie nur dem nutzt, der schon stark am Leibe ist, ein Schwacher kann sich an ihr, wie Paracelsi oben mitgeteilter Bericht gelehrt hat, nicht erstarken, kann nicht die Kräfte anderer an sich bringen und sie jenem nehmen. Und es ist das Mysterium der Persicaria, daß man nimmt das Kraut und ziehts durch einen frischen Bach, dann legt mans auf die wunde Stelle, die man heilen will, so lange als einer ein halbes Ei ißt, dann vergräbt mans, daß es fault, und wie das Blatt verfault, so wird der Schade zu gleicher Zeit gesund. Das ist die Sympathiekur, die das Volk noch heute braucht. Für Paracelsus aber sind hier wieder heimliche Vermögen der Natur vorhanden; durch das Berühren wird eine Konkordanz von Blatt und leidendem Kranken hergestellt, wie durch Berühren eine Konkordanz von Eisen und Magnet. Die Konkordanz ist aber für Paracelsus kein irgendwelches zaubrisches Begebnis, er operiert mit einer nur wenigen bekannten natürlichen Kraft der Persicaria, denn „es ist die Unwissenheit der Ärzte und anderer unverständiger Leute, daß sie solche operationes zaubrisch, abergläubisch halten, so sie doch alle Dinge von der Natur tun, aus eigenen Kräften und Eigenschaften, die ihnen von Gott gegeben sind". — Nicht Zauberei ist diese Magie, sie ist die Kenntnis der Mysterien der Natur.

Und nun wird Paracelsi Absicht mit den beiden Schriften sicher klar begreiflich. Er gibt ein Buch von diesen Kräften, die er kennen lernte und erfahren hat, — ein Lehrbuch, wenn man so will, von der philoso-

phia adepta, der magia. Die Nieswurz ist ihm ein Beispiel für die Gültigkeit der überlieferten Geheimnisse; das Wasserblut veranlaßt ihn, die Wissenschaft signatam zu besprechen; die Signatur — sie ist scientia magica, und er verdankt der Signaturenlehre viel von den Geheimnissen, die er weiß. „Dieweil ich so gar auf die Zeichen mich ergeben hab, zu erfahren der Natur Heimlichkeit, das allein durch sie geschehen soll", beginnt er und bekennt er, da er von dem Kraute spricht. Die Signatur, das ist die Offenbarung der Kräfte und „Tugenden" der Kräuter, die ihrer Geheimnisse, durch Zeichen, Aussehen und Geruch der Pflanze. Im Wasserblut sind rote Blutstropfen — das ist ihm ein sicheres Signum, daß es für Wunden eine Hilfe, eine heilende Kraft enthalten muß. In andern natürlichen Dingen liegt ein „Balsam", das ist ein Vermögen, das vor der Fäulnis schützt, das also den Körper „auferhält". Es ist im Terpentin und ist natürlich auch im Salz vorhanden. Arsenik, das giftige Erz, ist für den Arzt deswegen von Bedeutung, weil man Vergiftungen heilt, indem man sie mit stärkerem Gifte überwindet. — So sind die beiden Bücher ein Kompendium der natürlichen Magie.

Es wäre leicht möglich, aus ihnen eine ganze Reihe von Lehren abzuleiten; ich will nur eine, freilich die für Paracelsus wichtigste, entnehmen: „Also hat es mir geliebt, vom Magneten zu schreiben", schließt er das erste Buch, in dem er dessen Heimlichkeiten vorgetragen hat; „dieweil nun die Natur sich selbst dargibt und zeigt an augenscheinlich ihre operationes, warum wollten dann die, denen die facultus medica befohlen ist, nicht anfangen, weiter in die Experienz zu gehen? Denn wo der philosophus aufhört, da fängt der Arzt an." — Die Kenntnis der Kräfte und der Geheimnisse

der Natur, adepta philosophia, ist also die Vorbedingung für das medizinische Tun des Arztes. Wenn man es in die heutige Sprache, in das heutige Denken übersetzen will: erst wer die anziehenden Kräfte kennt, wer von den Giften weiß, wer sich mit Hilfe der Signatur die Tugenden in den Pflanzen deuten kann, kurzum, wer die in der Natur vorhandenen Geheimnisse und Gesetze kennt, der schreitet von hier fort zur experienz, das heißt: zu der Erprobung dieser Kräfte, nach welcher er sie als ein erfahrener Medikus zu brauchen weiß. Es ist der Weg der heutigen Wissenschaft, nur in uns ungewohnten Worten ausgesprochen.

Denn — und es ist sehr wichtig, daß man diese Wendung nicht vergißt — man kann bei dem, was uns die alten magi lehrten, nicht beharren; man muß das, was sie lehrten, weiter treiben und zu bessern suchen. Er schreibt, wenn er im Buch „von den natürlichen Dingen" von der Nieswurz spricht: „Nun haben die alten magi sich trefflich bemüht, die wahre essentiam des Pulvers zu suchen, aber auf das Ende sind sie nicht gekommen, daß sie dieselbige in ein purum esse hätten bringen können. — Aber, so heißt es wenige Sätze weiter, aber es ist wohl wert, daß, was das Reine in ihm ist, von dem Unreinen abgeschieden werde." Das Scheiden des Reinen, des purum esse, des eigentlich Heilenden in dem Kraut, kann nur, das ist in diesen Zusammenhängen deutlich, durch die Scheidekunst geschehen. Die Alchemie, die Scheidekunst, verbessert also eine adeptische Überlieferung. Sie und Erfahrenheit, die Experienz des Arztes, bessern sie.

Verbessern ist aber hier in eben dem Sinne aufzufassen, in dem die „Große Wundarznei" in ihren Erörterungen über seine adeptiche Lehrzeit es gebraucht.

„Wo nun die Erfahrnis ist und das Herkommen und der Grund der vier philosophorum mitsamt den Künsten Vulcani (Alchemie) und der physici (menschlichen Anatomie), ob da nit billig sei, solches zu korrigieren und das Falsch, das Irrig vom Guten scheiden, dabei auch weiter zu suchen und die Dinge zu bessern ..., denn es beweist sich, was groß zu beklagen ist, daß die Arznei unter die Sophisten gekommen ist ... Weiter auch sind viel Irrsal eingerissen durch Schreiber, durch Versetzung, durch mißgünstiges Verhalten, ausgelassen. Solches habe ich auch hindann getan."

So ist, was Paracelsus sucht, die Reinigung der adeptischen Medizin, die „Renaissance" adeptischer Philosophie nach den Jahrhunderten der Verderbung. Er will, von der er besser weiß als wir, daß sie noch immer fortbesteht, daß sie durch die Jahrhunderte sich von Philosoph zu Philosoph vererbte, sie reinigen, weiterführen, fortentwickeln, ihre Geheimnisse ergänzen, und sie zur Basis medizinischen Wirkens machen, die sie — so wie er glaubte — ehmals war.

Das Bild des Arztes Paracelsus klärt sich damit immer mehr. Er bleibt nicht bei der alten Lehre, wie er nicht katholisch bleibt; die neue und humanistische Medizin befriedigt ihn so wenig wie das Luthertum, — wie er als religiöser Mensch sich seine Bibel selbst gedeutet hat, und wie — ihm selber unbewußt — er an die täuferischen Lehren knüpfte, so wächst sein Heilen ihm aus dem vergessenen mittelalterlichen Grunde auf.

Es ist, als seien die Bücher „von den natürlichen Dingen" nur ein Ansatz, — sie deuten die Geheimnisse an, die in den Kräutern und Metallen liegen, und deren der Arzt sich zu bemächtigen hat und die er kennen lernen muß. Von ihnen führt eine gerade Linie zu der

Schrift „von den natürlichen Bädern", in welcher er, wie dort die Kräfte der Kräuter, die der Quellen zeigt. Er unterscheidet zwei: die Wasser, die ihre Kräfte aus der Separation und die, die sie im Fließen durch metallische oder andere Lagerstätten fanden. Dahinter steht, wenn es im ganzen Schriftchen auch kaum sichtbar wird, ein neues, von dem bisherigen verschiedenes kosmologisches System. In diesem System sind zahlreiche neuplatonische und hermetische Elemente festzustellen, die freilich sich von den uns bekannt gewordenen mittelalterlichen Neuplatonikern entfernen, — der reichlich Dreißigjährige beginnt den Aufbau einer neuen hermetischen Philosophie.

Sie liegt uns in den beiden Schriften dieses Jahres „Philosophia de generationibus et fructibus quatuor elementorum" und „Von den natürlichen Wassern" vor, an die sich „Das Buch de mineralibus" sehr nahe und sehr eng anschließt. In diesen drei Texten, zu denen wohl in den 30er Jahren noch der „Liber Meteororum" kommt, wird uns die paracelsische Kosmologie in ihren wesentlichen Teilen überliefert.

Der kosmologische Aufbau, wie ihn Paracelsus setzt, ist ein alchemischer Prozeß. So wie der Alchemist in der Retorte, so arbeitete am Anfang Gott; er schafft ein Corpus, ein vorläufiges Erstes, das man Yliaster heißt; aus diesem Mutterstoffe scheidet er durch einen chemischen Prozeß die Elemente ab: „Wie aber Gott geschaffen hat die Welt, ist also: er hats in ein Corpus gemacht, anfänglich. Dieses Corpus hat er gesetzt in drei Stück, in Mercurium, Sulphur und Sal, also daß da sind drei Dinge, die machen e i n Corpus; diese drei Ding machen alles, so in den vier Elementen ist und wird. Diese drei Ding haben in sich alle Kraft und Macht

der zergänglichen Dinge, denn in ihnen ist gelegen die miner (Urstoffe der Mineralien), der Tag, Nacht und warm und kalt, Stein und Obst und anderes, aber noch nicht formiert. Gleich wie ein Holz, das da liegt und nichts ist als ein Holz, aber in ihm ist alle Form der Tiere, alle Form der Gewächse, alle Form der Instrumente; wer das übrige hinweg kann nehmen, das nicht dazu gehört, so finden sich dieselbigen (Dinge) da. Also ist dieser erste Corpus Yliastri ein Klotz gewesen, in dem alle Kräuter, alle Wasser, alle Gemmen, alle Minerale, alle Steine, alle Chaos gelegen sind, die allein der höchste Fabrikator hinweggeschieden hat, so subtil, daß das, so hinweg genommen worden ist, ein anderes gewesen (: geworden) ist. Als am ersten hat er hinweg genommen die Luft, und aus dem übrigen sind noch drei geworden: das Feuer, Wasser und Erden, aus diesen hat er hinweg genommen das Feuer; noch sind zwei geblieben — also bis zum Ende." — Der Aufbau ist nicht ganz einfach; die vier Elemente werden Wasser und Erde, Luft und Feuer dadurch, daß sie aus einem Ursein abgeschieden worden sind. Der Urstoff i s t aber nicht Luft, Feuer, Wasser, Erde, die vier Elemente; er ist vielmehr ein Corpus. Das ist der entscheidende Faktor, denn jedes Corpus hat nach Paracelsus Sulphur, Sal, Mercurius, — es wird davon im folgenden Kapitel noch ausführlicher die Rede sein, — der Yliaster i s t nicht Sal, Sulphur, Mercurius, er hat jedoch die Wertigkeiten.

Aus was ward nun der Yliaster? Diese Frage wird verschiedentlich erörtert; er ist das „Zentrum", das in die Vergänglichkeit verwandelt worden ist; das heißt, die himmlische Welt hat eine irdische, die vergängliche, Qualität empfangen. Das ist sehr wichtig, denn damit

Alchemistische Küche

ergibt sich ein Entscheidendes für die paracelsische Lehre. Die reine neuplatonische und die agrippäische Lehre waren „strahlende" Systeme, es gingen von Gott die „Wirkungen" wie in Strahlen bis in die Materie. Bei Paracelsus aber haben wir ein Neben- und Ineinander der Bezirke; er führt die biblische Lehre: da, wo anfangs Gott gewesen ist, entsteht als erster Schöpfungsakt ein Ungeformtes, Ungeschiedenes: jener Yliaster. Doch nun, in diesem Augenblicke tritt der Chemiker an des Theologen Stelle. Wenn in der Bibel die Schöpfungsakte beschrieben werden, wird gesagt: Deus vidit lucem quod esset bona, et d i v i s i t lucem a tenebris; bei Paracelsus aber heißt er statt divisit: separabit. Die Schöpfung der Welt beginnt wie jede alchemistische Arbeit mit der separatio. So muß das Weltbild Paracelsi ein hermetisch-alchemistisches werden.

Denn auch die nächste Etappe der paracelsischen Kosmologie hat alchemistische Hintergründe. An Stelle des göttlichen Reiches trat, wie schon gesagt, das Reich der Elemente. Das, was die Elemente sind, wird in der „Philosophia de generationibus" wie folgt bestimmt: „Alles das ist ein Element, das gebiert. Ein Element ist eine Mutter. Deren sind vier: Luft, Feuer, Wasser, Erde." — Die Elemente sind also Bereiche, in denen die weiteren Schöpfungen erscheinen, denn: aus den vier Müttern (heraus) werden alle Dinge geboren der ganzen Welt. Wenn man es recht verstehen will, dann wird man wieder an die chemische Retorte denken müssen; so wie aus einer Lösung „Kochsalz" in der Retorte irgendwie bestimmte Kristalle „schießen", aus einer Lösung „Alaun" anders geformte und im Grund doch kongruente, so werden in den Retorten Erde,

Wasser usw. Schöpfungen „geboren". Rein theoretisch ist auch diese Schöpfung in den einzelnen Elementen eine separatio. „Anfänglich ist die Luft geordnet, darnach das Feuer, darnach die Erde, darnach das Wasser, und das also. Aus der Luft das Chaos, die Kette, (durch die die Dinge schwebend gehalten werden) und der Boden, aus dem Feuer Tag und Nacht, Sonne und Mond, aus der Erde Bäume und Kraut, Gras und Obst, aus dem Wasser Miner und Stein. Und sie sind so geordnet (worden), daß je das Übrige ein anderes geboren hat"; — das heißt, die Einzelschöpfungen sind Scheidungen aus dem Mutterstoff des Elementes, so wie die Elemente nacheinander aus dem großen Yliaster ausgeschieden worden sind. Das Grundprinzip, das hier in allen Phasen der Schöpfung waltet, das Grundprinzip des ganzen irdischen Entstehens der Dinge ist mithin ein alchemistisches.

In diese, aus einem chemischen Prinzip entstehende Welt, klingt nun ein anderer Ton. Ein Element ist eine Mutter, und die Elemente bringen Früchte; man muß in diesem Zusammenhange beachten, daß hier ein Mediziner spricht, der das, was eine Frau gebärt, als ihre „Früchte" zu bezeichnen pflegt. So sind die Früchte der Erde zunächst nicht Äpfel, Birnen oder Korn, es sind vielmehr die Bäume, Kräuter und die Gräser auf der Wiese; die Früchte des Wassers sind Mineralien, — denn für Paracelsus ist es sicher, daß alle Mineralien, Metalle, Erze, Steine Bildungen des Wassers sind; die Früchte des Feuers sind die Sterne, die aus dem Firmament wie Kräuter oder Bäume wachsen, — denn Frucht ist eine Natur, das heißt ein Wachstum, aus den Elementen.

Von diesen Gewächsen ist als erstes das zu sagen, „daß man den Anfang und das Ende nicht sieht, das Mittel allein, das ist ein Corpus“: der Anfang liegt in seinem es gebärenden Elemente —, der Tod führt es in dieses Element zurück und löst es in ihm auf. Sein Anfang aber ist eine wirkende Kraft im Element; „wisset, daß die Erde anfänglich in eine Potenz gesetzt ist, welche bis zu Ende währet und keinen neuen Ursprung nimmt, und ihre Kraft der Generatio ist eine Gnade.“

Das wichtigere aber, was an dieser Stelle zu bekennen war, das ist der Satz des fünften Buches „von den natürlichen Wassern“: Es sind oben so viel Prozeß, das heißt Schöpfungsvorgänge, als unten Prozesse sind. Das ist der Kernsatz der hermetischen Lehre und ein deutliches Bekenntnis oder Ja zu ihr. Doch dieser hermetische Grund wirkt sich noch intensiver in der Schöpfungslehre aus; so wie das Oben dem Unten entspricht, so auch entsprechen sich die einzelnen Geschöpfe. Und sie entsprechen sich so weit, daß ihre Zahl in jedem Element die gleiche ist, und wie die Zahl, so auch die Arten und die Artungen der Geschöpfe — das ist, „der die Zahl der Sterne weiß, der weiß auch die Zahl der Generaten. Nicht daß die Sterne die Zahl erfüllen, das ist, daß der Stern gewaltig sei oder wäre, der Erde Früchte zu machen, sondern die Erde ist eben so gewaltig wie der Himmel, und so wenig die Erde leer ist, so wenig ist auch der Himmel ohne Sterne.“ — Oder: „Alle die Arznei, die die Erde hat, die hat auch das Wasser, und was die Erde oder das Wasser hat, das hat auch das Feuer und die Luft. Ihr seht, daß von der Erde wächst die Kraft Abrotani (Eberraute), also ist sie auch im Chrysolith. Ihr seht wiederum die Kraft

des Karneols, also ist sie hinwiederum in bursa pastoris (Hirtentätschelkraut)." Weil nun also eine gleiche Gewalt (Kraft) ist in den vier Elementen, so folgt hieraus eine gleiche Erklärung, — allein was die Form und auswendige Art betrifft, die ist davon ausgenommen. — Die Schöpfungen also in den Elementen „entsprechen" sich, und diese Entsprechungen führen zu gleichen Ursprüngen und zu gleichen Wirkungen.

Die paracelsische Kosmologie ist eine Lehre von den Elementen. Soweit es sich feststellen läßt, gehört sie diesen frühen oberrheinischen Jahren an; es ist, als schaffe er sich in ihr die Basis für sein späteres Tun. Dabei sind ihm jedoch die Elemente selber nicht so wichtig, als daß sie wirkend sind, daß sie die „Früchte" gebären können. Er spricht zum Beispiel von der Erde, daß in ihr die Samen liegen, der Same des Holzes, der Wurzeln, der Kräuter und der Schwämme und die Kraft, daß die Gewächse an den Tag kommen; der Same ist überall, nicht aber hat überall die Erde Kraft, ihn zu gebären. Das, was hier Paracelsus Same heißt, ist also mehr als irgend ein pflanzliches Samenkorn, man wird es besser mit Gebärkraft übersetzen als mit Korn. Das sieht man deutlicher, wenn man die folgende Argumentation durchdenkt: „Es ist also, daß zweierlei Früchte vom Element der Erde gehen, die, die die Erde selber gibt, und die, die sie von Samen gibt. Das ist, aus der Erde gehen alle Gewächse auf zweierlei Art, von selbst aus ihrem eigenen Samen und aus dem gegebenen Samen. Der eigene Same ist, wenn die Erde gibt Kraut, das ist ein von selbst gewachsenes Kraut, dann: daß man den Samen sät, und das ist ein gegebener Same. Korn wächst von der Erde nicht und auch nicht der Weizen, er muß gesät werden,

so auch die Lilien und anderes desgleichen und die Birnen. Nun ist die große Philosophei, von wannen die Samen kommen, die aus der Erde mit wachsen. Denn so kein Korn, kein Weizen gesät würde, so wächst keines, sondern es wachsen Gras und Heu. Drum ist Gras und Heu der Erde Gewächs, aus ihr selber; darum so muß da eine andere Philosophei sein, aus welcher geboren ist worden das Korn, der Obstbaum und dergleichen. Und ist das, daß aus dem Paradeis die Samen dieser Dinge alle geboren sind und heraus gesät, und also gewachsen, weiter gepflanzt und gebaut, und ist ihre Frucht der des Paradieses gleich zu verstehen, wie Christus Gott ist und ist ein tödlicher Mensch." — Das Wichtigste ist, daß aus der Erde Gewächse „von ihr selbst" hervorgehen und erwachsen. Es ist mithin in ihr die Gnade, dergleichen Gewächse zu gebären. Wir sehen, daß Paracelsus immer wieder auf diese den Dingen einwohnende „Kraft" hinzielt. Nicht das, was man in Hände fassen kann, ist wirklich, sondern diese Mysteria. (Daß diese Kräfte durch separatio in ihre einzelnen Äußerungen geschieden werden, füge ich nur hinzu.)

Das was vom Wachsen gilt, das gilt noch ausgesprochener von den sternischen Geheimnissen, denn die Gestirne, die wir sehen, sind nur die äußeren Hüllen der in ihnen wirkenden Kräfte. Sonst aber erscheinen sie ihm, wie ich schon sagte, als Gewächse; er schreibt im Liber meteororum: „Ihr seht, was aus der Erde wächst, hat seine sichtbaren Füße und Wurzeln in der Erde, wie Bäume und Gras usw. Nun aber die Sterne sind Früchte vom Himmel und sind des Himmels, aber sie wurzeln nicht im Himmel, stehen unter dem Himmel, fix, ohne alle Hebe und Anhang; es ist ein Wider-

spiel zu der Erde. Das eine gibt seine Frucht mit Wurzeln, das andere nicht; das eine steht über sich, das andere hängt unter sich; das eine gibt seine Früchte der Höhe zu, das andere unter sich. — Nun sollt ihr weiter wissen, daß von den Bäumen die Früchte gehen, daß der Baum Birnen trägt, der andere Äpfel, der andere Nüsse usw., also in solcher Eigenschaft stehen auch die Sterne, also daß einem Stern gegeben ist der Regen, dem andern der Schnee, dem andern der Hagel" usw.

So wie das äußere Element des Elementes Erde die Erde ist, das äußere Element des Wassers das Meer, und das der Luft das Chaos, so ist das äußere Element des Elementes Feuer das Firmament — nicht das auf Erden vorhandene Feuer, sondern das Empyreum, weshalb auch Paracelsus das vierte Element gern mit dem Namen Himmel oder Firmament bezeichnet. Es ist ein Gegenstück zum Elemente Wasser, wo er auch das Kosmische sehen will, und nicht die Wasserfäden und die Regen, die uns jeden Tag begegnen. Aus diesem kosmischen „Ur-Wasser", wie man es wohl nennen darf, entspringt der Wasserbaum, der sich in das ihm fremde Element der Erde erhebt, so wie die Pflanzen der Erde oder des Firmaments sich in die Luft erheben. Und wie der Birnbaum Birnen, wie die Regensterne Regen, so trägt der große Wasserbaum als seine Früchte Mineralien und Gesteine. Im Liber de mineralibus wird das ausführlicher aufgewiesen und erörtert. Man kann dabei noch eine Entwicklung unter den einzelnen Schriften sehen.

Und, um nun diese Skizze mit einem paracelsischen Abschlußwort zu schließen, „so hat nun Gott geordnet die Wunderwerk seiner Geschöpfe in die vier Elemente.

Also werden die Wunderwerk Gottes erkannt und erfahren. Darum soll die Philosophei gedeihen, die allein die Werk Gottes zu erkennen gibt, die zu erkennen ein jeglicher Mensch schuldig ist, und was sein Schöpfer seinetwegen geschaffen hat. Aber der Feind ist gekommen und hat seinen Samen in die Philosophiam auch gesät, als Aristotelem, Albertum und Avicennam mitsamt ihresgleichen, welche die Raden sind. Und er ist auch gekommen und hat es alles verderbt, und noch viel ärgere philosophos gesät, deren Kunst in der Natur gar nichts gründet und ist ohne Erfahrenheit. Das sind die Schwärmer, die in allen guten Dingen des Teufels filii perditionis sind."

Die Frage bleibt noch, was diese Kosmologie an eigentümlich Paracelsischem bietet. Daß neuplatonische und hermetische Gedanken in ihr spielen, das wurde bereits bemerkt, und ebenso ist ohne weiteres festzustellen, daß aus der agrippäischen Philosophia occulta Reste weiterglimmen. Die paracelsischen Bemerkungen über die Luft in seiner „Philosophia de generationibus" stehen den Bemerkungen im sechsten Kapitel des ersten Buches Agrippae ebenso nahe, wie dessen Erörterungen über die Erde, welche die Samen und Samenkräfte aller Dinge enthält (I 5), den paracelsischen oben wiedergegebenen Ausführungen entsprechen. Und doch sind diese Entlehnungen — wären es welche — nicht das Wesentliche. Es ist viel wichtiger, daß man für den Hauptteil der hier vorgetragenen Dinge, ob das die Schöpfung des Yliasters und der Elemente, ob es die elementische Kosmologie und Lehre von den Früchten betrifft, ob es die eigentümliche Kräftephilosophie sein mag, in dem uns heute bekannten Schrifttum jener Zeit nichts Ähnliches begegnet. Was Paracelsus vorträgt,

sind die Früchte und Ergebnisse seines eigenen Denkens, die freilich aus einem neuplatonischen und hermetischen Acker gewachsen sind, doch um bei seinem — wenn auch drastischen Bilde zu bleiben: die Kräuter ernähren sich von oben, der Mist, die Düngung ist nur ein Zusatz oder ein Kochen dieser Speise, die sie essen. So auch ist Paracelsus einer, der sich aus dem Oberen ernährt.

Der Alchemist

Aus dem, was Paracelsus über seine Erziehung angegeben hat, ist uns bekannt, daß er von Kindheit auf adepta philosophia und die ihr nahe stehende und eng mit ihr verbundene Alchemie getrieben hat. „Auch ist ein große Erfahrnis geschehen und eine lange Zeit her durch viel Alchemisten, die in solchen Künsten gesucht haben, als nämlich der edel und fest Sigmund Fueger von Schwaz mitsamt einer Anzahl seiner gehaltenen Laboranten" — und von sich selbst erklärte er, daß er auf seiner großen Wanderung sich bei Badern, gelehrten Ärzten, Weibern und Alchemisten unterrichtet habe. Er gibt es auch unumwunden zu, ein Alchemist gewesen zu sein; „ich will euch als ein Erfahrener vom Schwefel vortragen meine Experienz in allen Dingen, was im Schwefel ist, der Arznei halben, auch der Alchemie und Nebenhandlungen", heißt es einmal im Buch „von den natürlichen Dingen". Und ebenda erklärt er, daß die Kunst, das ist die Alchemie, versucht habe, aus dem Sulphur etwas zu machen, das mehr würde sein, denn der Sulphur an sich selbst. „Dieweil nun die Kunst das vermochte, ist der dux artis der Kunst nachgegangen und hat sich bemüht, was doch aus dem

Sulphur noch werden möchte," — und dieser dux artis ist wohl niemand anders als er selbst. Und eine im wesentlichen praktische alchemische Kunst berühmt er sich, Handwerkern mitgeteilt zu haben: „die Schmiede haben nach meinen Angaben geheftet, und es ist so beständig gewesen wie Löten".

So wie das Handwerksmäßige aber, so sind Paracelsus auch die eigentlichen Fragen und die letzten, in immer neuen Anläufen angegangenen alchemistischen Ziele wohlbekannt. Er schreibt im eben genannten Buch von dem den Alten schon bekannten Mischmetall Elektron: „Es ist von den alten Alchemisten ein Nam gegeben worden und erdacht, und heißt Elektrum, — zum Beispiel macht man von Kupfer Messing, und das heißt electrum rubeum. Solche electri genera haben etliche seicht gelehrte Alchemisten und Artisten für Silber angesehen", und er führt nun des weiteren aus, wie falsch das sei, und sogar verfehlt, wenn Junge der Älteren Prozeß verlassen und wann der Jünger mehr will wissen denn der Meister und er bleibt nit im rechten Weg. — Ja, er hat weiter gelangt und über die Metallarbeiten noch hinaus; er schreibt im fünften Buch der „Archidoxen": „Wiewohl wir des lapidis philosophorum kein Anfänger sind, auch kein Ender, noch ein Geübter darinnen, daß wir möchten denen nachreden, was wir davon gehört und gelesen haben, lassen wir denselbigen Prozeß aus und folgen nach unserem . . ."

Wie dieses alles, weiß er schließlich aber auch die Dinge, die man heute immer wieder für die einzige Beschäftigung alchemistischer Sucher anzusehen pflegt, die Arbeit nämlich, durch welche man unedles Metall zu Gold verwandeln kann. Ihr ist das zehnte Buch der

Schrift „de transmutationibus metallorum" gewidmet, (das heute mit dem neunten zusammen als einziges dieses Werkes übrig geblieben ist). Ja, in der Schrift „von den natürlichen Dingen" deutet er noch ein mehreres an; er spricht von einem embryonischen Schwefel, in welchem Gold gelegen sei: „Aber der damit will umgehen, der gedenke, daß er da scheide den Sulphur vom Golde so subtil, daß dem Golde nichts abgehe. So es nit wider Gott wäre, daß nit ein jeglicher soll reich sein — denn Gott weiß wohl, warum er der Geis den Schwanz nit gelassen hat —, so wäre da manchem mit kurzen Worten wohl zu helfen. Aber dieweil Reichtum den Armen verführt, nimmt ihm Demütigkeit und die Zucht, verwandelt ihn in Hoffart und Übermut und macht aus ihm ein scharf Schermesser, ist besser geschwiegen und sie arm bleiben lassen." — Die ganze Bemerkung hat ersichtlich keinen anderen Sinn als den: er könne, wenn er es wolle, andere Leute Gold gewinnen lehren, wenn dieses Gold auch kein verwandeltes, sondern nur ein abgeschiedenes ist.

Es gab — nach den für ihn erwiesenen — noch eine dritte Aufgabe in der Alchemie. Wir hörten bereits von ihr, als er vorhin vom Tun adeptischer Philosophen sprach —: sie arbeiten an jenen geheimen Mitteln, die den Menschen heilen und bewahren. Im Buch „von den natürlichen Dingen" bekennt sich Paracelsus auch zu diesem Tun: „Es haben die Alten viel nachgedacht, den Arsenik zu korrigieren, aber sie habens nicht gefunden, das ohne Sorge hätte sein mögen. In was weges sie es angegriffen haben, so hat er doch des Giftes Art nicht gelassen ... Ich hab ihm etliche Correctiones addiert." Nachdem so Paracelsus sich als Kenner alles alchemistischen Tuns erweist, hat er ein Recht, auch seine

Meinung über die Alchemie zu äußern. Er tut das oft und er ist ohne jede Rücksicht dabei vorgegangen; für das, was falsch erschien, was er für Torenwerk in ihr gehalten hat, sind ihm die tadelnden Worte nicht im Herzen stecken geblieben, — er schwor durchaus nicht auf die unbedingte Wahrheit dieser Wissenschaft. Es ist nichts darauf zu halten, daß man sagt „sieben Planeten, also auch sieben Metalle, und weil dieselbigen nit weiter in den Metallen unterrichtet sind, so muß Quecksilber eins sein. Und wie sie es vergleichen zusammen, so soll Gold die Sonne sein, Silber der Mond, Kupfer Venus, Saturnus soll Blei sein, Jupiter soll Zinn sein. Nun reim dich, Bundschuh! Solche Dinge und Philosophei ist zusammengesetzt von einem Bettlermantel, denn da ist kein Grund noch Philosophei, noch etwas aus dem Lichte der Natur; es sind recht polnische Händel." — Und er erklärt: „Wo unweise, unverständige Leute kommen in eine Kunst, so verderben sies gar und alles, wie denn mit dem Vitriol auch geschehen ist. Im Anfang des Vitriols hat man seinen spiritum gefaßt und denselbigen gradiert zum höchsten; so nun das geschehen ist, haben sie die fallend Sucht geheilt, sie sei jung oder alt gewesen, in Jungen und Alten, in Frauen und Mannen, es sei, was Geschlechts es gewollt habe. Nun aber sind die unverständigen Laboranten eingefallen und haben dasselbige verbessern wollen, haben sich unterstanden, den Vitriol in seinen Tugenden anders zu zwingen ..."

Zieht man das alles in eine Summe, so ergibt sich wohl als sicher, daß Paracelsus ebenso wohl ein Alchemist gewesen ist und ein in allen Fragen der Alchemie bewanderter und erfahrener Mann, wie er als kluger und erfahrener adeptus philosophus erscheint.

Daß der Adept die Welt mit neuplatonischen Augen angesehen hat, ist ebenso begreiflich wie das naheliegende andere Faktum, daß sie dem Alchemisten ein alchemisches Gesicht zu zeigen hatte. Schon seine Medikamente sind zum großen Teil alchemischer Art: „Von den natürlichen Dingen" behandelt den Schwefel, das Arsenik und das Vitriol, und später treten Antimon, Kobalt und Spießglas, Rotgültigerz, Graugültigerz und Operment dazu. All diese Erze wie die Kräuter werden ohne irgend ein dunkles Ritual und ohne die Sprache einer esoterischen Wissenschaft gewiesen. Doch wichtiger ist das Wissen: die Welt bestehe nach alchemischen Prinzipien. Schon seine erste Schrift, Volumen Paramirum, gibt dafür eindeutige Belege. Im ente veneni handelt er dort vom Alchemisten, der im Menschen liegt. Der Magen in uns, der Gut und Böse in der Nahrung scheidet, ist der Alchemist, denn Alchemie ist mehr als alles andere eine Scheidekunst. „Der ein Arzt ist oder ein Alchemist, der soll den Sulphur nit brauchen, wie er an ihm selbst ist, sondern separiert sein arcanum, vom Unflat sauber gewaschen und geschieden, daß er werde baß gewaschen und werde in seiner Tugend weißer denn der Schnee. Dazu gehört isopus, das ist die Kunst separandi, die von alters her isopaica heißt in der Alchimei." Das Scheiden, die separatio ist in der Alchemie der erste Griff. Das Reine, das purum, wird vom Unreinen, das Nützliche vom Überflüssigen, der Geist vom Corpus, die Tugend von der Materie abgeschieden, und purum, Geist wie Tugend sind Bezeichnungen für das Wirksame in den Kräutern und Metallen, für das Geheimnis, das Mysterium, die Kraft, das Göttliche im Leib. Die Alchemie hat diese Kräfte und Tugenden von dem Unreinen also abzuscheiden;

„wenn ihr Alchemiam nicht wisset, so wisset ihr auch nicht die Mysteria der Natur."

Die separatio ist das eine, das nächste ist die Fertigung. Denn es ist noch nichts fertig. Also ist es auch mit der Arznei; die ist geschaffen von Gott, aber nicht bereitet bis aufs Ende, sondern in Schlacken verborgen. Nun muß am ersten die Schlacke von der Arznei genommen werden, denn alle Dinge werden in prima materia geschaffen und über das folgt der Vulcanus nach, der machts in ultimam materiam durch die Kunst alchimiae. Sie ist die Kunst, die das Unnütze vom Nützen tut und bringts in sein letzte materiam und Wesen. Denn die Natur, so heißt es 1530 im dritten „Buch des Paragranum", gibt nichts an den Tag, das auf seine Statt vollendet sei, sondern der Mensch muß es vollenden; diese Vollendung heißt Alchimia.

Der Mensch tut damit das, was eigentlich der Natur zu tun gehörte. Und was sie tut, wenn sie in ihrem vollen ungestörten Wirken ist. So der Archeus — die in der Natur bestimmende oder wirkende Kraft, der Weltgeist — „so der Archeus seinen Lenz hat und soll geben einen Baum in Gold, in Eisen, in Hyazinthen, in Granaten, in Tuffstein, in Marmelstein, in Sand usw., so nimmt er zusammen die simplicia Sulphur, Sal, Mercurium, die aus der Art sind und zu dem Vornehmen tauglich. Da nimmt er sie zusammen in ihren Athanar, darinnen decoquieren sie sich wie ein Samen in der Erde. Darnach so solche Decoction geschehen ist, auf das so folgt die Conservation, das ist vom Salz, die coaguliert alle Ding zusammen; das ist, am ersten coadunierts, dem nach congelierts, nach dem coagulierts, das ist jetzt confirmiert, also daß da der Herbst ist". — Die ganze natürliche Entwicklung vom Frühjahr

bis zum Herbst ist ein alchemisches Geschehen. Der Mensch als Alchemist tut, was sonst die Natur verrichten mußte, ja mehr, er bringt sie zur Vollendung, die sich selber nicht vollenden kann. Man könnte daran bestechende und bis in die Tiefe wühlende Folgerungen knüpfen; ganz ohne Frage dürfte man von einem Auftrag an den Menschen sprechen, dem die Natur als ein noch zu Vollendendes übergeben worden ist. Die frühen paracelsischen Schriften haben diese Schlüsse aber nicht gezogen; sie hörten da auf, wo das Geheimnis als Verlockung aus dem Dunkel trat. Sie suchten allein nach den Geheimnissen und ihr Weg hieß separatio.

Was diese separatio bedeutet, wurde vorhin bereits gesagt. Die Schöpfung der äußeren Welt geschah durch eine dauernde separatio, die Schöpfung der elementischen Welt war nichts als ein alchemischer Prozeß. Es ist ganz konsequent und rundet diese Gedankengänge vollends ab, wenn Gott, der Schöpfer, als der große Alchemist erscheint: „Ihr sollet wissen, daß Gott in der ersten prima materia alle Dinge geschaffen hat zu sein, aber selbst wieder heraus geschieden hat, ein jegliches in das, das er hat sollen sein. Darum hat Gott sechs Tage gewerket, bis er extrahiert, separiert, geformiert hat aus der prima materia ultimas materias, das ist ein jegliches Geschöpf, das er hat heißen bleiben bis auf die Zergehung der Welt. Also ist Gott derselbige, der am ersten alle Dinge in eins geschaffen und gelegt hat, darnach in sechs Tagen heraus gezogen, was im selbigen gewesen ist." — Es gibt wohl nichts, was Paracelsi geistige Ausgangsstellung besser zeigte,

als diese Erklärung, daß Gott als Schöpfer eine alchemistische Arbeit tat.

Hierher gehört nun auch die Drei-Prinzipien-Lehre Paracelsi. Da sie schon in den „Elf Tractat" zu finden ist, so dürfen wir wohl sagen, daß sie zu einer der paracelsischen Grund- und Hauptanschauungen zu rechnen ist. Die Namen wechseln; der Hohenheimer spricht von drei Substantien, von den drei Ersten, und in der entscheidenden Schrift „von den ersten dreien Principiis oder Essentiis". Das lehrt bereits, daß es sich hier um „Kräfte" handeln muß, um formende oder bestimmende Prinzipien, nicht um körperliche Dinge. Sie geben den in den Elementen erscheinenden Geschöpfen ihren Leib. Drei unsichtbare und unkörperliche „Kräfte", die in ihrem Zusammenwirken den Körper mit seinen Eigenschaften erzielen, das erinnert an Chemie.

Und aus alchemischen Bezirken ist denn die Lehre von den drei Prinzipien auch entsprungen. Schon ihre Namen beweisen es: Sal, Sulphur und Mercurius. Und ihre Eigenschaften lassen es zum andern Male erkennen. Ein Alchemist spricht hier — jedoch kein Alchemist der alten überkommenen Lehre. Er hat, was er gefunden hat, gereinigt, weitergetragen und verbessert. „Wo nun die Erfahrnus ist und das Herkommen und der Grund der vier Philosophorum mitsamt der Künste Vulcani und der Physici, ob nit billig sei, solches zu korrigieren, und das Falsch, das Irrig vom Guten zu scheiden? Also hab ich auch diese Tinktur nach meiner Erfahrenheit geändert und gesetzt" — was er in der so oft zitierten Stelle von der „Großen Wundarznei" bekennt, das gilt in eben dem Maße von der Erkenntnis der drei „Ersten". „Nicht daß aus Mercurio

und Sulphure die Metalle wachsen, wie sie sagen. Und in der Gebärung der Metalle vergessen sie deß, das doch koaguliert. Nicht zwei, sondern drei machen die Metall." Zwei Grundsubstanzen, Mercurius und Sulphur, lehrte die ältere Alchemie; er fügte den beiden aus der Beobachtung der chemischen Prozesse jene dritte zu, die er als „Sal", als Salz, bezeichnet hat, und deren Wert er lehrte. Denn nicht nur seine makrokosmischen Theorien bedingen die Anwesenheit des Sal; Sal ist das Fällungsmittel bei der Entstehung der tartarischen Prozesse, Sal ist die Ursache der geschwürigen Schäden auf der Haut, — die Medizin des Volkes hat noch die Erinnerung daran bewahrt.

Aus welchen Überlegungen aber hat nun Paracelsus jene Lehre sich nicht nur angeeignet, sondern durch sein drittes Prinzipium noch verbessert? Sie mußte in ihren Grundansichten seinen Forderungen wohl entsprechen; er hätte ein völlig Falsches sicher nicht zum Ausgangspunkt genommen. Die zwei bzw. drei „Prinzipien" erscheinen ihm also als der Grundzug unseres Seins. Um die Dinge zu erfahren, heißt es in der entscheidenden Stelle des Opus Paramirum, „so nehmt einen Anfang vom Holz. Dasselbige ist ein Leib. Nun laß brünnen. So ist das, so brünnt, der Sulphur, das da raucht, der Mercurius, das zu Asche wird, Sal... Von diesen dreien ist weiter zu merken, daß also alle Ding die drei Dinge haben, und ob sie sich nit eröffneten vor den Augen, so eröffnet es die Kunst, die solches dahin bringt und sichtig macht. Das, so da brünnt, ist der Sulphur; nichts brennt, allein der Sulphur; das da raucht, ist der Mercurius, nichts sublimiert sich, allein es sei denn Mercurius; das da zu Asche wird, ist Sal; nichts wird zu Asche, allein es sei denn Sal". — Die drei Prinzipien

sind also Ergebnisse der Beobachtungen eines alchemischen Prozesses. Darüber hinaus sind sie jedoch auch das Ergebnis einer theologischen Spekulation, denn so wir recht bedenken die Zahl, heißt es im zweiten Kapitel des Liber meteororum, „so hat Gott drei vorgenommen und aus dreien alle Dinge gemacht, und alle Ding in drei geseţt. Denn der Ursprung dieser Zahl ist aus Gott..."

Wie wir vorhin schon sagten, wie die ersten Sätze der „Drei-Prinzipien"-Monographie es auch lehren, sind die Prinzipien: Essentia oder Wirkungen und sind keine Körper: „Ein jegliches Gewächs, das sein Element produziert, wird in drei Ding geseţt, das ist in Sal, Sulphur und Mercurius; aus den dreien wird eine Conjunction, die gibt ein Corpus und ein vereinigtes Wesen." Und in dem Buch De Mineralibus wird das genauer ausgeführt: „Nur drei sind, die ein jeglich Mineral in sein End bringen (es vollenden), nämlich der Sulphur, Sal und Mercurius; die drei tuns alles. Denn da muß am ersten ein Leib sein, in dem man werke, das ist der Sulphur; do muß sein die Eigenschaft, das ist die Kraft, das ist der Mercurius; do muß sein die Compaction, Congelation, Coadjunction, das ist Sal. Jeţt ist es das, was es werden soll." Und ähnlich heißt es, nur wenige Seiten später, in derselben Schrift: „was der Sulphur ist, was Sal ist, sind darum do, daß das eine geb den Leib, und das andere die Confirmation. Was die Natur ist, das ist, was die Kraft, Tugend, Eigenschaft, Wesen und Art ist, kommt alles ex mercurio." — So also steht diese Schöpfung als ein Leib, ein Körper in den drei Prinzipien. Die ganze uns greifliche Welt, der Kosmos, ist ein alchemistisches

Ergebnis, und Gott, wie wir schon sahen, der Alchemist, der sie geschaffen hat.

Die Alchemie spielt nicht nur in dem kosmischen Systeme Paracelsi eine große Rolle, durch sie wird auch sein sonstiges Denken überaus stark bestimmt. Ich greife von allen Themen nur das ihm gelegenste noch heraus: nicht wenige Krankheiten stellen sich als chemische Prozesse dar. So heißt es schon in den „Elf Tractat" wenn er die Wassersucht bespricht: „Der Name aber der Wassersucht ist resolutio. Denn ein Corpus, das sich solviert in ein humidum liquidum vom coagulato, das ist nit Wasser, sondern humidum resolutum." Solvieren und resolutio sind termini technici der Alchemie, — mit alchemistischen Fachausdrücken also wird die Krankheit angegeben. Auf einer alchemistischen Basis steht die Lehre von dem Krankheitsgrunde „Salz", und alchemistisch denkt er, wenn vom Tartarus die Rede ist.

Die Blasen-, Nieren-, Gallen- usw. Steine nannte Paracelsus tartari, entsprechend dem cremor tartari oder Weinstein in der alchemistischen Retorte. Mit dieser Benennung ist das Entscheidende eigentlich schon gesagt: im Leibe des Menschen haben ähnliche Prozesse wie in den Retorten statt. Es bleibt nur übrig, die allmähliche Gestaltung des Gedankens aufzuzeigen. Er taucht zum ersten Male in Bruchstücken „vom Weine" und De Lithiasi auf. „Wenn der Wein ohne Mangel wächst, so wird er durchscheinend in seinen Farben; dick rot ist wider die Natur und ist eine terrestreität in ihm", — ein irdischer, unreiner Zusatz also, und die

Krankheiten, die aus dem corpus der terrestreität kommen, das ist der tartarus.

Von diesem, noch etwas frühem Stück des endenden 1525er Jahres, hat zu dem „sechsten Buch in der Arznei", „von den tartarischen oder Steinkrankheiten samt deren Heilung" kein bemerkbarer Fortschritt statt. „Alles das, so außerhalb unserer Körper ist, dessen wir genießen und gebrauchen, wird aus drei materialischen Dingen formuliert, — das ist die Lehre von den drei Prinzipien alles körperlichen Seins. Solche drei Dinge werden in der Natur also grob, daß sie ohne faeces nit wachsen, und haben allemal eine Wildnis in ihnen, die in ihrer Substanz verborgen liegen, aus denen die tartarischen Krankheiten entspringen." — Der Tartarus ist also Kot, ist eine Unreinheit der in den menschlichen Leib gelangenden elementischen Dinge, die sich in ihm koaguliert, das heißt zu einem festen Stein gestalten will.

Im Frühjahr 1531 beschäftigt Paracelsus sich von neuem mit dem Tartarus. Er lehrt: Die Dinge haben bei sich eine egestio, eine Unsauberkeit oder Kot. — Wo kommt er her? Alle Dinge wachsen und leben, und alles, was lebt, muß essen; „so sie nun essen müssen, so müssen sie einen Magen haben und die (verdauende) Kraft. Nun haben sie aber nit Ausscheidungen wie der Mensch; was sie essen, das bleibt in ihnen. Also bleibt der stercus im Ding und das nutrimentum." — Ein „Ding", ein Stein zum Beispiel, nimmt im Wasser liegend seine Speise auf; sie nährt ihn, aber den „Kot" aus seiner Verdauung kann er nicht entleeren; er bleibt, zusammen mit dem Nährenden, in seinem Leib beschlossen.

Der Mensch in seinem Magen ist auch ein alchemistischer Bereiter. Der Magen des Menschen nimmt das nutrimentum eines Dinges an, ißt und verdaut; in diesem Verdauen scheidet er das nutrimentum in die dem Menschen nütze Nahrung und das Überflüssige, den Kot; den Kot des Dinges aber sondert er als tartarus von allem andern ab. „Denn die stercora der Dinge sind nit Kot des Menschen, sondern (Kot) jener Dinge; also sind sie auch nit zerbrechlich; darum so bleiben sie im Menschen — als Abscheidungen und Ablagerungen. Also ist der tartarus allein ein excrementum der Dinge, welches im Menschen durch seine spiritus coaguliert wird." Nicht also das Überflüssige aus unserer Verdauung gibt den Tartarus, vielmehr der „Kot" aus der Verdauung des von uns genossenen „Dinges".

Die Tartaruslehre des dritten Buches aus dem Opus Paramirum, die wir im Vorstehenden skizzieren, steht der 1525er noch ganz nahe. Was aber an ihr besonders erscheint, ist ihre „philosophische" Begründung und Vertiefung, ist ihre Frage: wo kommen die Unreinigkeiten in den elementischen Dingen her? Wir sehen, wie sich die alchemistisch-medizinische Frage in eine adeptisch-philosophische erweitert: der Mensch wird in das makrokosmische Geschehen eingeordnet und auf dieses rückbezogen. Den Weg zu dieser Rückbeziehung eröffnet zweifellos die paracelsische Essenstheorie. Wir essen aus unserer Mutter, also die Elemente unseres Mikrokosmos aus den vier Elementen der von außen uns berührenden makrokosmischen Welt. Essen heißt Scheiden, ist ein alchemistischer Prozeß. Doch solch ein Scheiden in Nahrungssaft und stercus findet nicht allein im Magen statt; nach der in diesem geschehenen

Scheidung wird die Nahrung in den Körper ausgeteilt und jedes Organ hat einen eigenen Magen, welcher die ihm nütze Nahrung aus dem Nahrungssafte scheidet, Kot und tartarus zur Seite wirft. So wurzelt die paracelsische tartarus- in seiner makro-mikrokosmischen Essenslehre, und wieder von dieser geht eine klare Verbindung hinüber in den alchemistischen Bezirk.

Zum drittenmal griff Paracelsus 1537/38 diese große Frage an. Noch immer ist ihm der Tartarus das impurum beim purum, und zwar ein impurum, das zu der Koagulation bereit ist und geneigt. Vielmehr: „Im Wasser werden allerlei Gestein, gut und bös, und wachsen aus dem Wasser wie ein Baum aus der Erden. Nun bleibt ein Residuum übrig, das zum Steinewerden nichts taugt. Dieses Residuum immisciert sich seiner matrici, das ist seinem Element, in dem bleibt es und ist das impurum desselbigen Elements. Jetzt ist das Corpus und das impurum eine Mixtur und wächst miteinander, und werden miteinander an sich gezogen von allen wachsenden Dingen. Als ein Wasser, der es trinkt, der trinkt das impurum mit ihm, als ein Wein, der ihn trinkt, der trinkt das impurum auch mit ihm." — Nun also erscheint der Tartarus als „Überflüssiges" in irgend einem elementischen Samen.

Das aber bedeutet, daß es von sich nichts Krankhaftes oder Unnatürliches ist, es ist ein der Natur in ihrem elementischen Wachsen Eigentümliches.

Mit den zu essenden Nahrungsmitteln gelangt der Tartarus in den Magen. Ist der Archeus — die im Menschen wirkende Kraft — bei seinem Werk, dann scheidet der Magen das nutrimentum und den stercus sauber voneinander und wirft den Tartarus zusammen mit

dem stercus auf natürlichem Wege aus. Versagt der Magen aber, dann bleibt der tartarus im Leib zurück und wird von Salzgeist (spiritus salis) koaguliert. Denn die Entstehung von Sand und Gries und Stein im Leib kann „nicht geschehen durch die auswendige Kraft, so im äußeren tartaro liegt, sondern muß geschehen durch zween spiritus, so im Menschen angeboren sein, als durch den spiritum salis, so im microcosmo liegt, und durch den archeum naturae microcosmi". Der äußere Tartarus der Elemente ist also ohne weitere Bedeutung, wenn nicht durch diese spiriti der mikrokosmische Tartarus geschaffen wird.

Die ganze Tartaruslehre ist aber die eines alchemistischen Kopfes, das Scheiden im Magen, die coagulatio des ausgeschiedenen impurum, die spiriti salis, die die coagulatio zu bewirken haben, und nicht zuletzt die Heilung, alles sind Vorstellungen der Alchemie, Vorstellungen, die freilich sich in die philosophische Makrokosmoslehre fügen müssen. Doch was zugrunde liegt, das ist die alchemistische Art zu denken und zu sehen.

Die Archidoxen

Zwei Schriften erscheinen bezeichnend für den jungen Paracelsus, der in den Jahren 1525 und 1526 im oberrheinischen Deutschland lebt: die „von den dreien Principiis" für den alchemistischen Denker, die „von den natürlichen Dingen" mit dem „Herbarius" für den Sucher der Geheimnisse, für den, der ein adeptus philosophus geworden ist. Nach den Geheimnissen langen, das ist seine ganze Seligkeit. Er will ergründen, wie wunderbarlich Gott in seinen Werken ist. Von diesem

Wunsch und von den Geheimnissen handelt auch die erste große Schrift, die seinen Namen bis auf unsere Tage erhalten hat.

Die Hauptlehren oder „Archidoxen" Paracelsi setzen mit den Worten ein: „So wir unser Elend und Verlassenheit betrachten sollen und müssen, liebe filii, wie wir so viel beschwerte Herberge und Hunger mit viel schmählichen Zuständen, die uns so sehr umgeben hatten, daß wir nit zu grünen noch aufzurichten zu kommen vermochten (erlitten haben), solange wir der Arznei, wie die Alten sie beschrieben hatten, Nachfolger waren, und wie wir mit viel Armut und Jammer gefangen und mit bitteren Ketten gebunden waren und uns das alles zu Ungutem erschoß, und wie uns so auch andern mehr, die auch mit uns in gleicher Waag stunden, denen die Alten mit ihren Libellen nicht konnten zu Hilfe kommen und fehlig waren, — da wir dann uns memorierten, wie wir an ein gewisser Ende und Praktik kommen könnten, begegneten uns die großen mysteria naturae." Hier haben wir also den ganzen Weg, den Theophrastus Paracelsus hatte gehen müssen, von jenen Monaten der Verzweiflung an, bis er in die Geheimnisse eingefallen ist. Und welche Geheimnisse das gewesen sind, das haben wir in den vorangegangenen Kapiteln schon erfahren können. Zu allem Überfluß verzeichnet sie noch das erste Blatt der Archidoxen, denn diese handeln de mysteriis microcosmi, de mysteriis elementorum, de mysteriis quintae essentiae, de mysteriis arcani, de mysteriis extractionum, de mysteriis specificorum, de mysteriis elixir, de mysteriis externis. Es sind die Heimlichkeiten des alchemistischen und adeptischen Weges, die er hier verzeichnet hat.

Was diese Geheimnisse ihm bedeuten, sagt er in der nächsten Zeile: „... begegneten uns die großen mysteria naturae, die so wunderbarlich sind, mehr denn jemals erfahren wird. Darum ist uns zu bedenken, wie sich die Kunst verhält dessen mit den Mysterien der Natur gegenüber denen, die solche nicht erreichen. Und so ist das mysterium naturae in solchen Kräften, wenn es entledigt wird von seinen Banden, wie da ist der gefangene Mann, der entledigt wird von seinen Banden, dem all sein Gemüt frei ist.

Da dem so ist, so — wollen wir mit gutem Gemüt anfallen die mysteriae naturae und am ersten bedenken, was dem Menschen am nützlichsten und am edelsten ist, allein zu wissen die mysteria naturae, daraus betrachtet wird, was Gott ist, was der Mensch, was ihrer beider Übung sind, himmlisch in der Gottheit, irdisch in der Zerbrechlichkeit. Daraus dann entspringt, was Theologia ist, was Jus ist, was Rhetorica ist, wie allein die Mysteria der Natur das Leben der Menschen ist, zu wissen und denen nachzufolgen, dadurch Gott und das ewige Gut mag erkannt werden und erlangt." — Die Theologie, das Jus und die Rhetorik taugen also nichts, wenn sie nicht auf den Grund der eben erwähnten Mysterien gegründet werden. Die Theologie, — der Hohenheimer sagt mit keinem Worte, welche von beiden, die Theologie der alten oder die der neuen, lutherischen Lehre, das aber bedeutet doch, daß er sie alle beide für nichts taugend hält. Und die Rhetorik, die die Humanisten neu gegründet haben wollen? Sie ist so wenig wert wie die sich eitel brüstende Theologie, das Jus. Aus dem, so fährt er fort, „entspringt die grobe Unwissenheit der Theologen, die da groß Auslegung machen in dem, davon sie das mindeste nicht ver-

stehen und da uns Menschen nit wissend ist, wie es gemeint hat der, der es gegeben hat, und sie ihm doch seine Wörter nach ihrer Hoffart und Geistigkeit renken und ziehen, da viel Beschiß entstanden ist und alle Tage neu erfunden werden, — weswegen wir die Vernunft, die nit mit den Mysterien gefundiert ist, sichtlich für nichts achten.

Dieweil solche ungewisse Sache in solchen Fakultäten gebraucht wird, lassen wir sie in ihrem Wert hingehen bis auf seine Zeit, und lassen wir uns auch nit bekümmern ihr Geschwätz und ihren Tand, denn sie sagen mehr von Gott, denn er ihnen zu wissen hat gegeben, und wollen ihn verstehen, als ob sie in seinem Rat sitzen, so sie uns vilipendieren und der Natur die mysteria entziehen, und vilipendieren die Philosophei, da sie weder Trumm noch End wissen, und allein ihr Schreien das beste ist, gleich als ob sie die seien, an denen der ganze Glaube liege, und wo sie nit wären, Himmel und Erde zerbräche. Ach, der großen Narrheit und Bescheißerei, daß sie achten sich dafür, das sie nicht sind! Dieweil wir allein ungewisse Rede bei ihnen sehen, wollen wir uns des hindan schlagen und gedenken, die Mysteria der Natur zu suchen, da das Ende anzeigt den Grund der Wahrheit, und nit allein den Grund angibt, sondern die mysteria dei, und die höchste Lieb in den Menschen erfüllt und tut. Das ist der Schatz summi boni". — Es ist der Schatz und ist zugleich auch ein entscheidender Schritt.

Wir sprachen davon, daß Paracelsus im Kulturen-Umbruch stehe. Ein deutliches Zeichen dieses Umbruches und das Schlachtfeld, wo die Wandlung vor sich ging, ist der auf dem Gebiet des Glaubens sich erhebende Kampf und Widerkampf. Auch Paracelsus ist in Salz-

burg in den Glaubensstreit geraten. Es schien, als ob mit seiner Flucht die Fragen und Probleme für ihn ganz und gar versänken. Hier aber, im Prologus der Archidoxen, werden wir eines andern überzeugt. Das Feuer ist nicht verlöscht, es glimmt noch unter der Decke fort. Nein, es hat sich vergrößert, denn das Blickfeld weitet sich ihm aus, — es ist notwendig, eine neue Basis für das Ganze zu gewinnen.

Was ist die neue Basis? — „Dieweil in allen Fakultäten ungewisse Sachen sind, wollen wir uns des entschlagen und die mysteria der Natur suchen." Das, was vorher nur eine Ausflucht, nur ein Ausweg war, — er wandte sich zur hermetischen Lehre, weil die Schulmedizin versagte, — das wird ihm jetzt zum Grunde, auf den er sein Gebäude bauen kann. Die von ihm aufgenommene hermetische Lehre ist der einzige sichere und bewährte Grund, und ihre Geheimnisse sind das Ziel, der Inhalt seines Suchens.

Die Archidoxen sind die Programmschrift eines deutschen Mannes, der es deutlich fühlt, wie eine Welt zerbricht, und der nach einem Ansatzpunkte sucht, von dem aus und auf welchem eine neue bessere zu errichten ist. Als eine Programmschrift, als die „95 Thesen" Paracelsi muß man sie verstehen.

An diesem Entwurf der Basis eines neuen Baues, wie sie Paracelsus niederlegt, — nun erst bekommt der Titel Archidoxen seinen letzten und gewollten Sinn, — an diesem Entwurf ist zweierlei notwendig zu bemerken. Das erste wird dann aus einer genaueren Betrachtung noch erspringen: die neue Welt wird auf dem Grunde der natürlichen Geheimnisse aufgerichtet; sie ist nicht eine theologisch, sondern elementisch fundierte Welt — wenn auch als summum bonum hinter der irdischen

Welt der Schöpfergott erscheint. Wenn man gesagt hat, daß die neuzeitliche Erkenntnisphilosophie in handwerklichen Werkstätten, in den Anatomien erfunden wurden, — und es ist wahr, die Leonardo da Vinci und Gassendi bezeugen es, — so tritt die alchemistische Küche an die Seite jener Arbeitsstätten. Aus dem Realen kommt sie, und wie jene will sie das Geheimnis, und will, was diese Welt im Innersten zusammenhält, ergründen, doch aus den alchemistischen Texten nahm sie eine Erbschaft mit, die sie zurück und von den rechnenden, kühlen Forschern fortriß in das geistige Wagnis, in die alten, mit einem heißen Herzen angeschauten und geliebten Bilder.

Das zweite, was dieses Programm auszeichnet, ist, daß ein geistiger Aristokrat es will. Es ist nicht für die vielen begreiflich, sondern nur für jene, die auf dem Wege Paracelsi wandern oder doch zu wandeln hoffen. Den andern, den Stumpfen und Unlustigen, aber hat er es verschlossen. Es ist den Verständigen geschrieben, „und wir schreiben das nit in die Commun der Völker. Denn wir wollen unser Sinn und Gedanken, Herz und Gemüt den Surden nit zeigen noch geben, und beschließen das Buch also mit einer guten Mauer und mit einem Schlüssel".

Die Archidoxen sind eine Schrift von den Geheimnissen, doch eine Schrift von den Geheimnissen, die den Menschen berühren, nicht von den vielen Kräften und Mysterien der Natur, die sind, und die nur ganz gelegentlich in eine menschliche Beziehung treten. Das ist ein Abrücken und Zurückweichen von dem leonardischen Philosophieren, ein Mittelalterliches, wenn dieses Wort als ein klassifizierendes möglich ist. Der paracelsischen

Schrift verbürgt es aber eine innere Geschlossenheit und Wucht, wie sie in seinem Werk verhältnismäßig selten festzustellen ist.

„Und so wir also von den Künsten reden, beginnt das erste Buch, ist uns zu wissen (not) de microcosmo, in dem all solche Sachen probiert und erzeiget werden — was in ihm sei, das die Medizin annimmt und sich in die vermischt und lässet sich durch die Medizin gewaltigen, daß er ihr nachfolget wie ein gezähmtes Roß und ein wütender Hund, der an einem Band geführt wird. Da ist zu verstehen, daß die Natur und alles das, in dem das Leben steht, die Arznei also zieht." — Ein Ding mit seinem Gegenwurf (Objekt) ist also vorhanden, ein Wirkendes, das sind die oft genannten Geheimnisse, die hier auf medizinische beschränkt erscheinen, und das von ihnen beeinflußte, das, in das sie wirken, und das ist der Mensch. Wie dieses Gegenüberstellung lehrt, geht es um das Geschehende, das Wirken; der Vorgang betrifft nicht Körper, einen Körper hüben und den andern drüben, er ist ein Sichtbarwerden des Aktiven, das in beiden Partnern ist. Dahinter mag wieder eine alchemistische Beobachtung stehen: zwei chemische Stoffe, die aufeinander wirken, ergeben eine sichtbare Reaktion.

Die Anthropologie des Alchemisten aber lautet darnach so: „ein jeglicher Mensch wird aus zwei (Stücken) gesetzt, aus corpore materiae und ex corpore spirituali. Materia gibt Leib, Blut und Fleisch, spiritus gibt Gehör, Gesicht, sensum und Empfindlichkeit und gustum... Die Arznei wirket im Menschen, indem sie das Haus läutert und reinigt, darin dann der corpus spirituale sein Wesen genugsam verbringen mag, wie ein Sibeta (Zibethkatzen-Parfum) in einer unbefleckten Kammer".

Es bleibt nur zu erörtern, was den inwendigen Leib zum Wirken treibt, was ihn in Aktion versetzt. „Intentio mea, also der Wille, ist allein Meister am gewaltigsten über meine Beweglichkeit. Intentio vel imaginatio, das ist das unbewußte Begehren, zündet an virtuten vegetativam. Wenn zum Beispiel mein Gedenken ist, zu sehen auf einem Fleck, nun kann ich das Auge nicht dahin kehren mit den Händen, sondern meine Imagination kehret dasselbige an das Ende, das ich begehre." — So unbeholfen die Beispiele und die ganze Darlegung auch wirken, das wird doch deutlich, daß der Wille der entscheidende Faktor ist.

Das dritte, was Paracelsus weiß, ist die Organisation des Mikrokosmos; er ist nicht eine Summe mehr oder weniger willkürlich zusammengesetzter Einzelstücke, vielmehr ein Ganzes — und das drückt Paracelso sich darin aus: daß im Leib ist eine Austeilung in alle Glieder von alledem, das von außen und innen kommt. Er zeigt es an der Speise, die nicht nur vom Magen genossen wird, die sich vielmehr in alle Glieder unseres Leibes verteilt, in viele den Gliedern zugehörige Mägen samt den emunctoria, wie es in einer nur wenig späteren Abhandlung bald heißen wird. So wie die Speise wird auch die Arznei in alle Glieder transmutieret und verteilt.

Mit dieser Erörterung schließt, was der Hohenheimer über den Mikrokosmos sagen wollte, ab. Es ist ganz offensichtlich, daß es hier um keine Monographie des mikrokosmischen Leibes geht, — daß er darüber mehr zu sagen wußte, lehren schon die Elf Tractat, — es wird hier nur von den im Mikrokosmos waltenden „geheimen" Kräften etwas ausgesagt, denn alles, was er besprochen hat, sind als unkörperliche Erscheinungen

für ihn Kräfte. Und sind geheime Kräfte, sind mysteria, die man nicht mit Händen greifen kann.

In diese Mysteria nun wirken die des äußeren Lebens ein.

Was er als erstes der Mysterien oder Geheimnisse setzte, können wir nur erraten, denn das auf die Erörterung der mikrokosmischen Heimlichkeiten folgende Buch ist ausgefallen. In dem vorhin zitierten Elenchus steht als zweites: de mysteriis elementorum. Von deren verborgenen Kräften handeln die drei ersten Seiten des heut dritten Buches: de separationibus elementorum, — und de generationibus eorum fehlen. Die Schöpfung der Elemente, die makrokosmischen Fragen bildeten das zweite Buch.

Das dritte beginnt damit, daß die vier Elemente in jedem Dinge seien; sie alle vier sind stets zusammen, wenn ein Ding geschaffen werden soll. In dem Digest oder Ferment des vorausgehenden Stadiums aber „tritt das stärkste herfür und unterdrückt die andern; dies stärkste der vier wird fortgeführt zu seiner Vollkommenheit, wie seine Natur und wie die Eigenschaften eben in ihm sind, die andern drei jedoch gelangen nicht ad perfectionem, sondern sie sind in diesem perfekten Elemente gleich wie ein Moder in einem Holz". Dies herrschende, das prädestinierte Element, ist aber nur als eine Kraft vorhanden; es ist als eine quinta essentia da, als ein bestimmender überelementischer Faktor. Wie das praedestinierte Element gewonnen, aus dem Ding geschieden werden soll, wird in dem vierten Buch erklärt; im dritten, de separationibus elementorum, wird von Paracelsus nur berichtet, und

wird mit einer ganzen Reihe einzelner Rezepte angegeben, wie man die vier, die wesentlich im Corpore liegen, separieren soll.

Was hier gemeint ist, mag an einem einzelnen Fall erläutert werden. Er spricht wie von der Scheidung der Elemente in Steinen, im Fleisch, im Holz, auch von der Scheidung in den Kräutern. Salbei wird da zerstoßen, muß putreficieren oder „faulen", wird darnach in einer mäßigen Wärme (per ventrem equi) destilliert, so gehet am ersten das Element Feuer davon, so lange bis sich die Farbe und Dicke des Wassers verändert, so gehet terra hernach... Es werden also die elementischen Eigenschaften, die Komplexionen, separiert, denn nicht, daß zeigbar sei in actu elementum ignis als ein Feuer, sondern als eine Komplexion, heiß und trocken wie Feuer.

Nicht dieser alchemische Prozeß und nicht die separatio ist noch von Bedeutung, uns ist das wichtiger, was als das Geheimnis angegeben wurde: daß die vier Elemente wesentlich — nicht körperlich! — in den Erscheinungen der Dinge liegen; die Elemente tingieren und elementieren die Substanz; und als das zweite, daß von einem praedestinierten oder perfektem Element die elementische Eigenschaft des einzelnen Dinges gegeben und bestimmt worden ist. Mit einem Worte: es liegt in dem unsichtbar Wirkenden, in der Kraft; die äußere Substanz des Dinges ist ein Unbedeutendes und Unwichtiges in der paracelsischen Alchemie.

Das wird erst recht verständlich, wenn man an das vierte Buch der Archidoxen kommt. Es handelt, wie schon gesagt, von dem praedestinierten Element, der quinta essentia oder dem fünften Wesen. Die Elemente ohne die quinta essentia vermögen keine Krankheit zu

bestehen; sie können nichts anderes als wärmen oder kälten, ohne alle Kraft. Die quinta essentia ist der spiritus vitae eines Dinges, die Tugend, die Kraft und die Natur, — auch die Arznei. Die Kraft der Engelsdistel, einem Menschen seine Kräfte zu entziehen, ist ihre quinta essentia, wie seine fäulnishemmende Kraft die quinta essentia des Salzes ist. Somit ist quinta essentia das eigentlich Wirkende, das Essentielle eines Dinges.

Das fünfte Buch der Archidoxen schreitet weiter fort zu den Arkanen. „Das ist allein ein arcanum, das uncorporalisch ist und untödlich, eines ewigen Lebens, über alle Natur zu verstehen", — es sind mithin weit über die quinta essentia sich erhebende und sie übertreffende Kräfte der Natur. Vier sind bekannt, erklärt der Hohenheimer, „bei unsern jungen kindlichen Tagen, von welchen vieren wir wollen dies Libell ersättigen und genugsam uns ein Memorial machen, so uns der höchste Gott unser menschlich Fleisch wollte zu den alten Tagen gnädiglich kommen lassen, daß wir dieser vier arcanen unvergessen wären und sie uns nit aus unsern Hirnschalen entfielen. Und: so ist prima materia das erste arcanum, nach diesem lapis philosophorum, und das dritte mercurius vitae, tinctura das letzte." Prima materia, das bedeutet für den, der sie erlangt, Erneuerung des jetzigen Leibes; „sie ist ein Same, der gibt das ganze Kraut mit allen neuen Tugenden, mit Verzehren alles alten Wesens, also daß die alte Substanz, das alte Wesen, die alte Natur keine Wirkung mehr hat". Lapis philosophorum reinigt; „gleich wie ein Feuer, das da aussäubert die beschissene und bemakelte Haut des Salamanders und sie rein und sauber macht als ein Neugeborenes, also der

lapis philosophorum den ganzen Corpus reinigt und säubert von allem seinen Unflat mit ganz neuen und jungen Kräften". Mercurius vitae verjüngt; „gleich wie der Eisvogel sich jährlich mausert und mit neuen Federn ziert, also wirft er aus von dem Menschen die Nägel, die Haare, die Haut und was von Unsauberkeiten da ist, macht sie von neuem wachsen und erneuert den alten Leib, wie wir vom Eisvogel angezeigt haben. Aber tinctura äußert sich gleich dem rebis, der aus Silber Gold macht und aus andern Metallen. Also tingiert die tinctura auch den corpus, nimmt ihm sein Unwesen, seine Ungeschicklichkeit, seine Grobheit, und wendet das alles zu dem lautersten und zu dem edelsten und in das bleiblichste".

Das sind aus den sehr vielen, Paracelsus bekannten, Arkanen vier, „denn solcher arcana und mysteria der Natur und der Kunst sind wunderbarlich viele und viel unbegreifliche Wege, dazu zu kommen". Es sind mithin die wahren Wunder, die großen Geheimnisse der Natur. — „Und wiewohl das ist, daß solche arcana mehr englisch denn menschlich zu melden sind, wollen wir darob nicht erschrecken und gedenken, daß der Natur nachzugründen ist, und was aus der Natur kommt, natürlich mag verstanden werden." Wenn man dies Wort bedenkt, dann rücken die Dinge in ein gesundes, klares Licht. Es ist nicht so, wie immer wieder von den Aufklärern behauptet ward, daß Paracelsus ein Wunderdoktor war, ein Schwindler in unmöglichen Künsten und Erkenntnissen; er hat nach dem Unmöglichen gelangt, weil er es in der Natur vorhanden sah, und weil ihm das Natürliche zu erlangen und zu erreichen möglich schien. Er täuschte sich in der Reichweite seines Armes, das war alles. Daß diese arcana

möglich und vorhanden waren, hielt er für gewiß; der Analogieschluß von der Verjüngung des Eisvogels hat es ihm bewiesen.

Und — eine innere religiöse Überzeugung machte es den Hohenheimer glauben. Die quinta essentia ist eine natürliche Tugend, doch die arcana sind viel mehr; es heißt Volumen Paramirum: „Arcanum ist kein virtus, sondern vis, potentia, mehr als ein virtus" — also es sind „Kräfte höherer Ordnungen". Sind die Arcana höhere, übernatürliche, über dem Menschlichen liegende Kräfte, die wahren Geheimnisse, — so stehen die magisteria der quinta essentia nahe. Ihr Name, die Meisterstücke, verweist sie wieder in die alchemistischen Bezirke. Und alchemistisch ist die Art und Weise, wie man sie „gewinnt" und faßt: sie werden durch irgend einen chemischen Zusatz aus dem Körper ausgezogen und dabei gebessert. Ein solches Magisterium ist beispielsweise das aurum potabile, wo Alkohol das Auszugsmittel und das Gold der Körper ist, — die „Kraft" des Goldes ist in den Branntwein übergegangen und hat ihn „erhöht".

Es mag damit genug sein, — was die andern archidoxischen Bücher lehren, das ist das Wesen der Specifica, die aus irgend einer Komponierung wachsen, wie etwa die schwarze Farbe aus der Vermischung oder Komponierung von Salmiak und Urin, die beide eine weiße Farbe haben, kommt. Das nächste Buch behandelt das Elixier, das einen lebenden Körper vor der Fäulnis — die Fäulung ist aber der Anfang der Zerbrechung — schützte, so wie der Balsam jene Körper der Ägypter schützte, daß sie in ihren Mumiengräbern nicht vergingen und verwesten.

Blickt man nach alledem zurück, so kann man wohl mit Recht behaupten, daß in den Archidoxen die Mysterien der Natur besprochen worden sind, wenn auch nur die dem Menschen zur Gesundheit nützlichen Mysterien, — denn andere, von denen Paracelsus weiß, sind aufbehalten in secretis nostris. Die Archidoxen sind eine Erz- und Grundlehre des hermetischen Arztes Paracelsus; sie sind ein kühner Vorstoß der hermetischen, magischen Medizin, ein Vorstoß der adeptischen Philosophie und medizinischen Kunst, die ihre Ansprüche auf ein Wiederhervorholen angemeldet hat.

Daß dem so ist, und daß hier eine adeptische Renaissance beginnen will, das lehren zwei weitere, mit den Archidoxen im engsten Zusammenhange stehenden Traktate: „de renovatione et restauratione", und „vom langen Leben". Die Schrift „vom langen Leben" beruft sich ganz ausdrücklich auf den König Hermes, — das ist der sagenhafte Adept und Autor der smaragdenen Tafel; „wir haben noch bei unsern Zeiten und bei den vordern vergangenen nit gelesen noch gehört, daß nie kein Herr noch König sich solches (nämlich der adeptischen Medizin) gepflogen hab noch gebraucht, denn Hermes allein". So wie auf Hermes beruft die Schrift „vom langen Leben" sich auf Adam, den Adam des alten Sibyllengedichtes, der das „Holz des Lebens" kannte; nur bei Erwähnung dieses Namens fällt ihr auch das andere Buch von Adam ein, das aus kabbalischen Texten in das magische Schrifttum jener Jahre übergegangen ist, Agrippa von Nettesheim so wie der Abt Trithemius haben es gekannt. Schon diese beiden

Namen beweisen uns das adeptische Klima dieses oberrheinischen Jahres. Noch stärker wird es durch einen Hinweis Sudhoffs in den „Sämtlichen Werken" Theophrasts von Hohenheim unterstrichen, der schreibt: „Die wichtige Schrift ‚De vita longa' in fünf Büchern, teilweise durch des Marsiglio Ficino Buch ‚De triplica vita' veranlaßt . . ." und dem zufügt: „Wie hoch Hohenheim den Ficinus schätzte, kann der Leser in den Anmerkungen zum Macer (beim Fenchel) sehen, wo er auch den ‚libellus de triplica vita' ausdrücklich nennt. Stärker tritt es in unserm 4. Bande hervor, wo er ihn geradezu, wie wir sehen werden, als ‚Italorum medicorum optimus' bezeichnet", — es ist der Brief an Clauser in Zürich, dessen erste Sätze diese schöne Wendung haben.

Was aber besagt das? — Es besagt, daß Paracelsus, der die Schulmedizin verwarf, sich der von dem berühmten florentinischen Humanisten vorgetragenen Medizin anschließt. Ficino — ich habe in meiner „Pansophie" von ihm und seinem philosophischen Tun gehandelt — erhob die neuplatonische oder magische Lehre wieder auf den Schild. Er baute dabei nicht so wie Paracelsus auf adeptische Traktate, er übersetzte Plato, ließ diesem die Plotinschen Enneaden folgen, und auf die beiden Schriften Plotins Leben von Porphyrius. Er war ein humanistischer Neuplatoniker, — aber doch ein Neuplatoniker, der von Plotin und Plato zu Jamblichus, Hermes, zur Magie die Wege weiterfand. Und dieser „Arzt" ist der, den Paracelsus als den größten unter den italienischen Medizinern lobte und empfahl, in dessen Bann er seine Schrift „de vita longa" niedergeschrieben haben soll. Wenn alles das, was wir vorhin aus seinen Büchern lasen, nicht genügen

sollte, mit diesen Beziehungen und Absichten wird die Stellung Paracelsi völlig klar. Er will so wie Marsilius Ficinus die adeptische Renaissance.

De renovatione et restauratione geht den in den Archidoxen eingeschlagenen Weg nur weiter. Er sucht, was einen Menschen erneuen und ihn zu jungen Kräften bringen kann; „das ist ein Umkehren im Leib, daß nit allein Lepra, sondern, wenn eine noch stärkere Krankheit als Lepra ist, wäre, diese verzehrt und ausgetrieben würde. Nit in der Form, daß Lepra geschieden würde vom Leib, wie purum ab impuro, sondern so, daß Lepra sich verwandelt in sanitatem (Gesundheit), wie ein Kupfer, das Gold wird. Denn renovatio und restauratio haben einen solchen Verstand, daß sie das Böse verzehren, wie ein Feuer das Falsche vom Silber und Gold verzehrt und läßt das lautere liegen".

Was sind nun Mittel, die den Körper renovieren und restaurieren? Ein solches ist beispielsweise quinta essentia und Magisterium und „elementum antimonii, das den Leib reinigt beim Aussatz, wie es das Silber und Gold reinigt in seinem Guß, und läßt so wenig einen Unflat in ihm wie im Golde". Wir sehen, De renovatione setzt die Archidoxen schon voraus. Doch schreitet sie weiter fort und nennt als das vollkommenste aller Mittel primum ens. Denn primum ens, das ist die erste Kompostion — wir würden „Zustand" sagen — des Goldes, die noch ein liquor ist und noch nicht koaguliert; die renoviert und restauriert alles, was sie ergreift. Wieso es das vollbringt? Es ist ein imperfectum und es will zu seinem endlichen Wesen kommen; die Kraft in ihm, die zur Vollendung will, teilt sich dem Leibe mit, in den das primum ens des

Goldes gebracht wird, und sie treibt ihn zur Vollendung, das heißt zu seinem höchsten und vollkommensten Zustand, der ihm möglich ist.

De vita longa ist die lateinische Übersetzung einer im deutschen verloren gegangenen paracelsischen Schrift. Der deutsche „Liber de longa vita", der zusammen mit der vorigen Schrift erschien, geht wie De restauratione et renovatione ganz aus archidoxischem Geist. Die wichtige und auch sonst bezeugte Grundanschauung Paracelsi ist hier die, daß man das Leben verlängern könne, denn der Tod sei keine organische Erscheinung; er ist ein Außernatürliches, ist ein Dämon, der den Menschen überfällt. Das Leben jedoch, „das Leben ist ein Ding gleich wie Gehör, Gesicht, Empfindlichkeit. Wie der Feuerfunke aus dem Kiesel, also gleicherweise das Leben entspringt aus einem Ding, da keins ist, als aus einem Samen, Wurzel, Sperma und anderm dergleichen. Nun ist zu betrachten und zu gedenken, ob das Leben sei zu längern, bessern und zu stärken, dieweil es unkörperlich ist und ein fliegendes Ding. Es ist nit anders zu verstehen denn wie ein Feuer: je mehr es Holz hat, je mehr es brennt; also das Leben auch: je mehr es hat de humore vitae, je mehr der spiritus vitae lebendig ist. Daß uns aber möglich sei zu wissen, warum Feuer aus einem Ding komme, da keins inne ist, kann nicht sein".

Was aber die Erhaltung und Beförderung eines langen Lebens anbetrifft, so ist da zweierlei zu tun: zuerst die Krankheiten fortzuräumen, und den Körper durch conservativa dann zu stärken. Bei der Erörterung dieser conservativa klingen die Töne an, die wir seit dem „Herbarius" schon kennen — jene adeptischen Legenden, nach denen die alten Philosophen

hundertvierzig und mehr Jahre lebten. Wir finden uns eben wieder in der Gegend der adeptischen Philosophie. Wir stehen noch immer bei den Bemühungen Paracelsi, die Geheimnisse zu ergründen, auf die Geheimnisse eine neue Lehre, eine neue Medizin zu bauen. Adeptus philosophus — mit diesem Ehrentitel wandert er am Rheine. Adeptus philosophus — indessen die anderen Ärzte von Komplexionen und Humoren schwätzen, steht er am Ofen, und vermählt die rote Lilie einem grünen Leu, nicht um sich Gold zu kochen, das wäre ihm, so meint er, eine kleine Kunst, doch was bedeutet Gold? Er will die wahren Geheimnisse aus dem Dunkel reißen.

Adeptische Renaissance

Im Spätherbst 1526 wandte ein Schlagflüssiger sich an Paracelsus, der Baseler Verleger Johann Froben, der mehr als nur ein Kaufmann war, den wir vielmehr den Größen des deutschen Humanismus zuzurechnen haben, (wie Basel ja überhaupt im deutschen Humanismus eine ausschlaggebende Rolle spielte). Dem Hohenheimer gelang es, den verzweifelt Kranken wiederum zurecht zu bringen; er habe ihn aus der Hölle heraufgeholt, bekannte Erasmus Roterodamus, der große Gelehrte und Dauergast in Frobens Baseler Haus „zum Sessel". Bestochen von dieser Leistung konsultierte der Fürst der deutschen Humanisten selber Paracelsum, und bat den bald verreisenden Arzt um eine schriftliche Darlegung des Befundes. Der schreibt ihm undatiert: „Was mir die Muse Sagax und Alstoos an medizinischen Erkenntnissen gaben, gestattet mir klare Aussagen, wie ich ja auch als Ver-

fasser ähnlicher Gutachten bekannt bin. Die Lebergegend bedarf keiner (apothekerischen) Heilmittel, und die beiden andern krankhaften Erscheinungen keiner Laxantien. Das Heilmittel ist vielmehr ein arcanum magistrale aus confortativa, specifica und reinigenden, das ist consolidierenden Honigen. — Gegen die Störungen der Lebergegend gibt es eine essentia, und was den dicklichen Harn betrifft, lobt die Erfahrung die medicamina regalia. Ich weiß wohl, daß dein kleiner Körper die koloquintischen Purganzen Mesues nicht vertragen kann, ebensowenig etwas gewaltsam Wirkendes, noch das mindeste aus der Apotheke. Ich weiß, daß ich geschickter und in meiner Kunst erfahrener bin, und weiß auch, was deinem Leibe ein langes, friedliches und gesundes Leben geben kann. Du bedarfst keiner Purganzen.

Dein drittes Leiden, um darüber genauer zu sprechen, ist eine materia (Eiter) oder geschwürige Fäulnis oder ein Phlegma, sei es irgend eine dazu gekommene Beimischung oder ein Kot des Harns, oder ein tartarus in den Harnwegen oder ein schleimiges Rückbleibsel vom Samen oder eine zu zähe Ernährungsflüssigkeit oder eine aufgelöste harzige Fettigkeit oder irgend etwas ähnliches, — wenn das durch die koagulierende Wirkung des Salzes zum Gerinnen gebracht wird, so entstehen Gebilde, wie Kiesel oder Berylle. Dergleichen habe ich bei dir nicht entdeckt. Aber auch das, was ich geäußert habe über den feinbröckligen marmorartigen Stein, welcher in den Nieren bestehe, das muß nach meiner Ansicht ein Koagulationsprodukt genannt werden. Sollte, bester Erasmus, deiner Erhabenheit meine Praxis specifica zusagen, so werde ich dafür sorgen,

daß dir sowohl Arzt als Heilmittel zur Verfügung stehen. Lebewohl!

Theophrastus."

Es ist an diesem Briefe Paracelsi interessant, zu hören, daß er dem größten Geiste des deutschen Humanismus noch begegnet ist; die beiden gewaltigen Köpfe haben einander Auge in Auge gesehen. Erasmus hat ihn, das werden wir weiter sagen dürfen, überwältigt, denn wäre das nicht geschehen, so brauchte es Paracelsus nicht zu unterstreichen, daß er geschickter sei als andere und schon viele Judicia geschrieben habe. Der Feuerkopf muß sich vor dem sarkastischen Sechziger solch ein Ansehen geben, um sich nicht unbedeutend oder klein vor ihm zu fühlen.

Viel wichtiger jedoch als diese Bemerkungen sind die Namen in der ersten Zeile. Alstoos las Sudhoff als ἄλστοος: Muse des Salzes oder die Salzkünderin. Das hätte auf Paracelsi Entdeckung des Sal als dritten der „Prinzipien" Bezug. Daneben erscheint als zweite „Augenblicksgöttin" eine Musa sagax, die adeptische Muse, denn sagax ist in der paracelsischen Sprache gleichbedeutend mit adeptisch. Auf sie beruft sich, unter ihren Schirm stellt sich der junge Arzt. Dem Fürsten der humanistischen Renaissance tritt so der Schutzbefohlene der adeptischen gegenüber.

Die Antwort Ersami ist verbindlich, freundlich — aber auch nicht mehr:

„Dem in der Heilkunde erfahrensten Doktor Theophrastus aus Einsiedeln sendet Erasmus aus Rotterdam (salutem) seinen Gruß! Es ist nicht sinnlos, dem Arzte, durch den Gott uns das Heil (salutem) des Körpers schickt, ewiges Heil (salutem) der Seele zu wünschen.

Ich wundere mich, wie du mich so bis ins Letzte kennst, da du mich doch nur einmal sahst. Deine Rätselworte kann ich nicht aus der Heilkunst, die ich niemals erlernt habe, sondern nur aus simplem Gefühl als ganz wahr erkennen. In der Lebergegend habe ich schon lange Schmerzen gefühlt, aber nicht ausmachen können, was die Quelle des Übels war. Die Nierenstörungen habe ich schon vor mehreren Jahren im Harn erkannt. Was das dritte ist, kann ich nicht recht verstehen, doch scheint es mir glaublich, daß so etwas Beschwerden machen kann. In den gegenwärtigen Tagen habe ich weder zum Medizinieren noch zum Kranksein noch zum Sterben Zeit, so lasten die Studien auf mir. Doch wenn es etwas gibt, was — außer der körperlichen Auflösung sonst noch — mein Leiden lindern könnte, bitte ich dich, es mir mitzuteilen. Ist dies nicht möglich, so bitte ich, daß du das, was du zu lakonisch schriebst, in wenigen Worten klarlegst und mir Arzneien verschreibst, die ich, wenn ich Zeit habe, nehmen kann. Ich kann dir keine Belohnung versprechen, die deiner Kunst an Wert gleichkäme, aber ich verspreche dir eine dankbare Gesinnung. Den Froben hast du aus der Unterwelt zurückgeholt, er ist die Hälfte meiner selbst; wenn du mich auch wieder zurechtbringst, wirst du in einem beide wiederherstellen. Wenn das Geschick dich doch in Basel zurückhalten möchte! Dies in aller Eile Geschriebene fürchte ich, daß du es nicht lesen kannst. Lebe wohl.

Erasmus Roterodamus, mit eigener Hand."

Das sind viel freundliche Worte, die im Grunde doch aber nichts besagen, denn das Entscheidende, die Bitte

um die Übernahme der Behandlung, fehlt. Verschreibe mir Arzneien, die ich vielleicht — wenn es sich gibt — einnehmen will. Und Paracelsus hat dies Nein des Humanisten auch genau verstanden, wie er das Nein zur musa sagax und Alstoos wird verstanden haben. Es wurde durch die verbindliche Floskel am Ende des Briefes sicher nicht genug kaschiert.

Der erste Akt des Baseler Spieles deutet schon den endlichen Ausgang an.

Die einzelnen Zusammenhänge seiner Baseler Berufung liegen noch nicht klar. Man sagt, Oecolampadius sei dabei der treibende Mann gewesen, der sich von der reformatorischen Haltung Paracelsi Günstiges versprochen habe. Wenn es das war, dann hat der Baseler Kirchenreformator einen falschen Griff getan, denn das, was Paracelsus anfängt, ist gar eine andere Reformation.

Er hat als Baseler Stadtarzt auch den Auftrag, über seine Medizin Collegia zu lesen. Und diese Collegia zeigt er am 5. Juni 1527 mit dem Anschlag an: „Bombast von Hohenheim aus Einsiedeln, beider Arznei Doktor und Professor, sagt allen der Medizin Beflissenen seinen Gruß! Da ganz allein die Medizin als einzige unter allen Wissenschaften, gleichsam wie ein Geschenk Gottes, nach dem Urteil der kirchlichen wie weltlichen Autoren mit dem Titel einer Notwendigkeit ausgezeichnet ist, und nur die wenigsten der Doktoren sie heute mit Glück ausüben, schien es geboten, sie in ihren früheren löblichen Zustand zurückzuführen, und wie einige sie von der Hefe der Barbaren, so wollen wir sie von den schwersten Irrtümern reinigen, nicht den

Regeln der Alten ergeben, sondern lediglich denjenigen, welche wir aus der Natur der Dinge und durch unsere mühevolle Arbeit gefunden haben, und durch langen Gebrauch und Erfahrung haben wir sie bewährt gefunden. Wer weiß es denn nicht, daß die meisten Doktoren unserer Zeit zum größten Schaden der Kranken in schmählichster Weise daneben gegriffen haben, da sie all zu ängstlich den Worten des Hippokrates, Galenos und Avicenna und anderer anhingen, als ob diese aus dem Dreifuß des Apollos, gleich einem Orakel, heraustönten, von dem man nicht um einen Finger breit abweichen dürfe. Aus diesen Vorbildern aber werden, wenn es den Göttern gefällt, zwar die hervorragendsten Doktoren, nicht aber Ärzte geboren. Nicht der Titel, nicht die Eloquenz, nicht die Sprachkenntnisse, nicht die Lektüre vieler Bücher, wenn auch dies nicht wenig schmückt, sind die Erfordernisse des Arztes, sondern die größte Kenntnis der Naturdinge und Mysterien, welche einzig so viel wert sind als alles andere zusammen. Es ist die Aufgabe des Rhetors, die Worte wohlgeordnet setzen zu können und zu überzeugen und den Richter zu seiner Meinung zu ziehen; die Aufgabe des Arztes aber ist es, die Arten, Ursachen und Symptome der Krankheiten zu erkennen, und obendrein mit Weisheit und Fleiß die Heilstoffe zu verabfolgen und entsprechend den Anlagen und Eigenheiten eines jeden alle zu heilen ..."

Es folgt darauf noch ein genauerer Bericht über den Inhalt und den Umfang der Collegia. Er ist uns nicht so wichtig als die Ausführungen dieser ersten einleitenden Sätze des Programms. In ihnen wird zweierlei gesagt: die Medizin bedarf der Reformation, der Reinigung. Es gibt zwei Wege der Reinigung: den über die

Säuberung der alten Texte, denn das besagt die damals stehende Redewendung von der faex barbarorum, und eine Reinigung und Wiedergeburt aus der Erkenntnis der Natur und ihrer Geheimnisse. Das ist die rechte und die allein der medizinischen Lehre nütze Renaissance. Die Medizin auf die Erkenntnis der Natur und ihrer Mysterien zu gründen und zu bauen, das heißt bei Paracelsus aber, sie auf die adepta philosophia zu gründen, denn die adepta philosophia ist es, die nach den Geheimnissen sucht. Die Baseler Intimatio vom 5. Juni des 1527. Jahres ist das Programm der neuen, der adeptischen Renaissance. Adeptische Renaissance, das ist ein Abrücken von der bisher üblichen Medizin; adeptische Renaissance ist aber auch das Abrücken von Oecolampadius und der Reformation, für deren Besorgnisse und deren Baseler Kämpfe ihm das Interesse mangelt; es ist das Abrücken von Erasmus und der Renaissance der antiken Welt. Er ist ein Eigener, der in keines anderen Spuren wandeln will.

Und wie die Intimation mit klaren Worten eine Zielbestimmung seines Weges gibt, so wird durch einen symbolischen Akt die ausgesprochene Entscheidung unterstrichen. Es ist drei Wochen später, als in Basel die Johannisfeuer brennen. Der junge Dozent geht über den Markt und nimmt ein Buch, das einer seiner Schüler trägt, — die Summa des Küchenautors, als welchen er Mesue bezeichnet hat, — und wirft sie in das Feuer, daß die Flammen sie ergreifen und verzehren. „Ich habe die Summa der Bücher in Sankt Johannis Feuer geworfen, auf daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luft gang."

Die frühen Basler Tage Paracelsi stehen unter dem Eindruck seiner Reformation. Das Vollgefühl des Werkes packt ihn, — er ist wie in einem Rausche. Nun wird die neue Monarchei, die neue Aera in der Medizin beginnen. Sein Werk erfüllt ihn, alles andere ist ihm bagatell und ohne Wert. Der Glaube an dies sein Werk erhebt ihn über alles andere Geschehen seiner Zeit.

Die Luthersche Reformation, wie überaus gleichgültig will sie ihm erscheinen. „Mit welchem Spott habt ihr mich (wegen der adeptischen Reformation) ausblasimiert, ich sei Lutherus medicorum. Mit der Auslegung, ich sei haeresiarcha. Ich bin Theophrastus und mehr als die, denen ihr mich vergleicht. Und: meint ihr, ich sei allein Lutherus? Dieweil ich über das, so einem Christen zusteht, sonderlich mit mehrerem Amt denn ein Apostel (das ist mit der Arznei, Philosophei, Astronomei) begabt bin und soll nur Lutherus sein? Ich werde ihm und euch zu arbeiten geben! Ich lasse Lutherum sein Ding verantworten; ich will das meine selbst verantworten, denn er soll mir nicht einen Rinken auftun in meinen Schuhen!" Und aus dem Munde eines seiner Schüler wird die Äußerung mitgeteilt, „er wundere sich, daß die Schriften Luthers und Zwinglis mit solchem Beifall aufgenommen würden, so es doch eitel Bachantenwerk sei. Wann er anfinge zu schreiben, wolle er sie und den Papst erst recht in die Schul führen".

Wie Luther und wie die an ihn knüpfende Bewegung seine Arbeit nicht berührt, wie seine adeptische Renaissance ihm wichtiger als dessen theologische ist, so scheint ihm auch das Tun Erasmi letztlich ohne allen Wert. „Es gibt da etliche, die ihre eigene Torheit nit

Paracelsus

verschweigen können, sondern durch ihr wohlgeziert Latein bringen sie ihre eigene Torheit und Phantasterei herfür als Jeronymus, Erasmus und viel der neuen Propheten, die im Latein vermehrt sind." Der Philosophie Erasmi setzt er seine adeptische als die bessere gegenüber: „Welcher Arzt der Philosophei nicht ergründet ist, — ich meine nicht moralem noch ethicam noch andere Gugelfur, damit sich Erasmus geübt und umtreibt, — wie sich die natürlichen Kräfte äußern, der gibt eben einen Arzt wie ein Kaminfeger einen Beckenknecht." So schreitet er voran, sieht weder rechts noch links in seinem Tun, kennt keine Konzession, die ihm die Strömung seiner Zeit entlocken will, beugt sich vor keiner Mehrheit oder einer öffentlichen Meinung, — er geht nur auf dem Wege, der ihm als der notwendige erschienen ist.

Das erste Kolleg des Hohenheimers ist uns noch im Text erhalten; es hieß De gradibus et compositionibus receptorum et naturalium. Es stammte bereits vom Winter 1526 zu 1527, und wurde für die erwähnten akademischen Zwecke ins Lateinische übertragen. Es heißt, daß ein Johannes Oporinus ihm dabei geholfen habe. Das mag schon sein, denn Oporinus war zwei Jahre lang sein Famulus, wenn er sich später auch d e r Periode seines Lebens furchtbar schämte. Er hat von ihr in einem Briefe an Johannes Weyer 1555 berichtet, in einem Briefe, der uns heut trotz aller Entgleisungen und Verzerrungen wichtig ist, weil wir aus ihm ein Genrebild des Lebens und des Treibens Hohenheims gewinnen. Er lautet:

„Was Theophrastum Paracelsum betrifft, (er ist jetzt lange tot), — als er noch lebte, habe ich ihn so sehr kennen gelernt, daß ich mit derartigen Menschen zu leben, wie ich mit ihm gelebt habe, nicht leicht begehren würde. Denn abgesehen von seinen wunderlichen und glücklichen Heilungen in jeder Art von Krankheiten, habe ich an ihm weder irgendwelche Gottseligkeit noch irgendwelche Gelehrsamkeit bemerkt, und ich pflege mich sehr zu wundern, nachdem ich so manches erscheinen sehe, das von ihm geschrieben und der Nachwelt hinterlassen zu sein behauptet wird, welches ich ihm kaum im Traum zuschreiben würde. So sehr war er Tag und Nacht, während ich fast zwei Jahre bei ihm verkehrte und wohnte, dem Trunk und der Prasserei ergeben, daß man ihn kaum eine Stunde oder zwei nüchtern fand, besonders nachdem er von Basel fortgereist war und im Elsaß unter den Edeln, Bauern und Bäuerinnen wie ein zweiter Äskulap gefeiert worden war.

Dessen ungeachtet, wenn er am betrunkensten war und, nach Hause gekommen, mir etwas von seiner Philosophie zu diktieren pflegte, so schien sie so ordentlich zusammenzuhängen, daß sie von einem nüchternen Menschen nicht hätte verbessert werden können. Ich war beflissen, sie ins Lateinische zu übersetzen, und es gibt auch einige von diesen Büchern, die, teils von mir und teils von andern ins Lateinische übersetzt worden sind. Die ganze Nacht, solange ich bei ihm wohnte, hat er sich nie ausgezogen, was ich seiner Trunkenheit zuschrieb. Und sehr oft kam er gegen Mitternacht, stets betrunken, nach Hause, um zu schlafen. So wie er angezogen war, sein Schwert bei sich, das er von einem Folterknecht oder Henker geschenkt

bekommen zu haben behauptete, warf er sich aufs Bett, und dann und wann, mitten in der Nacht, wenn er kaum geschlafen hatte, stand er auf mit seinem gezogenen Schwert, wie ein Rasender, schmiß es zu Boden gegen die Wand, so daß ich manchmal glaubte, er würde mir den Kopf abhauen, und davor Angst hatte.

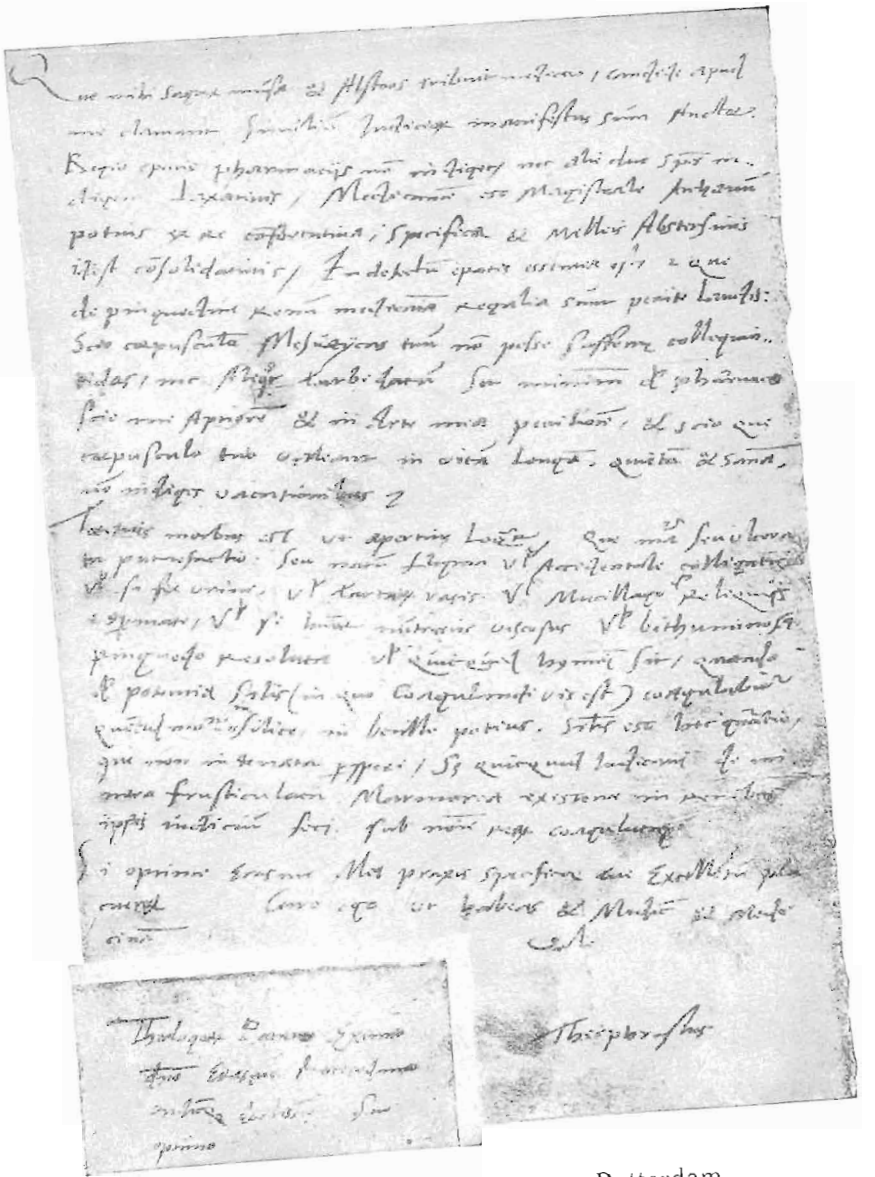
Viele Tage würde ich brauchen, wollte ich alles schildern, was ich bei ihm durchgemacht habe. Immer hatte er seinen Kohlenwinkel, mit ständigem Feuer, bald sein Alcali, bald sein Oleum sublimati, bald den König praecipitati, bald sein arsenisches Öl oder Crocus martis oder seinen wunderlichen Opodeltoch, und ich weiß nicht, was für Gebräu kochend. Denn er hätte mir einmal mit seiner Kocherei fast den lebendigen Geist erstickt, als er mir befahl, daß ich mir den Spiritus seines Alembiks anschauen sollte; ich hatte meine Nase etwas zu nahe daran gehalten, — das Glas, das oben auf dem Alembik lag, war ein wenig weggenommen, so daß ich durch den Rauch und Dampf, die in meinen Mund und meine Nasenlöcher schlugen, durch den virulenten Qualm fast erstickt und erwürgt wäre, so daß ich ohnmächtig wurde und erst durch Besprengen mit kaltem Wasser wieder zu mir kam.

Zwischendurch gab er vor, viel Wunderbares prophezeien zu können, und sonderbare Arcana und Mysterien zu kennen, so daß ich im Geheimen nicht leicht bei ihm an etwas heranzukommen, noch jemals etwas anzurühren wagte, da ich mich immer vor ihm fürchtete. Er brachte viel Geld durch, so viel, daß er manchmal weder Heller noch Pfennig behielt, so viel ich wußte, und tags darauf zeigte er mir wiederum seinen Geldbeutel voll Gold, so daß ich mich nicht selten wunderte, wodurch er wieder so viel bekommen hätte. Fast jeden

Monat ließ er sich einen neuen Rock machen, und den anderen Rock, den er anhatte, verschenkte er dem Ersten, der ihm begegnete; er war aber so befleckt, daß ich nie mehr einen von ihm begehrte, und wenn er ihn mir auch gleich geschenkt hätte, ich hätte ihn nicht tragen wollen.

Im Kurieren und Heilen von Geschwüren verrichtete er fast Wunder, wo wenig Hoffnung zu sein schien, keine Art von Speisen oder Getränken beim Heilen verbietend, sondern mit seinen Patienten Tag und Nacht nach Herzenslust zechend, so daß er sie, wie er zu sagen pflegte, mit vollem Bauche heilte. Das Pulver von Praecipitat mit Theriak oder Methridatum oder mit Kirschensaft zu Pillen gemacht, gebrauchte er für Purgierungen in allen Arten von Krankheiten. Mit seinem Laudanum, so nannte er Pillen in der Form von Mäusedreck, welche er in ungleicher Anzahl nur in der äußersten Not der Krankheiten, wie zum heiligen Anker (wie man sagt) seine Zuflucht nehmend, eingab, sich so brüstete, daß er sich auch nicht entblödete zu behaupten, daß er allein, nur durch den Gebrauch von diesen, Tote zum Leben zurückbringen könne und das hat er dann und wann, als ich bei ihm war, tatsächlich bewiesen, und sie, die tot zu sein schienen, plötzlich wieder zu sich kamen.

Aber ich habe ihn nie beten sehen oder hören, noch fragte er nach irgendeiner geistlichen Übung noch nach der evangelischen Lehre, welche zu der Zeit bei uns verehrt und geübt zu werden anfing, und von unserm Prediger sehr sorgfältig und fleißig betrieben wurde, welche er nicht nur verachtete, sondern auch drohte, daß er noch einmal Luther und dem Papst, ebenso wie nun Galen und Hippokrates, den Kopf zurechtsetzen



Gutachten für Erasmus von Rotterdam

werde, und daß niemand, der bisher über die heiligen Schriften geschrieben habe, sowohl die Älteren als die Jüngeren, den rechten Kern der Schriften noch nie getroffen hätten, sondern nur die äußere Schale, so daß sie nur die Schatten träfen und erklärten. Und ich weiß nicht, was er noch für andere Nichtigkeiten vorbrachte, die ich mich schäme zu erzählen.

Es zog ihn gar nichts zu Frauen, so daß ich glaube, daß er überhaupt nie eine erkannt hat. Im Anfang war er sehr mäßig, so daß er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre keinen Wein trank; aber später hat er so zu trinken gelernt, daß er ganze Tische voll von Bauern zum Trinken herausforderte und auch im Trinken und Saufen gewann, ab und zu seinen Finger in den Hals steckend und so einem Schwein gleichend ..."

Ein Kerl in Sturm und Drang, und neben ihm ein kleiner Spießer! Ein genialischer, in sich auflodernder Mann, und dieser Johannes Oporinus, der dem im Herzen Frommen nachzählt, wie viele mal er beten gegangen sei. Ein Wagner, dem auch zum Liederlichsein der Mut und alle innere Lust gebricht, — was hat dies schäbige Bürgerlein von seinem Herrn und Meister je begriffen? Und es ist doch der ganze frühlingsjunge brausende Stürmer in den Lästerzeilen zu erkennen! Es ist zu sehen, wie einer hier hereinbricht ohne Zaum und Halt, wie er mit Bauern kneipt, wie er mit den Studenten fröhlich ist, — und wie das alles nur die äußere Ungebärde eines unbegreiflichen Erkennenden ist. Er habe im Suff philosophiert, so muß man es sich übersetzen, weil man dies aus den Tiefen in das Lichte Steigende nicht zu fassen weiß.

Die Baseler Zeit, das war der große Frühling eines großen Mannes.

Außer über die Gradus, Doses und Zusammensetzungen der Arzneien, die ganz im Geiste der 1526er Schriften geschrieben worden sind, las Paracelsus im Sommersemester 1527 über chirurgische Krankheiten: „Von Apostemen, Geschwären, offenen Schäden, Sironen und anderen Gewächsen," wovon uns nur die Nachschriften zweier Hörer erhalten sind. Doch diese Vorlesungstätigkeit gereichte ihm nicht zur Freude, sondern nur zum Ärger. Schon kurze Zeit, nachdem er sie begonnen hat, muß er dem Baseler Rate schreiben:

„Edlen, strengen, frommen, vesten, fursichtigen, ersamen, wysen, gnedigen und gunstigen myn herren! Demnach ich durch uwer streng ersam wisheit zu eim phisicum und ordinarium bestelt und verordnet worden byn, under anderm mir furkompt, wie das die doctores und ander artzet, so hie zu Basel sich erhalten, hinderwert min in clöstern und uf den gassen mins stants halb, den ich dan von uwer streng ersam wißheit empfangen, schenden, lestern und schmehen, dardurch dan mir min pratick und der kranken nutzbarkeit mercklich entzogen wirt, sich ouch berumen, sy sigen die facultet und decanen und deshalb ich onduchtig oder onbillich solchen stand versehe, und der ouch mir durch uwer streng ersam wißheit als eim onbekanten gegeben worden sige, des dann mich nit ein klein beschwert, sondern mir vil lieber (wa dem also sin solt, so dann nit ist), das ich uwer streng ersam wißheit deshalb onbenügt glassen und in der gstalt nit angnommen, damit ich sollich irs schenden und ußrichtens (so mir von inn begegnet) uberhept, vertragen und uberblieben were ..."

Und dwil ich doch von uwer streng ersam wisheit als verordneter ordinarius und phisicus bestelt, bin ich ongezwifelter hofnung, mir solle nit mer zugsagt sin, dan geleist werden mög, also das uf den gassen mins stands halb, den ich dan von uwer streng ersam, ir min obern heren, decanen und facultet (und nit die ienigen) sigen, auf das ich billich mög als ein ordinarius promovirn in doctores ..." Der Magistrat von Basel sei sein Dekan und seine Fakultät, nicht aber die Professoren an der Universität, die gegen ihn auftrumpfen, er unterstehe ihnen und ihrer Aufsicht, wie es in den ersten Sätzen hieß. Es scheint demnach, als habe der Hohenheimer nicht als ordentlicher Professor an der Universität gelesen, als habe er wie etwa Oecolampadius „außerhalb der Universität" Collegia gehalten; den hatte die Stadt im Jahre 1523 für einen dimittierten Theologieprofessoren berufen; die Universität erkannte ihn nicht an, er aber hielt trotzdem seine Vorlesungen, wie es die Stadt von ihm gewünscht. Es scheint, als habe die Stadt in Konkurrenz zu der vom Papst gestifteten Hohen Schule eine zweite aufziehen wollen, indem sie einen Lehrstuhl nach dem andern „außerhalb der Universität" geschaffen hat; wie Wurstisen später auch bemerkte, er, Paracelsus, habe zu Basel gelehrt, „als der Religion zweytracht der Hohen schul wesen schon zerstöret hat, in Teutscher spraach, auff sein Manier offensichtlicht", nicht also in den Auditorien.

Man wird es begreifen, daß sich die Universität empörte. Nur wenige Tage aber nach dem vorigen Briefe muß Paracelsus seinem Rate einen zweiten schreiben:

„Strengen, edlen, festen, ersamen, fürsichtigen, wysen, günstigen, gnedigen min herren! In onlidlicher müg tratzung und merclichem trang gepürt dem liden-

den sin oberkheit ... umb schirm, rhat und hilff anzeruffen, — und mir als euwerm st. e. w. angenommenen stattartzet not, euch min gnedig herren, anzezeigen, das einer uff sontag nechstverschinen wider mich nochteilige schmach- und schandtverß under einem erdichten nammen an die thumbkirchen, zu St. Martin, zu S. Peter und an die nuwen burs früg vor tag angeschlagen, welchen zedeln, so angeschlagen, mir darnach einer zu handen und ze verlesen worden, den ich e. s. e. w. hie by ligendt, wie er angeschlagen, zustellen, zu besichtigen, verhören und beraten, das mir solche schmachverß nachteilig ze liden, noch ze dulden nit muglich sind, dann derglichen und andere mer schmachwort und schant mir manigmal von solchen etlichen minen auditoribus, die sich under ougen gegen mir früntlich und zu ruck fintlich, (als ich nun mercken mag) erzeigen, zugelegt haben, welches ich alles umb fridens willen bißhar onverantwurt stillschwigendt hin hab lassen gan.

Dwyl nun aber dieser künstler sich beflissen, under einem erdichten und nit under sinem eignen nammen hat bedörffen, soliche schmachverß wider mich anzeschlahen und angeschlagen, hab ich uff söllichs uß guter kundtschafft und erfarenheit sovil befunden, das man zu gutem theil byleuffig uß disen solichen worten (so er mir zu schmach brucht in sinen versen, welche wort ich teglichen mit minen mund ußsprich und interpretiern) vermerken khan, das der uß minen teglichen geflißnen auditoribus und uffmerkern einer ist, dann ich vorlangst gespürt, das ich ettliche auditores habe, die andere doctores der artzny wider mich ze schriben und ze schmächen anreitzend, anstifftend und antastend.

Darumb strengen, edlen, vesten, ersamen, fürsichtigen, wisen gnedigen min herren ist diß min endtlich forderung und beger, e. s. e. w. welle uß solchen vorerzalten ursachen, (dwyl uß denselben sich wol erscheint, das semliche schmachverß einer uß minen auditoribus gemacht hat), alle mine auditores für euch berüffen und inen die schmachverß fürhalten und dardurch erfaren, welcher under inen der sige, so söliche geschriben, angeschlagen und uff mich gelegt habe, und demnach mit demselbigen der massen, wie sich gepürt, handlen ..."

Man hat demnach auf Paracelsus Pasquille gedichtet, von denen uns das erste, „Laudanum sanctum", leider nicht erhalten ist; ein zweites ward an die Kirchentüren und an die Tür der neuen Burse angeschlagen. Der oder die Dichter sind aus dem Kreise seiner Hörer, wie der Gebrauch der paracelsischen termini beweist; aus guter Kundschaft weiß aber der junge Professor auch, daß diese verräterischen Hörer von andern Doktores der Arznei, das ist dozierenden Kollegen, angestiftet worden sind. Die aufgebrachte, in ihren Privilegien bedrohte Universität setzt sich mit Basel auf dem Rücken Paracelsi auseinander, und ihre Studenten sind die Handlanger in dem Streite.

Das Schmähgedicht hat nach der deutschen Übersetzung Sudhoffs so gelautet:

„Die Manen des Galenus gegen Theophrastus oder besser Cacophrastus

Höre, der du unsern Ruhm verlästerst,
dir bin ich nur ein Schwätzer, ein geistiger Krüppel.
Ich soll keinen Schimmer gehabt haben von der Kunst
des Machaon;

wenn ich ihn hatte, hätte ich davon keinen Gebrauch gemacht:
Wer kann so etwas ertragen!
Vielleicht kannte ich nicht die Bauernkräuter Lauch und Zwiebeln.
Dafür kannte ich die Nieswurz,
die ich deinem kranken Kopf zur Heilung schicke
und zugleich ganz Anticyra um Hilfe bitte.
Ich gestehe, daß ich deine spagyrischen Träume nicht kenne,
du Vappa,
ich weiß nicht, was dein „Ares", dein „Yliadus" ist,
oder das „Essatum" und der heilige, unverletzbare „Taphneus"
und dein „Archäus", der Begründer aller Naturkräfte.
Nicht das wunderreiche Afrika kannte solche Monstrositäten,
und mit mir willst du stolze Wortkämpfe ausfechten?!
Warum bist du denn vor dem Wendelinus so schimpflich ausgekniffen?
Verrecken will ich, wenn du würdig bist, dem Hippokrates das Nachtgeschirr nachzutragen,
oder meine Schweine zu hüten, du Vappa.
Was schmückst du Dohle dich mit gestohlenen Federn?
Deine Ruhmredigkeit hat kurze Beine.
Was willst du denn in deinen Vorlesungen sagen?
Du lebst ja nur von gestohlenem Geistesgut!
Am besten ist für dich ein Strick, an dem du dich aufhängen kannst,
nachdem man deine Windbeuteleien erkannt hat..."

Es ist zu den hier vorgetragenen Versen wenig oder nichts zu sagen. Sie zeichnen nicht so den Angegriffenen als den schmähenden Paspuillanten. Denn um auf

das Tatsächliche einzugehen, Paracelsus hat Galen verworfen, nicht wie er selber hier verworfen ward, nein, weil Galen nicht mehr genügt; er, Paracelsus, hat mit seinen Heilerfolgen ihn längst überwunden. Und daß er stehle, — nichts war ungegründeter als dies Wort. Wo hätte er seinen Yliadus, sein Essatum, seinen Archäus wohl gestohlen, die der Verleumder selbst gestehen muß, daß sie ihm unverständlich seien, an denen sie ja auch nichts so stört, als daß es monstrosische Wortgebilde seien, wie sie die humanistische Eloquenz so gern belächelt. Doch es ist nicht sehr wichtig, diese gehässigen Äußerungen aufzurühren, und ihnen im einzelnen nachzufragen, wer ihr Autor wohl gewesen sei. Das Ganze hat ja nur deshalb noch Bedeutung, weil es erkennen läßt, wie Paracelsi humanistisch-ärztliche Kollegen auf seine adeptische „Renaissance" reagierten. Denn nun erhält das Bild ja seine letzten Lichter und die Tiefen —: ein ganz von seiner Erkenntnis Erfüllter will die Dinge vorwärts treiben, und wie ein zweiter Luther wirft er die Summe alles Unglücks in das Feuer; der Tag ist da, er reißt dem Morgenrot die Tore auf —
da schleudert man ihm den Kübel Schlamm aus einem Hinterhalt entgegen.

Ob Paracelsus vom Baseler Magistrat erreicht hat, was er wollte, ob man die Schüler vornahm, können wir heute nicht mehr sagen. Das ist auch nicht so wichtig. Wichtig ist ein Satz des Briefes, in dem sich Paracelsus selbst in seiner Art und seinem Wesen zeichnet: „Dann so ir, min gnedig herren, mir darvor nit sin wurden, und ich witer geursacht e. s. e. w. anzeruffen oder villicht uß hitzigen gemuet etwas anfienge ungeschickts und hinfurter mer getratzet solte werden, were

mir mit keinem fuegen von den euwern ze liden noch muglich ze gedulden." Er kennt sich selbst und weiß, wie rasch die Flamme des Zornes ihn erfaßt, er hat beinah vor seinem eignen Aufbegehren und Auffahren Angst, drum bittet er, ihm jeden Anlaß für ein sich-Erhitzen aus der Hand zu nehmen.

Auszug aus Basel

Paracelsus hat in Basel zwei Semester und ein Zwischensemester lang gelehrt. Er begann, wie ich vorhin schon berichtete, mit einem Kolleg „De Gradibus" und las zur gleichen Zeit über „Aposteme, Geschwäre, offene Schäden, Sironen und andere Gewächse". Das entsprach seinem Lehrauftrag wie den Versprechungen der Intimatio, nach welcher er chirurgische und innere Medizin zu lehren verheißen hatte. Wir haben von der chirurgischen Vorlesung zwei Schülernachschriften, — sein eigenes Heft gebricht. Doch diese Kolleghefte offenbaren uns alles, was Wichtiges geschehen ist.

Sie zeigen zuerst, daß Paracelsus ein wirkliches adeptisch-alchemistisches Kolleg gelesen hat. Das lehrte zwar schon die Schrift „De Gradibus" und lehrten die albernen Rüpeleien des Pasquills; hier aber sieht man den ganzen, von ihm bei seinen Vorlesungen geübten Kollegbetrieb. Er spricht, in keinem erkennbaren Zusammenhang, rund sechzig äußere Leiden, Geschwüre, Male und dergleichen durch. Bei jedem derselben führt er erst ältere Autoritäten an: „Das Ohrengeschwär. Archelaus heißt es fuliginem, Hermes namsets ferruginem, wir aber sagen, es sei ferrugo martis..." Nach dieser Erörterung beschreibt er es, wenn — es ihm schon einmal in seiner Praxis begegnet ist. So schließt

er auch: „Es sind noch andere apostemata bei dem Petro Argelato (verzeichnet), aber dieweil ich dieser Zeit selbiger kein Experienz, will ich ihrer nicht gedenken, und habt vergut, da ich die Leibkrankheit, so den Physicis und Chirurgis zu wissen gehörig, nach meiner Erfahrung beschrieben (habe)." — Mit dieser bedeutsamen Einschränkung hat sein chirurgisches Kolleg die äußeren Schäden der Reihe nach behandelt.

Nachdem die zu besprechende Krankheit beschrieben ist, wird ihre Entstehung, ihre Ursache dargelegt, wie etwa von der Gürtelrose: „Ich sage aber, daß Zinzilla sei der liquor salis aus dem diaphragma (Zwerchfell), und nach der Höhe des diaphragmatis treibt er in einem Ring aus sein Exkrement", — oder der Wolf: „So sag ich, daß der Wolf allein entspringt aus dem Salz mercuriali...". Die paracelsischen Krankheitsdeutungen sind also Deutungen, die auf einer alchemistischen Basis stehen. Und wie die Deutungen, verraten auch Paracelsi Rezepte einen geübten Alchemisten. Er mischt, um Hämorrhoiden zu heilen: oleum laterini, ein in der Alchemie bekanntes Öl, mit Myrrhen- und Wachholderöl, oder er heilt die Wassergalle mit aqua regis, oleum de realgare und oleum euphorbii, — mit einem Wort, er lehrt die Schüler eine adeptische und alchemistische Medizin.

Die Reformation und Reinigung der Medizin durch eine auf die Erfahrenheit gegründete Lehre, das war, was er in seiner Intimatio versprochen hatte; und hinter dem jeden Laien verständlichen Versprechen stand das größere, bedeutendere, das er gegeben hatte, als er die Lehre von den Geheimnissen Archidoxae nannte. Die Stoßkraft, mit welcher der junge Professor diese adeptische Renaissance vorwärts trieb, wird ja an den

sich schroff erhebenden Widerständen klar und deutlich. In einer begrenzteren Sphäre ist, was hier geschehen will, dem größeren und tiefer in die menschlichen Herzen greifenden Ereignis zu vergleichen, das sich nur sieben Jahre vorher an der Wittenbergischen Universität begab.

Ja, in gewissem Maße ist es noch viel revolutionärer als die geistige Revolution durch Luther, denn das, was jener Augustinermönch getrieben hat, begann als eine Auseinandersetzung in der wissenschaftlich-theologischen Sphäre. Die Römerbriefvorlesung, die Disputationen 1516/17, die wichtige Heidelberger 1518 geschahen in lateinischer Sprache, — das Sommerkolleg des Hohenheimers wurde im chirurgischen Teile deutsch gehalten. Es ist das erste Kolleg an einer deutschen Universität in deutscher Sprache, und wird in Basel abgehalten, der Stadt Erasmi und der Vorburg einer im deutschen Bezirk geschehenden klassischen Renaissance.

Heut scheint es klein, fast nebensächlich, — im Sommer 1527 war es eine Tat. Weswegen ist er verhaßt, verachtet? Im Jahre 1530 sagt er es in seinem Paragranum: weil ich allein bin, weil ich neu bin, weil ich deutsch bin.

Er ist ganz deutsch. Deutsch sind die vielen Bücher dieses nie zur Ruhe kommenden Mannes; deutsch ist die Sprache, die von einem beinah unerschöpflichen Reichtum ist, die alle Register beherrscht und lehren, ermahnen, beschwören, trösten, spotten, lachen, geißeln kann. Deutsch ist sein Denken und sein Wollen, Deutschland ist ein gutes Land, heißt es in einem Text, den ich in meinem „Lesebuche" wiedergegeben habe. Mit einem deutschen Maule redet er das saftige Deutsche

seiner Zeit. Und eine ganze Reihe deutscher Dichtungen ist ihm wohl vertraut; er kennt die Melusinensage, die vom Ritter von Stauffenberg gesungen wurde, er weiß vom Berner Dietrich, Sigenot, Hildebrand und König Laurin, — sie alle hat er in seinem Liber de nymphis aufgeführt, — und er erzählt von Fortunat und seinem Säckel, von Alexander von Metz Hemd, von Tundalus und Salomon und Markolf, — die ganze weltliche deutsche Dichtung seiner Jahre weiß er also anzuführen, zitiert sie so, als sei sie ihm geläufig und in allen Teilen gegenwärtig.

Und auch die paracelsische adeptische Renaissance ist ein durchaus deutsches Tun.

Weshalb er, der das Latein beherrschte, diesen Weg gegangen ist? Es ist nur eine Vermutung, aber sie mag doch immerhin hier stehen. In seiner kärntnischen Chronik schreibt er von den alten Künsten der Adepten: „Sich befindet auch, daß in Germanien die ersten Künste in der Arznei am subtilisten do (in Kärnten) vorgenommen sind worden, denn das beweisen die gar alten deutschen Büchlein, die vor Christi Geburt zusammen gelesen sind worden, und zu denselbigen Zeiten die Extraktion quintae essentiae angefangen ist worden." — Es lag wohl nahe, daß der, der die Arznei hat reinigen wollen, der eine adeptische Renaissance forderte, dieser Beziehungen sich erinnerte. Für Paracelsus war die adeptische Kunst in nicht geringem Maße eine deutsche Kunst. Wer sie erneuern wollte, durfte mit Fug und Recht der deutschen Sprache sich gebrauchen.

Nun aber begreift man auch die ungemeine Reaktion der Baseler akademischen Welt.

Über die Hundstage 1527, am Schluß des Sommersemesters, las Paracelsus noch einmal lateinisch; wir haben die Nachschrift dieses Kollegs in De Urinarum ac Pulsuum Judiciis Libellus, um dann in seinen Sommerferien mit Züricher Studenten fröhlich zu sein. In jenen Wochen oder Monaten entstanden anscheinend auch zwei Traktate, der „Bericht von Aderlassen vnd schrepfen sampt des Purgirns", an welchen sich der unvollendete „Modus pharmacandi. In deme beschrieben vnd gelehrt wird, was der Artzt in dem menschen zu Purgieren hab", anschließt. Es handelt sich um Anweisungen für die in jener Zeit ja außerordentlich beliebten und geübten Heilverfahren, und man ist gern geneigt, sie mit den akademischen Arbeiten Paracelsi in einen Zusammenhang zu bringen. Im Winter des Jahres 1527 zu 28 las Paracelsus wiederum ein Kolleg zur inneren, ein zweites zur chirurgischen Medizin. In jenem behandelte er die tartarischen Krankheiten und in kürzerer Form die Gelbsucht, zwei Fragen, die schon in den ersten uns erhaltenen Schriften angeschnitten wurden, wo er die Gelbsucht unter den „Farbsuchten" in den „Elf Tractat" besprochen hat, und wo von den tartarischen Krankheiten unter dem „Podagra" die Rede war. Verschiedenes aus den „Elf Tractat" ging auch ins dritte innere Kolleg des Winters 1527 über, in dem er zusammenhanglos in „Vierzehn Paragraphen" über die Schwindsucht, Würmer, die Fallsucht, Lepra, Schlag, Asthma, Kopfschmerzen und Zahnschmerz usw. gesprochen hat; die Nachschriften sind als „Libri XIV Paragraphorum" ziemlich oft erschienen.

Es ist von Reiz, den einen oder anderen Abschnitt dieser „Paragraphen" mit dem der „Elf Tractat", der

von der gleichen Krankheit handelt, zu vergleichen. Wie dort, so ist zum Beispiel Phtisi hier ein morbus siccus. „Tabes oder phthisis oder morbus siccus, wie er sonst genannt wird, ist nichts anders denn eine consumption — also eine Verzehrung. Erstlich wird in corpore coagulatum resolviert, darnach consumiert elementum ignis sua siccitate partes corporis und die andern drei Element...", also nach einer Auflösung des Festen im Körper wird alles durch das Feuer verzehrt. „Diese Extenuation (Zusammenschrumpfung) aber geschieht aus einer verborgenen Impression des Himmels." — Das ist fast Wort für Wort, was in den „Elf Tractat" — nur weniger gelehrt und fachwortüberladen — stand. Und auch die Heilung ist von der vorigen prinzipiell nicht unterschieden. Die Jahre von 1520 bis 27 bilden also eine in sich einheitliche Periode. Es sind die Jahre des jähen Wachsens, der adeptischen Medzin, die im Versuche einer adeptischen Reformation zu ihrem Gipfelpunkte steigen.

Das neben den eben erörterten Vorlesungen herlaufende chirurgische Kolleg besprach die Wundenheilung, die Nachschrift ist später als Chirurgia vulnereum in die weite Welt gegangen. Von diesem Kolleg ist etwas Merkwürdiges festzustellen. Es heißt darin im zweiten Kapitel bei den Geäder-Wunden, nachdem verschiedene Rezepte angegeben worden sind: „Geäder-Wunden heilt man auch mit Segen, id est benedictionibus; hoc ego vidi in bello" — das sah ich im Kriege. Und kurz darauf: „Benedictio in Geäder-Wunden: Sprich dreimal über die Wunde oder hauch dreimal darüber, wie es manche auch machen, das ist nämlich gleich, bind sie darnach mit gemeinem Öl zu und tu nichts sonst dazu, so genest sie; und sind die Worte: roseta sacor areboth."

— Und so wie das hier anfängt, geht es in den folgenden Kapiteln fort: „A X F C auf einen Zettel geschrieben, darüber legen; his characteribus curavit quaedam Lena die Lähme der Gemächte“ (heimlichen Teile).

Die beiden, einander befehdenden Lager, stehen im Winteranfang sich abwartend gegenüber. Das darf man freilich nicht verhehlen, daß der Hohenheimer im vertrauten Kreise harte Worte brauchte. „Dieselbigen, so wider mich geschrieben haben, deß ich billiger lach denn greine, vermeinen, sie haben mir mein libell und Funddament der Medizin groß geschmäht und geschändet und mich gar unterdrückt. Haben nicht betrachtet, daß sie und die sie gelehrt haben, und darauf sie gründen, von mir überwunden sind worden. Nachfolgend aber ist ihre höchste Probe gewesen wider mich und Allegierung: die Alten! Die Alten habens also geschrieben. Auf welches Alter ich nichts halt, sondern auf den Grund und Schrift, wie sie an ihr selbst ist. Und will ihnen und ihrem Anhang hiermit geantwortet haben, und acht dabei, sie werden erlöschen und schmelzen mit dem fernigen Schnee“, — heißt ein Entwurf zum Druck der Schrift De Gradibus.

Der Kampf der beiden Parten aber bricht sehr bald von neuem wieder auf. Wie Paracelsus sich im vertrauten Kreise äußerte, zeigen uns die 1527er Schriften; der Gegenschlag trifft diesmal aber völlig in den Kern der Dinge; noch 1530 steigt der ihm gewordene Übername bitter in ihm auf: „Ihr seid aus der Schlangen Art, darum ich das Gift von euch erwarten muß. Mit was Spott habt ihr mich ausblasimiert, ich sei Lutherus medicorum, mit der Auslegung, ich sei haeresiarcha.“ —

Erasmus von Rotterdam

Wenn etwa das Wirken Paracelsi deutlich machen und erläutern kann, so ist es der ihm verliehene Übername, dieses Lutherus medicorum. Was wir bis jetzt aus einzelnen Äußerungen, Ansätzen, Lehren uns erschließen mußten, was in der Intimatio zum ersten Male aller Welt verständlich ausgesprochen wurde, das sagt nun diese Verketzerung: — er ist der medizinische Reformator. Wir nehmen das Wort als eine Bestätigung des bisher gewonnenen Bildes dieses Mannes; im Basel des Jahres 1527/28 wog es nicht so leicht, da hieß, ein Lutherus sein, ein Ketzer und Abtrünniger sein, da wurde der Übername Luther zu dem Signum eines zu verwerfenden und verhaßten Mannes. Und mit dem Namen war ein erster wirksamer Streich auf ihn gefallen.

Der zweite geschah durch ein beinahe lächerliches, von ihm verschuldetes, Mißgeschick. Ein Basler Domherr, Kornelius von Lichtenfels, war 1527 schwer erkrankt. Die Ärzte, zu denen er schickte, konnten ihn nicht mehr erretten; da lobte er hundert Gulden aus, für einen, der ihm die Heilung bringen würde, und wandte sich endlich an den Hohenheimer. Paracelsus machte ihn gesund. Zum Dank und Lidlohn aber verehrte der reiche Domherr ihm — sechs Gulden. Das war, um es mit seinem rechten Wort zu nennen, Hohn und Spott. Als Spott hat es auch Paracelsus aufgefaßt und Lichtenfels verklagt; doch das Gericht erkannte auf das in allen andern Fällen übliche Honorar.

Er hat, nur ein paar Wochen nach dem Austrag, über diesen Fall bemerkt: „Die Art der Kranken ist, daß sie den Arzt findlich bescheißen. So einer genest, so begehren sie ihm nit drum zu geben, (was er bekommen soll), und nit allein die Kranken, sondern auch am

Gericht, so urteilt man darüber, als wäre es Schuhmachen, da einer muß sein Leib und Leben wagen. Mißgerät es, so will man gar nit (Bezahlung) tun; geräts wohl, so verbergen sie sich, daß sie den Arzt nimmer sehen."

Der Ausgang des ganzen Streites erregte Theophrastus Paracelsus sehr. Die Basler Chronik des Christian Wurstisen teilt darüber mit: „Als nun bemelter von Liechtenfelß, so des Magenwehthumbs halb, von andern Medicis kein sondere hilff kriegen köndten, vor D. Theophrasto gesagt, er wölt einem hundert Guldin schencken, der jhn hierinn curieren köndte, erwüschet Theophrastus diese Rede, gab jhm drey Pillulen, die er Laudani nennet, zuniessen. Der Thumbherr, welcher auff die Artzney zimlich geschlaffen, vnd sich besser entpfunden, schicket jhm hernach sechs Guldin zur verehrung, vnd ließ jhn sehr dancken. Theophrastus wolt sich deß nicht ersettigen lassen, sondern die vermeldten hundert Guldin haben, die jhm jhener nicht geben wolte. Die sach gerieht für die Richter, welche jhm für seine Gäng vnd die vberreicht Artzney nach jhrem gutbeduncken, Belohnung erkannten. Darob ward Theophrastus vnwillig, das jhm Leyen die gegeben Artzney seines erachtens also gering schetzen wölten, Warff böß Karten auß, vnd bochet mit etlichen worten wider die Vrtheil, deß er vor der Oberkeit beklagt ward. Als jhn nun seiner Freunden einer warnet, wie man jhn dieser Vnuernunfft halb mit gefangenschafft straffen wölte, verließ er Basel, enthielt sich ein weil im Elsaß."

Der Angefeindete verstand, daß es nicht um die restlichen 94 Gulden ging; sein Name und seine Geltung, die Geltung seiner Lehre stand nun auf dem Spiele;

wenn er verlor, so war er als Autorität verloren. Und es trat ein, was er vor einem halben Jahre erst befürchtet hatte, daß ihn der Zorn, die innere Erregung in ein unbesonnenes Handeln treiben könne. — Was richtig war, was von ihm her gesehen einzig möglich schien, das maßen die Herren in Basel freilich mit ganz anderem Maß. Er solle verhaftet werden, warnten ihn die Freunde, und er floh bei Nacht hinaus.

Das ist der Ausgang eines Jahres hoher Hoffnungen und zerbrechender Erfolge. Daß es zum Kampfe kommen würde, hatte er glauben müssen und es auch erwartet, — daß man ihn aus dem Hinterhalt abwürgte, machte ihm den Namen Basel bitter. „Mich erschreckt nicht der Hauf Aristotelis, noch des Ptolemaei nach Avicennae, sondern mich erschreckt der Ungunst, der zu viel in die Weg gelegt wird, und das unzeitig Recht, Brauch, Ordnung, als sies nennen: Jurisprudentiae."

Paracelsus und das Volk

Der Flüchtende ritt über den Rhein ins Elsaß, bis nach Ensisheim und Colmar. Es waren die Tage, von denen der verräterische Oporinus später schrieb, daß Paracelsus im Elsaß unter den Edeln, Bauern und Bäuerinnen wie ein zweiter Äskulap gefeiert worden wäre. Der Bauer mißt einen Arzt auch nach dem Grade seiner beruflichen Tüchtigkeit; doch feiern wird er ihn nur, wenn er ihm auch im Herzen nahe ist.

Der Hohenheimer aber stand dem einfachen Manne seiner Tage herzlich nahe. Er „neigte sich nicht zu ihm hinab", wie man nach Salzburg auch vermuten könnte, — er *ist* ein Mann des Volkes. Denn er redet seine Sprache, er glaubt mit ihm, er sitzt mit ihm an einem

Tisch und lacht mit ihm, er nimmt die Weisheiten und die Wahrheiten des gemeinen Mannes an.

Er redet seine Sprache, spricht das Deutsch des sechzehnten Jahrhunderts, dies herrliche, saftige Deutsch mit aller seiner Kernigkeit und Frische, dies von erlebten Dingen pralle und fast überlaufende Deutsch, in dem das ganze Sein des Volkes in hundert Gleichnissen und Behauptungen steckt. Die falschen Ärzte, schreibt er im Paragranum, sind gerichtet wie die Krämer auf dem Markt; sie müssen mit mir einen Lauf um den Barchent tun; da taucht das alte städtische pfingstliche Volksfest vor den Augen auf. Was sich selbst die Kirchweih macht, das ist falsch; die Kirchweih soll des sein, des sie ist, der Kirche und nit der Bauern, so geht es sprichworthaft da weiter. Und Sprichwörter, stehende Redewendungen, Volksausdrücke häufen sich bei ihm. Das redet ihr Säckel, ihre Kunst nit; aus einer Kohle eine Kreid machen, ob das möglich sei, das mögt ihr wohl ermessen; aus dem Mercurius muß eine Badstube werden; sie haben eins gesehen und vierhundert draus gemacht; es sind welche, die zu früh froh schreien, ehe der Schnee abschmilzt; sie berühmen sich, ehe das Korn gesät ist —, so heißt es in den ersten Kapiteln „von den Imposturen". Und alte vergessene Märchen tauchen in solchen Vergleichen wieder auf: es ist gleich eine Kunst wie unsers Herrgotts Esel; den mochte reiten ein jeglicher, der da kam, lacht es im Schluß des ersten Teiles von der „Großen Wundarznei". Die Sagengestalten des Volkes sind die seinen und er nimmt sie für gewiß; er kennt — ein wenig verschwommen — Werwölfe, glaubt an eine Wiederkehr Verstorbener, die er aus seiner Philosophie als Menschen im siderischen Leibe deuten will; er weiß, vom

Basilisk, der aus dem Ei eines siebenjährigen Hahnes kommt und dessen Blick vergiftet, glaubt an Hexentun, glaubt an ihr Fahren auf den Heuberg, der der schwäbische Blocksberg ist; er kennt die Sage von dem Schwarzkünstler, der sein Fenster nur zu öffnen braucht, und ihm reicht eine Hand fremdländische Speisen oder Wein hinein, vor allem jedoch bejaht er Wald- und Wasserleute, Feuermänner, Unterirdische, Riesen, und er erzählt vom Venusberge, in welchem diese Geschöpfe sich versammeln, um zusammen froh zu sein. Man könnte noch lange Zusammenstellungen geben, aber es ist wohl genug.

Was uns hier wichtiger ist, das ist, daß er die Volksmedizin befragte. Das lehren zunächst sprichwörtliche Sätze, die in seinen Schriften festzustellen sind, wie etwa: was gut für die Hitz ist, ist auch gut für die Kälte. Das lehren Anweisungen, die in manchen Varianten heute noch im Volk begegnen; so stillt er Bluten: alii hängen die Hoden in kalt Wasser, alii die Finger, item Zehen mit Nesseln binden usw. Doch es gibt noch viel sicherere Zeugnisse als die eben angeführten. Er schreibt von den Wundsalben, es sei „eine Kunst, die in allen Häusern gemein gewesen und von dem gemeinen Mann erdacht worden ist, das ist von den Hausvätern, da ein jeglicher in seinem Haus sich selbst mit Wundsalben versorgte, so einem jeglichen selbst in seinen Gütern gewachsen sind und er selbst hat mögen ziehen". Er geht dann auf sie ein: „das sag aber ich, daß der gemeine Mann heut bei Tag bleiben soll bei den Rezepten, die von dem gemeinen Mann erfunden sind und sich äußern der vermeinten Ärzte Künste, so werden ihre Wunden nützlich und vollkommen geheilt. Solcher Wundsalben setze ich etliche Rezept hernach" —

das heißt, der Wundarzt Paracelsus übernimmt die Heilmittel des einfachen Volkes.

Ein zweiter Beleg mag den soeben getanen Schluß nachdrücklichst unterstreichen. Er schreibt: „es sind vielerlei Künst gefunden worden durch die Handwerksleut, die von ihrem Werkzeug und dem, damit sie handeln, Versuche getan haben. Als die Keßler haben mit Kupferschlag das Blut gestellt, auch die flüssigen Wunden mit ausgetrocknet, also auch die Schmied mit dem verbrannten Eisen, das Crocus martis heißt, dergleichen in Wunden gehandelt, also auch die Hafner haben mit der Silber- und Goldglätte dermaßen eine Erfahrnis gehabt." Und wenige Seiten später folgen dann etliche Künste der Blutstellung: „Crocus martis, das wohl reverbiert sei und subtil; Kupferasche dergleichen, bereitet wie der Crocus; der Mühlstaub, wohl drein gesät, daß er sich mit dem Blut verpappe; das weiße Hasenhaar unter dem Schwanz usw."

Er sagt vom Fingerwurm: „der Heilung sind dreierlei: character, superstitionalis und naturalis. Der Character ist apraculaus; diesen Namen schreiben sie auf Papier, umwickeln damit den Finger und lassen es drei Stunden lang dauern, dann ist er geheilt. Superstitionalis, das ist benedictionalis, mit Segen, so wie die Schlangen beschworen werden, da man die Schlangen mit tötet. Es wird Weihwasser genommen und mit geweihtem Salz vermischt und die Mischung wiederum gesegnet, und dann der Finger in diese Mischung getaucht im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, und er wird so lange in die Mischung gehalten, bis der Wurm stirbt. Irgend ein Bauer ist, der spuckt dreimal abwechselnd auf den schlaffen Finger und sagt immer: pona. Die natürliche Kur geschieht durch

kühlende schmerzstillende und auflösende Mehl ..." Das lehrte er in seinem letzten Kolleg, im Wintersemester 1527/28. Im Sommer 1528 fügt er in der Bertheonea diese Bemerkung zu: „Des Wurms Cura ist in dreierlei Gestalt, als durch characteres, als in Carinthia geschehen, durch superstition und natürliche Medizin. Die natürliche Kur ist durch schmerzstillende Salbe, gemacht aus dem Froschlaich ..." Hier haben wir also eine Nachricht, daß er so wie Volksheilmittel auch zaubrische Mittel aus der Volksmedizin entlehnte und an seine Schüler weitergab. In Kärnten erfuhr er eine Kur, die characteres, Zauberzeichen verwendet hat; ein Bauer hat eine andere zaubrische Heilung, und daneben stehen die „Segen". Nun mag man auch der Lena gedenken, der wir oben schon begegneten, der vielen Characteres und Segen in dem chirurgischen Winterkolleg, — „und es sind zu dieser Sache nützliche Charactere, und sie sind C. O. M. und zugleich mache ein Kreuz und es soll dreimal gesagt werden. Ein anderer Character S. S. S., und kommt aus der Passion, bedeutet ein jeglicher Buchstabe eine besondere Sentenz". So kann man viele Stücke zusammenstellen und zu einer langen Liste sammeln. Denn Paracelsus selbst glaubt ihnen: „si nucha est laesus, id est im Gnick, signum est, quod aliquis erlahmet, nisi curetur per balamum vel Wundsegen." Und einer der Schüler notiert: „Die Wundsegen sollen auch nit verachtet werden, denn sie helfen auch unterweilen und oft, als sich Theophrastus berühmt, selbst gesehen zu haben saepenumero etc."

So finden wir ihn, nach den Erfahrungen suchend, welche der gemeine Mann besitzt. So fragt er nach, wie das so oft zitierte Bekenntnis schon erklärte, bei

Edlen und Unedlen, bei den gelehrten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern, Alchemisten. Bei Scherern und Badern. Meister Hans von Göppingen, notieren seine Schüler, „war ein ausgezeichneter Medikus, von dem das folgende Pflaster, das besser als alle andern Stichpflaster ist, herkommt ...“ Und wieder: „Magister Hans von Hinweil in der Eidgenossenschaft, eine halbe Meile von Zürich ‚am See unter Rappersweil‘, hat den in den Eingeweiden verwundeten Herrn Joß ... geheilt, indem er ihm drei silberne Röhren in den Bauch einsetzte.“

Und viele Beobachtungen und Früchte verdankt er seiner frühen großen Wanderschaft. So lehrt er von den Schüssen: „der (in den Leib geschossene) Stein kann zwanzig bis dreißig Jahre ohne Schaden im Körper bleiben, welches von Theophrastus bei den Granadischen Soldaten festgestellt und beobachtet worden ist.“ Und: „wenn in die testicula ein Stein geschossen worden ist, gebraucht man zum Herausbringen jenen Character, qui communis est bei den Schwäbischen Landsknechten; es sollen zu Ehren der hl. Jungfrau ... drei Paternoster und drei Ave Maria gebetet werden.“

So nimmt er, von den Bauern, von den alten Weibern und Soldaten; ja er ist aus, um aufzuspüren, was er Wissenwertes finden kann. Im Erfrieren der Glieder, schreibt er noch 1536, „hab ich große Nachforschung gehabt an den Enden und Örtern, wo sich solches am mehrsten täglich begibt, aber keinen rechten Grund weder von Ärzten noch von andern erfahren können, damit ich eine gewisse Arznei euch fürhalten möchte. Hab mich in solcher Arbeit nit gespart, sondern durchwandert die Tauern, die Joch, die Alpen, als die Krimbertauern, Felbertauern, Fustk, Penser Joch, Set-

mer, Vogel, Ölble, Gotthardt, St. Bernhards Berg und andere Gletscher, aber bei ihnen nichts sonderliches können erfahren von allen denen, so vor diesen Bergen wohnen".

Erfahrenheit, — nach der war Theophrastus Paracelsus unterwegens; er sucht „gewisse" Medizinen und er fragt „gewissen" Heilverfahren nach. Wie bei den Philosophen sucht er sie im Hause des gemeinen Mannes. Der Bauer, bei dem er einkehrt, wie der Kuhhirte auf den Alpen, der Harzer im Walde, der Schmied und Töpfer wie der Zimmermann, bramarbasierende Landsknechte in den Lagern und am Abend in den Schenken, der müde Fuhrmann und die alten Kräuterweiber in den letzten Hütten, sie alle teilen Paracelsus ihre von den Vätern übernommene Weisheit mit.

Die Volksmedizin steigt aus vergessenen Schächten wiederum herauf ans Licht.

Nicht alles wird wieder aufgenommen. Paracelsus sieht mit kritischen Augen zu. Er hat oft „keinen rechten Grund bei Ärzten noch bei andern" finden können, denn er will nicht, was einer weiß, er will bewährte und gewisse Medizinen. Das Unergründete und das Leere, Nachgeschwatzte wird ihm sicher häufig zugetragen. „Solcher Sekten sind viel, die nit not zu erzählen: Bauern, die ihre Kunst in esula und coloquintide haben und den Harn am Sieb erkennen; etliche nach Raten, etliche in den Brillen, etliche am Glücksrad, ohne die Scherer und Bader, die diese Kunst schellig besitzen und von den Eselschwänzen ihre Kunst lernen." Dies alles schert er aus, es ist nit not, des Längeren und des Breiteren anzuführen. Not ist nur eins, die nütze und durch Probation bewährte Medizin.

Sein Tun und Wandern steht uns nun viel deutlicher vor Augen: Die Volksmedizin wird aufgesucht und wird in die Probation geführt; was in der Probe sich bewährt hat, übernimmt der Hohenheimer. Deshalb, nicht weil es sich in Widerspruch zu der Schulmedizin befunden hat, nimmt er es an und führt es wieder in die medizinische Arbeit ein.

Daß er es übernehmen kann, hat einen zweiten und noch besseren Grund. Im vierten Teil des Paragranum wird als Eigenschaft des Arztes gefordert, daß er kunstreich sei. „Was ist nun Kunstreiche des Arztes? Daß er wisse, was den unempfindlichen Dingen nutz sei und zuwider sei, was den beluis marinis, was den Fischen, was den brutis angenehm und unangenehm sei, was ihnen gesund und ungesund sei. Das sind kunstreiche Ding betreffend natürliche Ding. Was mehr? Die Wundsegen und ihre Kräfte, von wannen oder aus was sie das tun, was auch sei; was Melusina sei, was Sirena sei, was permutatio, transplantatio und transmutatio sei, und wie sie mit vollkommenen Verstand zu fassen sind, was über die Natur sei, was über die Art sei, was über das Leben sei, was das Sichtbar und was das Unsichtbar sei, was die Süße und was das Bitter geb, was da schmeck, was der Tod sei, was dem Fischer diene, was dem Lederer, was dem Gerber, was dem Färber, was dem Schmied der Metalle, was dem Schmied des Holzes zu wissen sei, was in die Küche gehört, was in den Keller gehört, was in den Garten gehört, was der Zeit gehört, was ein Jäger weiß, was ein Bergmann weiß, was einem Landfahrer zusteht, was einem Bleibenden zusteht, was Kriegsläufe bedürfen, was

Fried mache, was den Geistlichen, was Weltlichen Ursache gebe, was jedwederer Stand mache, was jedweder Stand sei, was jedweders Standes Ursprung sei, was Gott, was Satan sei, was Gift, was wider Gift sei, was in Frauen, was in Mannen, was Unterschied zwischen Frauen und Jungfrauen, zwischen gelben und bleichen, zwischen weißen und schwarzen und roten und falben in allen Dingen, warum die Farbe da, eine andere da, warum kurz, warum lang, warum geraten, warum fehlend, und was diese Adepterei antrifft in allen Dingen." — Aus dieser paracelsischen Urkunde, was alles zur Adepterei gehöre, nach welchen Geheimnissen allen der Adept zu fragen habe, ist uns hier wichtig, daß der Wundsegen der adepta philosophia angehöre. Adepta philosophia langt herab bis in das gemeine Volk.

Ein Teil der Weisheit des gemeinen Volkes steht also auf einem adeptischen Untergrunde. Das Volk, die einzelnen Träger dieser Weisheit, wissen davon nichts. Sie brauchen die Mittel ohne sich über die Zusammenhänge auch nur einigermaßen klar zu sein. Die Vordern, die Väter besaßen die Erkenntnis, — aber sie ging mit der Zeit verloren, Irrlehrer und die sophistischen Gelehrten haben sie durchaus verdunkelt. Nun hält das Volk nur noch die letzten Scherben in der Hand.

Mit solcher Erkenntnis ordnet die Erscheinung sich in einen größeren, die paracelsische Philosophie durchziehenden, tragenden adeptischen Gedanken ein: in den Begriff des annus Platonis, der in diesen Kreisen lebt. Das Jahr der Welt ist ihre Dauer und es hat vier Jahreszeiten; der Frühling ist längst schon hin, der Sommer auch, wir sind im Herbst. So sollt ihr wissen,

hieß es bereits im fünften Traktate des Volumen Paramirum, „daß zu den Zeiten Hippocratis, Rhasis, Galeni usw. glückselig zu arzneien gewesen ist, Ursache, die Fegfeuer (Übel) sind klein gewesen. Aber itzt und für und für, dieweil da zunimmt das Übel, so ist je länger, je minder Glück in der Arznei. Aus der Ursache sind auf Erden bösere Ärzte nie gewesen denn jetzt". — Da alles verfällt und absinkt, nimmt auch die Erkenntnis ab. Man wird deswegen im Volke keine rechte adeptische Lehre mehr entdecken können. Die Tage der alten Weisen, die die Lehrer ihrer Völker waren, sind dahin.

Das ist die paracelsische Philosophie vom Volke, auf der er steht.

Durch eine solche Erkenntnis ist aber Paracelsi Aufgabe auch umschrieben. Er hat die Reste zu sammeln, die zersplittert hie und da vorhanden sind, hat herzustellen, was war und hat die Wiedergeburt heraufzuführen. Die Wiedergeburt der wahren adeptischen Weisheit, wie sie ehemals war, und die der Inbegriff der Weisheit ist, in der das Volk ehemals sein Leben führte.

Die Wiedergeburt der wahren adeptischen Weisheit geschieht im Hinblick auf das Volk. Zwar es wird nicht ein Volk von Philosophen werden, wenn sie sich vollzieht, — man darf an eine Parallele aus den paracelsischen Abendmahlsschriften denken; nur wenige Berufene und Erwählte werden philosophi adepti sein, — wohl aber wird dann das Volk der Nutznießer des neugeordneten besseren Lebens werden. Nicht also die Arbeit, wohl aber die Früchte der wiedergeborenen Weisheit werden ihm zuteil.

An solchen Schlußfolgerungen aber wird nun sichtbar, was bei seinem Wirken bisher fehlte. Was er auch las und was er schrieb, es waren Einzelbeobachtungen, keine Monographien; es waren aus dem Zusammenhang gelöste Einzelfragen der adeptischen Gebiete; allein die Archidoxen stellen einen ersten Versuch des systematischen Vortrages dar. So aber entbehrt die Renaissance, die er will, des tragenden Gerüstes. Er hat, wenn man vergröbern will, mit diesen Schriften etwa das getan, was jene Lena und der kärtnische Bauer taten: ein Geheimnis überliefert. Wie aber kann eine Reformation aus einer Summe einzelner Aphorismen kommen? Wie können die Menschen verstehen, was er will, wenn er nur durch Herbarien, in einem Liber Paragrophorum und in ähnlichen „Anthologien" spricht? Er muß daran, er muß den tragenden Gedanken endlich einmal sagen. Das Einzelwerk, ob es die alten adeptischen Scharteken aus den kärntner Laboratorien sind, ob nur die Weisheiten zaubrischer Weiber oder wissender Soldaten, das alles muß eingeschmolzen werden, muß verschwinden und beiseite treten, damit die großen Linien einer adeptischen Ordnung endlich einmal sichtbar werden. Es kommt nicht auf die Einzelheiten, es kommt auf die Grundwahrheiten an.

Rückschauend ist es nicht schwer, die Gültigkeit des eben Dargelegten bei ihm zu beweisen. Es scheint jedoch, daß Paracelsus durch das Baseler Unglück und den Absturz mußte, um das begreifen zu lernen. (Erst in Nürnberg weiß er es.) Er konnte mit seinen vielen „Geheimnissen" sich den Schülern nicht verständlich machen. Er muß philosophieren, nicht nur mit den eroberten Geheimnissen und Mysterien prahlen.

So setzt mit Paracelsi Weg aus Basel eine neue Periode seines Lebens ein.

Der Kampf geht fort

Bei Nacht und Nebel flüchtet der gescheiterte Reformator aus der Stadt. Er reitet den Rhein hinab; am Freitag vor Invocavit, also am 26. Februar, schreibt er an seinen Baseler Freund, den Rechtsgelehrten und Professor Bonifacius Amerbach:

„Sei gegrüßt, Beschirmer des Rechts und Zierde der hohen Schule! Was ein feindliches (einst mein) Basel gegen mich an Maßregeln ergriffen hat, übersehe ich noch nicht. Ein solch großer Meeressturm tobt gegen mich, daß ich weder sicher war noch bin, wie ich glaubte und meinte. Diesen Sturm habe ich hinter mir gelassen; ich suchte Sicherheit und leidlich ruhige Tage; diese fand ich in Kolmar, wo ich nichtsdestoweniger der Deine bin. Laetare werde ich in Neuenburg sein; vorher vermag ich es nicht wegen der Menge der Kranken. Ich schreibe wieder, wenn ich deiner Gesundheit nützlich sein kann; dein Brief ist mir Ambra. In meinem Namen trinke dem Basilius einen Becher Weines zu. Verteidige den Theophrastus, wenn er in deiner Gegenwart von Feinden angegriffen wird, wie du ihn kennst. Phrusius geht es gut; ich bin beliebt in seiner Famlie wie in der ganzen Stadt. Schreibe wieder, es genügt ein Jota deiner Hand. Lebe wohl, Schmuck der Akademie. Aus Colmar, Freitag von Invocavit anno 28. Theophrastus v. Hohenheim, Doktor.

Ganz der Deine."

So findet der Ausgetriebene einen neuen freundlichen Ort des Bleibens, und schon nach wenigen Tagen Ruhe,

um auf das Geschehene zurückzublicken. Ein zweiter Brief am Mittwoch vor Reminiscere an Amerbach berichtet diesem alles Weitere:

„Ich grüße dich! Was ich dir neulich nur ganz kurz geschrieben habe, teuerster Basilius, empfange jetzt ausführlicher. Was auch immer mir Basel samt seinen Einwohnern, sowohl Gläubigen als anderen, versprochen hat, bleibt mir teils noch zu untersuchen, teils sind diese Dinge ganz und gar geleugnet worden, und dies mit solchen Bosheiten und Schmähungen und solcher Verachtung, daß es, solches auch nur zeitweilig zu ertragen und ihm nicht entgegen zu treten, nicht geziemen würde. Denn es mag ja sein, ich habe vielleicht einiges zu lose gegen den Magistrat und andere gesprochen; was ist es weiter, sobald ich eben dies, was ich auch immer gesagt habe, durch die Tatsache beweisen kann; nur daß ich schließlich als höchste Wahrheit erfahren muß: veritas parere odium. Dadurch ist es geschehen, daß der Magistrat gegen mich durch Haß, Zorn, Neid bewegt worden ist, und wo ich nur eine halbe Stunde länger geblieben wäre, hätte er angeordnet, mich zu ergreifen, und mich für meine freien Reden zu bestrafen, (nach seiner Lust mit mir zu verfahren). Ich kann nicht sagen, wie mir das das Herz umdreht. Trotzdem lasse ich die Dinge augenblicklich ruhen, obschon ihnen noch nicht genügt, was sie an Verleumdungen gegen mich aufgehäuft haben, denn ich höre, daß sie in ihren Verleumdungen dauernd gegen mich fortfahren, täglich mehr und mehr . . ."

Die Wahrheit hat ihre Zeit und ihren Ort, wo dies und anderes auszutragen bleibt. — Das ist die einzige Hoffnung, deren er sich in diesen Tagen zu getrösten

weiß, und eine magere Hoffnung, denn wann wird die Zeit gegeben sein? Vorläufig schreit er nur auf, wie ein getroffenes und waidwundes Tier. In den Entwürfen, die man zu der Bertheonea stellt, heißt es auf einem Zettel: „Unser Krieg ist lange gegangen gegen einander. Sie trieben mich aus Lithauen, darnach aus Preußen, darnach aus Polen — war nicht genug. Ich gefiel den Niederländern auch nicht, den Universitäten nicht, weder Juden noch Mönchen. Ich dank aber Gott, den Kranken gefiel ich, so ich meine Regel brauchte. Aber so ich Avicennam brauchte, so war ich niemands wert, und das war recht, denn er war ein Lügner."

In diese verzweifelnden Tage des Zusammenbruchs gehört wohl auch das Jus jurandum, das unter den Zetteln zu der Bertheonea gefunden worden ist:

„Das gelob ich: meine Arznei zu vollfertigen und nicht von der zu weichen, so lange mir Gott das Amt vergunnt, und zu widerreden aller falschen Arznei und Lehren. Dem nach: daß ich die Kranken lieben will, einen jeglichen mehr, als wenn es meinen Leib anträfe. Den Augen (? Armen) nit zu verlassen, darin richten nach seinem Erzeigen, auch keine Arznei geben ohne Verstand, kein Geld ungezwungen einnehmen. Keinem Apotheker zu vertrauen, kein Kind der Gewalt befehlen. Nicht wähnen, sondern wissen. Dergleichen keinen Fürsten arzneien, ich habe denn den Gewinn im Säckel, keinen Edelmann auf seinem Schloß, keinen Mönch, keine Nonne in (dem Bezirk ihrer rechtlichen) Gewalt. In Franken und Böhmen nichts arzneien. Und so ein Arzt krank läge, beim teuersten zu handeln für das, so (daß?) mich einmal einer ließ nimmer annehmen. In der Ehe, wo Untreue gemerkt

Der Basler Verleger Froben

wird mit der Arznei, es sei die Frau wider den Mann oder er wider sie, sonder Rat nicht zu haben in ihrer Krankheit. Geistlichen in ihrer Krankheit nicht verhängen. Wo Plag ist, fahren lassen. Wo die Natur versagt, nit weiter zu versuchen. Wer mir den Lidlohn vorenthält, mein nicht würdig zu sein erkennen. Keinen Apostaten, aber alle Sekten sonst annehmen. Bei den Ärzten nicht übersehen. Frauen Hülf selber erzeigen. Den Martialischen und Saturnischen, Rauhen, traurig Beladenen, den Melancholischen Rat zu tun usw., das alles bei dem, der mich geschaffen hat, zu halten gelob ich."

Es ist ein schwerer und gewaltiger Eid, den Paracelsus sich hier selber zugeschworen hat. Er zeigt es am besten, wie tief der Schlag, mit dem man ihn getroffen hatte, saß. Sein innerstes Herz bebt nach, bebt viele Tage und Wochen lang noch nach. Noch in den ersten Ausarbeitungen zur Bertheonea grollt der Ärger fort, — „wenn es den Arzt verlangte, sein Lidlohn rechtlich zu suchen, will ich einen jeglichen ermahnet haben, wohl bedacht zu handeln. Denn das, so einem recht zu erbarmen ist, fällt mit Haufen über uns, und urteilen den Botenlohn und Taglohn, ohn Ansuchen, das an einem Arzt soll angesehen werden. Darum wir sie fliehen sollen. Und sollten sie das Urteil in ihrer Nahrung auch also setzen, wie es billig wäre, so müßten sie bettelnd ins Gericht gehen".

Wie ihn das Baseler Erlebnis — aber nicht nur dieses allein — mit Bitterkeit erfüllt, so will es ihn im Halse würgen, wenn er an seine falschen, ungetreuen Schüler denkt. Sie waren es ja schon in Basel, die sich zu verräterischen Stücken hergegeben haben; in Kolmar nun

hält er Abrechnung über alle, die er je in Händen hatte:

„Was ich zu Ärzten geboren hab aus den Hunderten, — von Pannonien sind zween wohl geraten, aus der confin Poloniae[1]) drei, aus den Regionen der Sachsen zween, aus den Sclavonien einer, aus Bohemien einer, aus dem Niederland einer, aus (Franken und) Schwaben keiner, wiewohl in einem jeglichen Geschlecht große Zahlen gewesen sind. Ein jeglicher aber hat meine Lehre nach seinem Kopf gesattelt... Diese alle, wie sie gelernt haben, ist nicht zu urteilen, aber wie sie es brauchen, da sehe sich ein jeglicher vor. Denn mancher geht in meine Arznei und faßt einen Grund — daraus er sich zum letzten zu einem Erzvaganten macht. Aus meiner Patria, als die letzten, sind noch nicht erwachsen; (diejenigen) welche man aber für erwachsen gehalten hat, setze ich neben die schwäbischen und in die Sekte der verlorenen Ärzte."

Es ist ein schlechter Abschluß, eine böse Summe, die so Paracelsus zieht. Die Schüler untauglich und verloren, die Baseler Richter gegen ihn eingenommen, die Ärzte der Baseler Universität ihm feind — das ist das Ergebnis von fünfviertel Jahren Mühe. Und seine Reformation und Renaissance — liegt in Scherben an der

---

[1]) Die aus der confin Poloniae sind die Schlesier (die schlesischen Studenten rechnen nach damaligem Sprachgebrauch zur polnischen Nation). Damit erweist sich das „Athesisch" in den Entwürfen zur Bertheonea — wo dieser ganze Absatz schon einmal erscheint und wo es heißt: „aus den Athesischen drei" — als schlechte Lesung eines schlecht geschriebenen „Schlesischen", und die Erklärung Athesische = Etschländer erübrigt sich.

Erde. Es hat manch einer, der ein ähnliches Fazit zog, schon aufgegeben.

In solchen Stunden bewährt sich aber das, was echt und richtig ist. Nur wer nichts taugt, wer seiner eigenen Wahrheit nicht gewiß ist, der gibt auf.

Er ließ nicht ab! — Im Gegenteil, nun hatte er erst die Hände frei zum Streit. Nun merket auf, ihr Ärzte insgemein, schließt er die Vorbemerkungen seiner Bertheonea, „ihr Doktores und andere Ärzt, welche die sind, so sich berühmen, der Wunden gewaltig zu sein — ich meine auch dabei alle die, so der Natur ihre Kraft bescheißen und verderben, es sei vom Text oder Kommentar der hohen Schulen oder anderer Fleschgerei —, meine vorgemeldete Anzeigung hat ein Ende. Aber weiter nun wollen wir einander den Pelz baß waschen und weder roter (Doktor-)Hütlein noch der großen Namen schonen, und die Maß, so ihr ausgegeben habt, müßt ihr vom Theophrasto hundertfältig empfangen. Jetzt liegt es am Treffen und an keinem Spiegelfechten. Ist etwas Ehrliches in euern Rezepten und in aller euerer Medizin Wahrhaftiges, so schanzet dagegen. Denn fürbaß wird es an das Treffen gehen". — Sie haben ihn nicht erledigt. Sie haben ihn nicht hinunter gekriegt.

Der Kampfplatz, auf den er seine Gegner fordert, ist die Chirurgie. Es scheint, daß es in Basel besonders hart um sie gegangen ist, das deutet wie Oporini Bemerkung über seine unbegreiflichen äußeren Wunderkuren so auch der eben zitierte Passus der Bertheonea an. Sie selbst setzt ein: „Mein Ursach, zu schreiben mein chirurgiam, nimmt sich daher: anfänglich aus

dem Pomp und Hoffahrt der Ärzte, die mehr aus sich selber machen, denn an ihnen ist, ihren Apparat für die Kunst achten und das Maul für die Kur. Zum andern, daß je einer dem andern kein Gutes noch Ehr gönnt usw." In einem Entwurf heißt es noch weiter: „Und zum fünften, daß solche Platzer die hohen Schulen besitzen und im Triumph sein sollen der Ehren, deren sie nicht wert sind."

Voll Kampfesmut und Siegeszuversicht steckt er die Marken ab: „Warum haben eure Principes, Patronen und eure Authentici und Scribenten mit ihrem Pomp und Pracht ihres Spekulierens die Chirurgie nit herfür gebracht? Darum daß die Chirurgie eine wahrhaftige Praktik ist, und eure Praxis eine Lügnerei und Phantasei." — Aus dieser gesicherten und ihm nur dienlichen Position geht er sie also an. Zwingt er sie jetzt, die hinterrücks und mit vergifteten Pfeilen stritten, in den offenen Kampf.

Der Kampf, in den die Baseler ihn gehetzt hatten, war für ihn ein Fechterspiel; er kam zum Austrag mit den Waffen, die er viele Jahre lang schon führte. Daß er die äußeren Schäden gründlich kenne, hatte er genug bewiesen; es stand ihm, wie er im Kolleg erklärte, eine reiche Erfahrung zu Gebote. Ein Sommer- und Wintersemester las er in Basel über chirurgische Probleme; das hatte ihn gezwungen, die Fragen in einem größeren Zusammenhange zu durchdenken. Er hatte auch schon versucht, in einer Niederschrift sie zu bewältigen. Es ist das kleine polemische Schriftchen in vier Teilen „Von der Wundarznei", das Sudhoff nach seinem zweiten Buche in den „Antimedicus" umtaufte.

Dies zweite Buch geht in errores Hippocrates und es handelt von den Eigenschaften, die ein gerechter Wund-

arzt haben muß, um zu bestehen. Voran läuft ihm ein Buch, das Serogolia geheißen worden ist. Den wunderlichen Titel deutet er im Anfang: „So ist es mir billig, meine Kinder zu nennen nach meinem Gefallen, das ist nach dem Fürnehmen, so ich nachfolgend führen will. Auf das heiß ich mein Buch der Wundenanatomei serogoliam; das ist, sero heißt ein Abenteurer, golia das ist ein Ries, und ist meine Sprache auf deutsch: das ist der Golias wider die Abenteurer. Das sind die, so da wollen Arzt sein und nur allein Abenteurer sind; das ist, sie mangeln der Wunden Anatomei."

Die Anatomie der Wunden, welche Paracelsus sich mit diesem Buche vorgenommen hat, kam aber nicht zustande; ein Nebenweg verführte ihn; das was heute vorliegt, sind nur Abhandlungen über die Geheimnisse der Wunden. Der Golias contra serones handelt von den Wunden, die sich anders äußern, als es der Ort der Wunde eigentlich müßte vermuten lassen, wie etwa die Wunden im Bauchgeäder Schmerzen im Herzgrüblein machen. Das dritte Buch, — von dem polemischen zweiten war ja schon die Rede —, bespricht die inneren Erkrankungen, die durch eine Verwundung angezündet werden, denn zwiefach Streich wird aus einem Streich. Es sind Erfahrungen seiner Wanderjahre, die er jetzt in ein System zu ordnen sucht, denn er begründet diesen Abschnitt mit dem uns bereits bekannten Falle: „So wisset, so ein Augencataracten (Star) läge in seiner Region, und so eine Wunde dadurch ging, so fällt der Cataract zur Gesundheit; dergleichen so eine surdität (Taubheit) auf der Bahn wäre und die Wunde da geschähe, wird dieselbige eröffnet (geheilt)."

Der Antimedicus ist aber nach diesen beiden oder drei Ansätzen abgebrochen worden. Erst jetzt, in Kolmar,

sehen wir, geht Paracelsus ernsthaft an das Werk, und überwindet er die manchen sich einer Darstellung entgegentürmenden Schwierigkeiten. Das bittere Erlebnis Basel trieb ihn vorwärts, über alle Hindernisse. Daß es hier fördernd wirkt, das zeigten ja schon die vorhin mitgeteilten Stücke, das zeigt vor allem die Vorrede zu den drei Büchern der Wundarznei, der Bertheonea, in der er voll Spott und Witz die ärztlichen Typen seiner Zeit ins Licht stellt. Die ihm besonders verhaßten Griechen stehen dabei in allervorderster Reihe; sie haben, was sie an Wundarzneiischem wußten, von den Deutschen abgeschrieben und entlehnt, — man denkt an jene deutschen Bücher, die er in adeptischen Kreisen fand, — bei diesem Entlehnen aber verfälschten sie die Theorie und die Rezepte. Das ist ein neuer und sehr deutlicher Beitrag zu der Renaissance medizinischer Autoren, an deren Stelle Paracelsus die Natur und die Experienz zu setzen hofft: der Arzt kommt aus der Natur, denn sie gibts ihm, und der ist ein Arzt, dem die Natur ihre Experienz gibt.

Zwei Hauptgedanken stehen hinter den Kolmarer Büchern von der Wundarznei, die auf dem Grund- und Eckstein der Drei-Prinzipien-Lehre sich erhebt. Der erste behauptet, der Mensch sei eben solch ein „Element" wie die vier andern — „der Mensch und die vier Elementaten sind nur eines Geblüts". Und wie die Früchte draußen, wachsen auch im Menschen Gebärungen oder „Früchte"; die Erde trägt Bäume und Kräuter und das Wasser die Mineralia, im Corpus des Menschen sind Gesundheit oder Krankheit „Mineralia". — Das ist ein merklicher Schritt von der vorhin besprochenen Mikrokosmoslehre seiner Jugend; der Mensch ist hier das fünfte Element, nicht mehr ein Raum der

andern vier. Und wie in jenen, so operieren auch im Menschen die Prinzipien und Gesetze: „Nimm vor dich elementum aquae und besiehe, wie so mancherlei salia daraus geboren werden, als die salia, aluminia, vitriola usw.; besiehe das Element der Erden, wie es sonderlich seine salia hervorbringt in dem Pfeffer, Imber, Aron, Nesseln usw., hierauf bedenk auch, daß der Leib der Elemente Art hat."

Zu dieser Mikrokosmoslehre tritt die Lehre von der alles Sein umfassende Ordnung. Die Ordnung, das ist die ausgewogene, in der Waage stehende Harmonie. „Wie also die Natur geordnet ist, so wisse, daß allemal Böses und Gutes ein Arcanum machen, und daß Gift ebensowohl muß im Leib sein als der Balsam, Saures sowohl als Süß." Der Leib steht also in der Temperatur, das heißt in einer ausgeglichenen Harmonie. Gesundheit ist Harmonie, ist „Konkordanz", die Auflösung der Harmonie ist „krank". — Mit solchen Erkenntnissen mutet Paracelsus sehr modern und heutig an. Ach, er ist sehr viel „neuer", als die meisten von ihm denken mögen. Doch ich will hier von nichts als von der Bertheonea reden. Er hat wohl mehr geplant — es liegen uns aber von ihr nur drei Bücher vor. Das erste behandelt die Wunden, und er deutet sie als ein Zerbrechen. Durch die Verwundung wird der ganze Mensch zerbrochen und sein inneres „Gestirn"; es ist dem nicht mehr möglich, seinen vorgeschriebenen Lauf zu tun. Das ist verständlich, wenn wir seines Begriffes der inneren astra uns erinnern. Das andere gehört in sein System: die äußere und die innere Welt sind sich zuwider, töten und zerbrechen sich. Ein Ei, ein Apfel, dessen innere Welt durch einen Riß eröffnet ward, verdirbt, — so auch verdirbt der Mensch, wenn seine in-

nere von der äußeren Welt betroffen wird. Deswegen ist ihm die Heilung not. — Die Heilung aber muß die Mumie verrichten, nicht jene Mumie, die man in den Apothekerläden kaufen kann. Die Mumie, die er hier meint, ist wie ein liquor durch den ganzen Leib gespreitet; es ist die Lebenskraft, die innere Gesundungskraft im Menschen, der süße Mercurius, wie er ihn eingangs einmal nennt. Im Grunde heilt also der Leib sich selbst: „ich sage, daß die Natur des Leibes, so den Schaden empfängt, ihre eigene Heilung in sich trägt, gleich wie ein junger Baum, der verwundet wird, durch seine eigene Mumie wieder zuheilt." Nur wo die eigene Gesundungskraft zu schwach ist, kommt der Arzt zu Hilfe.

Wie diese Wundarznei auf einer philosophischen Basis aufgerichtet worden ist — der Mensch ist eine ganze Welt und eine Verwundung ist ein Irren dieser Welt, die ihre Gesetze, also ihre Heilung, in sich selber trägt —, so steht das zweite Buch auf einem kongruenten kosmischen Grunde. Ich nannte ihn schon: der Mikrokosmos ist das fünfte Element. In ihm sind wie in den anderen Elementen alle salia enthalten; sie stehen in Harmonie, das ist in einer ausgewogenen Temperatur. Wird diese Temperatur gestört durch eine Zusammenhäufung oder separatio der salia, so äußert das sal sich böse. „Es bösert im Leib sich nichts, es bleibt ein jegliches in seinem Wesen; das Böse, das jetzt da ist, ist da seit der Geburt"; es stand jedoch in seiner Temperatur, in seiner ausgewogenen Harmonie. Das ist so zu verstehen: dieweil der Mikrokosmos ohne eine separatio besteht, so ist alles eine Konkordanz, — erst durch die separatio, durch eine Störung der Harmonie, wird die so lange noch gebundene Art des Salzes frei.

Es wird zu einem Korrosiv, das heißt zu einem ätzenden Stoff. Zerbrechen der Harmonie, ein Stören des chemischen Gleichgewichtes, das ist die Ursache der ulcera; Unordnung im Mikrokosmos, Disharmonie waren nach dem zweiten Buch die Anlässe der Schäden, wie nach dem ersten Buch gewaltsame Einwirkungen von außen.

Die Bertheonea ist von den früheren Büchern Paracelsi sehr verschieden. Zum erstenmal steht hinter ihr die große, überzeugende Schau; zum erstenmal wird nicht nur eine Summe von „Geheimnissen" geboten, ist, was er lehrt, nicht in elf einzelne Traktate aufgesplittert — die Bertheonea ist viel mehr als eine ärztliche Lehrschrift von den ulcera und Wunden.

Das zeigt sich auch in den für eine Heilung der ulcera maßgebenden Erörterungen. „Wisset, daß die Heilung der offenen Schäden allein im Balsam liegt. Der Leib hat in sich einen Balsam, — wenn aber eine separatio der salia eintritt, so wird der innere Balsam auch zerbrochen; darum weiter in der Heilung zu betrachten ist, den zerbrochenen Balsam zu erstatten, dadurch die offenen Schäden geheilt werden. Dieser Balsam, damit die ulcera sollen geheilt werden, liegt in den äußeren Elementen, und ist der Balsam, der die anderen generata defendiert (Geschöpfe schützt), daß sie nicht faulen." — Arzneien ist also eine Ergänzung der Schäden im Mikrokosmos aus der makrokosmischen Fülle.

Und ist, so dürfen wir zufügen, ein alchemischer Prozeß. „Der äußere Balsam der Elemente ist nichts anderes als allein der liquor mercurialis. Daraus folgt, daß im Mercurius alle Heilung steht. Daraus folgt, daß im Antimonium eine treffliche Heilung gibt den

Löchern, denn er hat des liquoris mercuri mehr in sich als andere." —

Das dritte Buch der Bertheonea sieht den Menschen wiederum als Kosmos, und zwar als einen individuellen, in sich selbst bestehenden Kosmos. Was in ihm wächst, ist nur durch seine eigene Gesetzlichkeit getrieben und gezeitigt. Wenn in ihm Apostema wachsen, entstehen sie wie die „Früchte" in den anderen Elementen, von denen man nichts sonst weiß, als daß sie ihre zu bestimmten gültigen Zeiten bringen. So sprießen die Apostema oder Geschwäre in dem von Paracelsus gesetzten Kosmos Mensch. Der Mensch ist in der Zeit; „was aber materialis causa sei, so der realgarische Lauf angeht, alsdann gehen auch an solche Krankheiten". — Die Apostema sind demnach „Früchte" eines realgarischen Prozesses, der irgendwie in uns geschieht; das Realgar, das ist das arsenikalische Salz, steigt auf und zeitigt sich, und wenn es zeitigt oder seine Früchte trägt, erscheinen die Geschwäre.

Ein wenig kurzatmig, unvermittelt bricht das Buch mit einer Heilanweisung ab. Es scheint, als habe von den drei Teilen dieser seinen Verfasser nicht befriedigt, als sei er deshalb möglichst schnell zu einem nahen Schluß geeilt. Das lehrt der Umfang, der innere Aufbau — und im Grunde ist es auch verständlich: in einem nach individueller Ordnung seienden Kosmos kann man keine gültigen Gesetze finden, und seine Erscheinungen werden kein Objekt für eine pragmatische Theorie.

Das freilich straft Paracelsus nicht und kann den Wert der Bertheonea nicht vermindern. Sie *ist* ein großes Werk, denn sie erfaßt den Menschen als ein Übermedizinisches, sie weist dem Menschen seine Stel-

lung in den kosmischen Gegebenheiten an. Er gegen den Kosmo, er als eine alchemische Komposition, und er als Kosmos — das sind ihre ungeheuren Themen. Von hier beginnt, was Paracelsus über alle zeitliche Gebundenheit erhebt: er wird ein Denker, der das Weltbild neu gestaltet und es neu aufbauen will.

Am Tage des Sturzes fängt Paracelsus an und steigt zu seiner Höhe auf.

Obwohl in einem Briefe eines Kolmarers vom 16. September 1528 von Paracelsus als von einem fröhlichen Zechgesellen die Rede ist, der in den Tagen eben in Ruffach weile — blieb die Kolmarer Zeit nicht ungetrübt. Die Baseler Universität scheint dem gestürzten Löwen einen letzten Tritt zu geben; „o ihr Guckgäuch, wollet ihr mit mir disputieren, wider mich schreiben oder anschlagen und kennet die simplicia (die einfachen, unzusammengesetzten Heilmittel) nicht?" höhnt er in seinen Schriften „Von Blattern, Lähme usw. der Franzosen". Jedoch der Kampf zieht weitere Kreise; im Vorwort zu diesem Werk erklärt er, daß er unter anderem „setzte einen Begriff der Anatomei; bewegt mich dazu die welsche Zungen, die wider mich haben lassen ausgehen, ich sei kein Arzt, dieweil ich leugne der Schelmen Anatomei..." Es scheint, man hat von Basel aus die Universität Ferrara mobil gemacht, von deren anatomischen löblichen Gewölbe der Hohenheimer im dritten Kapitel des zweiten Buches spricht. Um was es geht, ist freilich nicht so ohne weiteres zu erkennen; dem Wortlaut nach verteidigte die Universität nur ihren Ruhm, den Ruhm, die beste oder gründlichste Anatomie der Zeit zu lehren und spricht dem-

jenigen, der ihre Anatomie verwirft, den Ehrentitel eines Arztes ab; doch wie weiß sie von seiner Haltung, da er noch nichts hatte drucken lassen? Es ist nur möglich, daß eine Denunziation von Basel nach Ferrara gegangen ist, was man nach allen vorigen Leistungen seinen Gegnern wird zutrauen dürfen, sind doch Denunziationen das einem Unfähigen naheliegendste Mittel. Dahinter scheint aber noch ein anderes und gewichtigeres zu stehen; man hatte in Basel bereits an Paracelsi akademischen Grad gezweifelt; was konnte näher liegen, als an der ihn einstmals promovierenden Universität zu fragen, ob er den Doktor rechtens führe, und dann einige Hetzereien in das Schreiben einzumengen? Doch Paracelsus ist nicht mehr willens, alle Schmähungen und Verleumdungen hinzunehmen; er zahlt mit gleicher Münze, spottet ihrer akademischen Grade und Talare; verspottet die Leistungen: „ich hätte mich zu den hohen Schulen der deutschen und welschen Nation versehen, sie hätten ein größer Licht der Natur gehabt...", lacht er ob ihrer Scholastik: „dieweil ihr noch anhänget anderen Professionen, die ihr nit scheiden wollt von der Arznei, dieweil werdet ihr gezwungen, aus der Arznei eine Thomisterei zu machen." Und er lacht ihrer Armut in der Erkenntnis der Natur, der Philosophie, wie man das damals nannte: „Ich hätte mich doch nicht versehen einer solchen Einfalt in euch allen, dieweil ihr etliches Teils Realisten seid, anders Teils Moderne, daß ihr so gar unwissend sollet sein in der Philosophei," — die beiden Begriffe, die er hier braucht, sind ein vollkommen genügender Beweis dafür, daß Paracelsus die scholastischen Bewegungen seiner Zeit wohl kannte,

und daß er sie für nicht mehr nimmt als für Schall und Rauch.

Nachdem er so mit seinen akademischen Gegnern abgerechnet hat, schließt er, und das ist wohl von allem, was in diesem Kampf geschah, das Schönste: „Ich will mich euers und deren Scheltens, so mir das Meine diebisch entzogen haben, nicht bekümmern, und das also rechnen, daß der Neid wider mich, den sie tragen von meines Glücks wegen, ihr Herz brechen werde, so ich ganz und fröhlich mein Amt vollenden werde." — Nicht also mit Worten, durch seine Leistungen wird er sie zu Boden werfen.

Die Baseler Feinde aber lassen noch immer nicht von Paracelsus ab. Im Sommer 1528, als er die zehn Bücher von den Franzosen niederschreibt, setzt er ins zwölfte Kapitel des zweiten Buches: „Ihr wollt Juristen, Theologen, Artisten, Sophisten und solche an mich hetzen. Was Teil habe ich mit ihnen oder sie mit mir? So sie mir als einem Arzt Genosse wären, sie würden Bescheid finden."

Es dünkt ihm wohl auch so, als könne die Hetze bis ins Kolmarische übergreifen. Der oberste Meister Hironymus Boner und der Stetmeister Konrad Wickram stehen in Verhandlungen mit Basel, wenn auch nur mit dem Bischof — aber gebrannt Kind scheut das Feuer. Dem Hohenheimer scheint alles daran zu liegen, sich die beiden hold und freund zu stimmen. Er widmet sein Werk „Von Blattern, Lähme usw. der Franzosen" dem Hieronymus Boner, Datum Colmar am 11. Tage Junii im 1528. Jahr. Hieronymus Boner scheint ein Freund der magischen und adeptischen Geheimnisse gewesen zu sein, — so möchte man es wenigstens aus dem Vorwort Paracelsi lesen, der darauf

hinweist, daß die Arznei aus den höchsten magnalibus, darin die magnalia dei am wunderbarsten erscheinen, ist.

Ob Boners Geneigtheit ihm allein nichts nützte? Jedenfalls ist es so, daß er am 8. Tag des Heumonats, also am 8. Juni 1528, dem Stetmeister Konrad Wickram sieben Bücher „Von allen ofenen Scheden, so aus der Natur geboren werden", widmet. Es ist nur eine Verlegenheitslösung, denn dies Buch „von offenen Schäden", das auch als De ulceribus bezeichnet wird, ist nicht viel mehr als eine erweiterte Fassung des zweiten Buches der Bertheonea, die er in aller Eile wohl dem mächtigen Manne geschrieben und zugeschrieben haben muß. Sie übernimmt aus jenem eben abgefaßten Texte ganze Stücke und Passagen und teilt sie wörtlich mit, — das läßt sich doch nur so erklären, daß Paracelsus plötzlich eine Widmungsschrift für Konrad Wickram brauchte, und wiederum das läßt darauf schließen, daß ihn eine heimliche Angst bedrückte, und daß ihm nötig schien, die beiden mächtigen Männer Kolmars für sich zu gewinnen.

Die Syphilisschriften

Im Herbst des Jahres 1528 räumte Paracelsus doch das Land. Er wandte sich anscheinend über Eßlingen und Nördlingen Nürnberg zu, und er hat unterwegens wie am oberen Rheine dauernd praktiziert. Bei diesem Praktizieren aber hat er eine böse Erfahrung machen müssen —: es reiste im Lande unter seinem Namen vieles Gaukelvolk herum, Gehülfen und ehemalige Schüler, die nicht fertig geworden waren und die mit ihrem bissel Wissen nun nach Patienten jagten. Die

Kolmarer Schrift von den Franzosen ist schon voll von Klagen über diese fahrenden Schüler und Betrüger. „Wie ich überall von Mund aus gelehrt hab, hab ich meine Schul ohne Bescheißerei nit mögen erhalten. Welche von mir haben gelernt und weiter lernen werden, durch den Mund oder durch die Schriften, will ich zu Beschluß geben denselbigen, daß sie noch Jahr und Tag müssen haben, bis sie gewiß werden, die Zimmeraxt zu gebrauchen; aber ihrer sind viel, die, ehe ich gar den Mund beschließe, mehr können denn ich und also unversucht und ohne Erfahrenheit über mich und wider mich schreiben, fliegen usw. Denn wenn ich gedenke an drei aus meinen Schülern, die an allen ihren Schriften und sonst verzweifelt waren, und der Werk Galeni halben, Hippocratis, Rhasis, Savonarolae, Montegnani, Avicennae, Azararii usw. nicht wußten oder mochten in einigerlei Weg sich der Arznei behelfen, von mir im Grunde der Arznei unterrichtet, und ehe die Pfanne erkältet war, da bedurften sie weder meiner noch der gemeldeten Autoren keines mehr, und das ich mit Sorgen gegen Kranke brauche, trugens mit leichten Flügeln in das Gäu, würgen ab, einen dem andern nach."

Ja, er hat gar noch Tolleres und Übleres an dem Gaunervolk erlebt. Er hatte ein Badesalz erfunden, das er gegen die Franzosen brauchte. „Viel sind gewesen, die solche Künste von mir ergriffen haben und etliches Teiles (haben sie sie) selber erspintisiert und habens weiter (zu mehr) gebraucht, denn ihnen befohlen ist gewesen... Etliche haben daraus Kirchfahrten gemacht, haben solche Salz stillschweigend in Brunnen gelegt und eine Badfahrt daraus gemacht für alle Krankheiten, die man erdenken mochte." — Er warnte

deshalb vor denen, die sich durch uns in ihrer Bescheißerei verantworten wollen, das heißt, die sich als seine Schüler und ehemalige Gehilfen bezeichnet haben und die in seinem Namen die Leute verderben, mit seiner Autorität ihr Lügen decken.

Mit solchen Erfahrungen kommt er 1529 in Nürnberg an, ein seltsam wunderlicher Mann, wie in der „Chronika" Sebastian Franck von ihm bekennt, „der fast alle Doctores und Scribenten in medicinis verlacht. Den Avicennam soll er verprent haben zu Basel in offenlicher Universität, und (der) allein schier wider alle Medicos ist mit seinen Recepten, Judiciis, Medicin, und vil Widersinns mit vielen helt. (Und) Des Practiken schier wider all ist."

Mit leichtem Gepäck kommt er hier an, — kaum etwas anderes als sein Wissen um die Syphilis im Ranzen führend, denn wie in Kolmar hat er es sicher auch an manchem Orte unterwegs getrieben: „Ich hab mein Hauptgut — sein Wissen und sein Können — behalten, das Geld vertummelt. Und obs eine Grafschaft wäre, noch ist meinem Hauptgut nichts abgegangen." Die Syphilisschrift an Boner, Syphiliskuren in Nördlingen, deren er sich berühmt, und neue Gedanken über dieses damals so furchtbar um sich greifende Leiden im Sinn, wenn nicht bereits schon neue Schriften in der Tasche, — Sudhoff will ja die Nürnberger Syphilisschriften schon in Eßlingen entstanden wissen, — so kommt Paracelsus in der reichen und schönen Reichsstadt an.

Es sind in den Jahren 1528 und 1529, beginnend mit jenem Buche für Boner, vier Schriften über die französische Krankheit, das ist über die Syphilis, geschrieben

Titelblatt der drei Bücher von den Imposturen

worden. Die eine davon ist nur ein schmaler Traktat „Vom Holz Guajaco gründlicher Heilung", die erste paracelsische Schrift, die je in Druck erschienen ist.

Die Syphilis, von deren Ursprung und Herkommen wir noch immer nichts Genaueres wissen, schwoll zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts furchtbar an. Wie heute noch, so waren auch damals kriegerische Zeiten ihrem Wachstum günstig. Bei Paracelsus heißt sie durchweg „die Franzosen", denn dasselbe Land muß den Namen behalten in den Krankheiten, die von ihm gegeben worden sind. Es hat sich verlaufen, so heißt es kurz darauf weiter, der Ausbruch ungefähr im tausendvierhundertundachtzigsten Jahr. Und: „Nun wisset, daß die Luxuria und Venus so gewaltig nie gewesen sind als zu der Zeit dieser Gebärung." — Die Syphilisschriften Paracelsi, am ausführlichsten die dritte, die „von den Imposturen", beweisen, mit welch verzweifeltem Bemühen man Errettung von der Krankheit suchte. Die Ärzte bemächtigten sich des Quecksilbers, — es ist nur ein Unfug, wenn man sagt, er habe es in die Syphilisheilung eingeführt, — und schmierten, räucherten, wuschen und purgierten; sie schnitten und badeten, ließen schwitzen, brannten die Blattern auf, die Bader und Barbierer langten zu, die quacksalbernden Alchemisten, die Juden und Apotheker, die Humanisten mit den neu aufgefundenen alten Texten traten in die Medizin, es wurde mit Blei gepflastert, das Geäder abgenommen, geätzt, gebrannt, man rief die Heiligen um Hilfe, ein eigener Heiliger der Franzosen kam in jenen Jahren auf, — und schließlich vertraute man dem Guajak-Holze, mit falscher Zuversicht, wie wir aus Ulrich von Huttens Lebensbeschreibung wissen. Auf ihn als den „Erfinder" und

Verkündiger dieser Kur, als auf einen sich in die Medizin einmischenden Laien ist der Hohenheimer drum nicht gut zu sprechen: „Das erst geschrey des holtzes / hat ein vnerfarner vnd gar ein weltrhümig man / in Deutsch land bracht / der kein andern Ascendenten in yhm dann sein maul vol news geschrey zutragen / Diser ist der Doctorn vnd Meystern Schulmeyster vnd Leermeyster gewesen / Was guts er sie gelernet hat / hört man teglich von den krancken wol." — Die Zuversicht auf diese Kur zurechtzurücken, das ist der Sinn und Zweck des 1529 „zu Nurmberg durch Friderichen Peypus" gedruckten kleinen Heftes in Quart.

Im Anschluß an dieses achtblättrige Heft erschienen — in ihren ersten Exemplaren vielleicht schon 1529 — im Jahre 1530 „Von der französischen Krankheit drei Bücher", kurzweg und auch von ihm verschiedentlich die „Imposturen" genannt. Sie sind am 23. November 1529 dem „erbarn und achtparn herren Lasaro Spengler, ratschreiber diser löblichen stat Nürmberg" zugeeignet worden. Ihr Inhalt steht auf dem vordersten Blatt: „Das erst (buch handelt) von der impostur der arznei, deren zwanzig sind, do durch die kranken verderbt sind worden. Das ander vom corrigiren der selbigen (arznei), in was weis sie on verderbung zu brauchen sind. Das drit von den verderbten krankheiten, wie den selbigen widerumb zu helfen sei." — Es ist zu diesem Inhaltsverzeichnis eigentlich wenig zuzufügen. Die zwanzig Imposturen (impos heißt: einer Sache nicht mächtig sein, und heißt nach Paracelsus: handeln ohne gegründetes Wissen) sind eben schon in ihren wichtigsten Vertretern angegeben worden. Das zweite Buch bespricht die aufgezählten und in ihrer Gefährlichkeit beleuchteten Mittel und will das Gute

in ihnen zeigen; „denn ich kann wohl erkennen, daß diese Kunst, so vorhin verworfen worden, ohne treffliche Heimlichkeit (Geheimnisse) nit stehen. Darum aber (wird sie von mir) verboten, daß sie impostiert, ... daß sie die Heimlichkeit mißbrauchen und nit weiter erfahren sind, daß sie Gift und Heimlichkeit miteinander einschütten". Denn, muß auch er zugeben, „in den französischen Krankheiten sind die Hauptstück Mercurius, Markasita und die Metall, durch die und nit ohne dieselbigen die Franzosen mögen geheilt werden". Auch seine Kur ist also eine Quecksilberkur, denn aus den Markasiten und Metallen will er den Mercurius gezogen haben, nur keine Kur mit dem gemeinen, kruden oder groben Mercurius, — er hat zum Beispiel für das Purgieren die essentia mercurialis angewendet, — doch das sind Fragen, wie sie der Arzt, nicht der Historiker zu lösen hat. Und auch das dritte Buch, das von der Heilung der durch den falschen Gebrauch des Quecksilbers und ähnlicher Medikamente hervorgerufenen neuen Krankheiten spricht, ist eine in ihrer Hauptsache medizinische Abhandlung Paracelsi. Die „Imposturen" erscheinen damit als ein dem Regelfall entsprechendes medizinisches Werk, das nach dem Schema: Kritik, Methode und Darstellung der Nebenerscheinungen aufgebaut ist, und das mag auch, zusammen mit den Verbesserungen in der Kur, den großen Erfolg der Imposturen-Schrift begründet haben, von der im selben Jahre 1530 schon ein Kölner unbefugter Nachdruck aufgetreten ist.

Das wichtigste Stück der zehn, Hieronymus Boner gewidmeten Bücher „Von Blatern, Lähme, Beulen,

Löchern und Zitrachten der Franzosen" sind die Ausführungen der Bücher 2 bis 4. In ihnen versucht der Hohenheimer, das Wesen der französischen Krankheit zu erklären. Sie ist ihm, was er noch deutlicher im ersten Buch der letzten Nürnberger Schrift „Von Ursprung und Herkommen der Franzosen" zum Ausdruck bringt, eine verwandelte Blatternerkrankung, Lähme oder dergleichen. „Die Blattern sind einer solchen Eigenschaft, daß sie in keinen kommen mögen, allein er habe denn eine andere Krankheit, aus welcher sie dann entspringen, und wo keine Krankheit vorhin im Körper liegt, da ist kein Anfang der Franzosen." Diese Verwandlung oder besser Wandlung eines „gewöhnlichen" Krebses oder Podagras, die sich „als Anlage", aber noch „verborgen" in des Kranken Leib befunden haben, in den französischen Krebs, in das französische Podagra, das heißt in eine der Formen der Franzosen, nennt Paracelsus eine Transplantation. Sie ist ihm gleich den sonst in der Natur geschehenden Transplantationen; Nägeli (Nelken) zum Beispiel ist eine transplantierte Blume mit Wurzeln und allem aus den aquilegiis (Akeleien) und aus dem Saft urticae (Nessel), die Kornblume eine Transplantation des Kornsamens und des liquors terrae. Eine dergleichen Transplantation ist also die Syphilis, und sie wird dazu geursacht durch den luxum, die Geilheit oder Üppigkeit. „Es bewährt sich auch vielfältig und ist die Ursache also, daß so lang die Welt gestanden ist, größere, ungeordnetere, üppigere Unkeuschheit nie gewesen ist denn zu der Zeit des Anfangs der Franzosen, das ist im Jahr vierzehnhundertsiebenzig und achtzig, da aus übertrefflicher üppiger, ungeordneter Unkeuschheit eine neue Krankheit, das ist die Franzosen, entstanden ist. Denn

aus dieser Unordnung, so die Zeit gegeben hat, diese Transmutation geschehen ist... Und wiewohl bis auf den Ursprung der Franzosen solches auch geschehen ist, daß zu beiden Seiten viel Frauen und Mann einander Krankheiten zugefügt haben, und doch nicht diese blatterische Art, so schließe ich, daß luxuria so geil auf Erdreich nie gewesen ist" — als damals.

Was ist luxuria? — Das zehnte Kapitel im dritten Buch der Schrift „Vom Ursprung und Herkommen der Franzosen" sagt es deutlich, daß Venus, die die luxuria entzündet hat, kein greiflich Corpus habe, keine materia substantialis sei. Die Krankheit wird durch den Himmel, wie ihn Paracelsus meint, das ist durch ein Unkörperliches, „Geistiges", eine „Macht" getrieben. Da aber ein jedes Leiden nur in seinem Ursprung, seiner Wurzel, nicht in seinen Äußerungen behandelt werden muß, treibt diese Erkenntnis ohne weiteres zu dem, was den Höhepunkt der ganzen Kolmarer Syphilisschrift darstellt, zu der Feststellung einer Anatomia localis und einer Anatomia essata. Die Anatomia localis ist die des Körpers, nicht nur die Beschreibung seiner Muskeln, Eingeweide, Adern, sondern auch seine Beschreibung als ein Mikrokosmos, der aus dem Makrokosmos verstanden und somit gedeutet werden muß. Die Anatomia essata hingegen beschreibt die virtus, nicht das Corpus, zeigt die „Natur", die innere lebende, treibende Kraft, vielleicht auch die „Idee" des Dinges. Denn: „Habt ihr nie verstanden, warum der Astronomus das astrum declariert, so er sagt von der Natur der Planeten, der Ascendenten usw. Meint ihr, er red vom Corpus, das ist von dem, das den Namen hat? Das geschieht nit. Er nimmt sich das

essatum vor ... Sie nehmen die Natur und lassen das Corpus stille stehen."

Das ist ein großer und manches früher Geäußerte abrundender Gedanke. So wie an einem Kraut nicht Blatt und Blüte, sondern allein die virtus das entscheidende ist, der Mohn nicht jene dunkelgrüne Staude mit purpurenen, vor dem Winde sich entfaltenden Blüten, sondern die virtus „schlafbringend" das Wesentliche, „der Mohn" ist, so muß die wahre Anatomia das essatum suchen, den Leib der „Kräfte", nicht den Leib der Muskeln und der Nerven.

In diesen Gedankengängen gründet nun auch, um das vorwegzunehmen, das vierte Buch der Nürnberger Schrift vom Ursprung der Franzosen. Wie eben gesagt, nicht Kraut und Blüte sind das Entscheidende, sondern die virtus, die essentia des Krautes, — die virtus allein ist die Arznei, die hat der Arzt als ein Archeus, das heißt als ein Bereitender oder Fertigender herauszuholen, durch separatio zu gewinnen. Wie Gott einst nach der Schöpfungsgeschichte die Dinge „schied", so scheidet er, er ist mithin der Gott der kleinen Welt, — Gott aber der Arzt der großen, der jedes Jahr den Sommer gibt, das ist die Tage der Gesundung. So wandelt der Arzt im Wege der arcana, und er ist mehr als nur ein naturales, ein Kenner der physischen Welt, — er ist ein magus und ein ganzer gabal, ein Kabbalist, das heißt ein Kundiger der geistigen Welt, der Welt der Mächte und des wahren Seins.

Wir stehen damit von neuem vor der Frage: Was ist luxuria? — Nun wisset, schrieb er, daß die luxuria und Venus so gewaltig nie gewesen sind als zu der Zeit dieser Gebärung. Zwei Kräfte sind es also, die ursachend wirken: erstens das Firmament, die Mächte,

die von draußen und als kosmische, außer-menschliche treiben und den Menschen zwingen, und zwar aus ihnen eine bestimmte, welcher er den Namen Venus gibt, — und luxuria. Luxuria, die Üppigkeit, die Wollust oder Geilheit, ist einer inner-menschliche, also unserm Willen unterworfene Macht. Daß dem so ist, das lehrt der folgende Satz: „Denn Venus ist dieser Krankheit eine Mutter; darum so wisset, daß diese Krankheit und venerischer Einfluß keinen Menschen befleckt, der nicht verwilligt, das ist actionem mit voller Imaginierung und Begierlichkeit sich einläßt." Luxuria ist eine „Macht" des „Geistigen", des Triebes in uns Menschen, ist ein „Gestirn", ein astrum unsers inneren Firmaments.

In diesem Satz ist aber noch mehr gesagt: der äußere Zwang, die kosmischen Mächte erzwingen im Menschen nichts, wenn er nicht will. Das heißt: das innere Firmament muß mit dem äußeren „gleichgeschaltet" sein, sie müssen in ihrem beiderseitigen Laufe sich entsprechen. Der Mensch, der in der Zeit „liegt", ist den in der Zeit zum Wirken kommenden Mächten unterworfen.

Dies fügsam-Sein ist seine, des Menschen, „Schuld", wenn hier einmal ein Wort wie Schuld hereingeführt und angewendet werden darf, — ein Paracelsus widerstrebte. „Der weise Mann herrscht über das Gestirn", — in diesem alten Zitate umschreibt er sich und seinen, dem allgemeinen Laufe absagenden und entgegengesetzten Weg. Es ist ein sich-Erkennen, ohne daß ihm bewußt wird, daß er sich erkennt.

Der Einzelgänger hat in dem Satz sein Wesen und sein ganzes Schicksal ausgesprochen, denn man darf nur für das „Gestirn", das Paracelsus ja gar nicht astrologisch meinte, wie es die Astrologen jener Jahre

sonst zu meinen pflegten, man darf dafür ein Wort wie „Ablauf" oder „Geschichte" setzen, die beide das nämliche treffen, — und man sieht mit einem Male deutlich, daß sich ein Einzelner den für die breite Masse verbindlichen und gegebenen Zwängen widersetzte. Die wenigen Worte führen über die in dieser Schrift gegebene Situation hinaus.

Nicht diese, für unsere Kenntnis Paracelsi aufschlußreiche Erklärung, sondern den ganzen Komplex der kosmologischen Konkordanzen, behandelt das fünfte Buch des „Ursprunges und des Herkommens der Franzosen". Die Basis ist die so oft bereits gestreifte Entsprechung des Makro- und des Mikrokosmos, die eben ja in der Entsprechung Venus : luxuria ihren Ausdruck fand. „Im Leib liegen alle partes, die die Sphaera innehat, groß und klein. Es liegen im Leib also auch alle Gesundheiten und alle Krankheiten mit ihrem Samen; derselbige wächst, fällt ab und wächst wieder, wie ihr es seht im Feld, und so schnell wie die Blumen des Safrans. Denn: „wisset, daß wir aller Krankheiten Samen tragen müssen, nicht deswegen, daß wir der Krankheit unterworfen seien, sondern deswegen, daß wir dieselbigen semina haben müssen und unsern Leib damit ganz haben, wie der Himmel an seinem Firmament ist." — Die Krankheit ist also eine kosmologische Erscheinung; sie ist kein Schade, kein Zerbrechen, nicht die Folge einer Sünde; ihr Same liegt in uns, so wie im Rasen der Same des Veilchens oder des Krokus, das ist der Herbstzeitlose, liegt, — die „Imprimierung" macht sie offenbar.

Die Imprimierung, das ist nach Paracelsi Wortgebrauch der innere Zwang. Nicht aus dem Äußeren, nicht aus den in irgendwelchen materiellen Ordnungen sich vollziehenden „Grenzen", nur aus dem inneren Zwang, dem Wesen heraus geschieht das Sein, — nur die Impressio, das astrum, die „Lebenskraft" läßt das in einem Körper Angelegte sich entwickeln. Deshalb auch muß nicht so die Krankheit, ihre materielle Erscheinung, sondern was sie gemacht hat, ihre unkörperliche Ursache, in seiner Natur erkannt und angegriffen werden, und wider die Aszendenten muß man handeln, also wider dieses sie Gebärende, Treibende, und nicht wider einen Leib.

In solchen Zusammenhängen muß man auch das Wesen der Arznei verstehen. Denn darum treibt die Arznei die Krankheit aus, weil sie ja wider die Aszendenten wächst. „Denn Anthera ist ein arcanum, zu überwinden die skorpionische Impression, die Basilicon überwindet die Impression der Jungfrauen," das heißt, irgendwelcher makrokosmischer Einflüsse oder Mächte. „So nun mit allen Arzneien dermaßen soll verstanden werden, so möget ihr finden, daß ihr die Heilung nicht sollt suchen aus dem corpus physico, sondern ascendentium," also nicht im Leibe des Kranken, sondern in der großen Welt. Der Arzt heilt also nicht, um heutige Ausdrücke einzusetzen, den Grind, die Konkremente in den Nieren, das aussätzige Geschwür, heilt nicht die Krankheit, sondern die eine Krankheit erweckende und treibende Impressio; er muß die wirkenden „Mächte" und Kräfte, das mehr als Körperliche, in dessen Netz wir liegen, fassen, und die von ihm in uns gelangenden Einwirkungen beheben. Das aber bedingt nun auch bei allen Heilungen die Kongruenz der äußeren und

inneren Konstellation, von der im 5. Kapitel des sechsten Buches die Rede ist, und die die Vorbedingung einer Behandlung oder Heilung ist. „Und die Kunst der Administrierung der Arznei soll genommen werden nach dem Lauf der Konkordanz der Krankheiten; aus der Konkordanz in luxu und venere wird genommen die Minute der Applizierung der Arznei.“ Das ist, daß jene makro-mikrokosmische Parallelität, dies Sein im Kosmos, das er für den Menschen hier behauptet hat, nun auch die Grundlage des ärztlichen Eingriffes in die Krankheit, der vom Arzt ausgehenden Bemühungen ist.

Der ganze Gedanke wird im dritten Buch in einem schönen Bilde durchgeführt. Der Winter ist die Krankheit der Erde, der Sommer ihre Gesundheit. Und ebenso wie die Erde zum Herbste geht, die Birnen und Nüsse fallen, der Wolfsmonat einbricht, und dann der Januar, der Hornung, — also auch im Menschen; „so ihm entrinnt seine Gesundheit, so fällt ihn an das Gift Saturni, ihn platzt an der Lauf Lunae, also daß er krank und schwach ist. Wenn nun der Leib nicht wieder zu vollem Blühen gebracht wird, wie der Sommer die Erde zu vollem Gewächs bringt, so lange können wir nicht den selbigen Leib für gesund erkennen.“

Was aber heißt es, dem Leib den Sommer schaffen? — Es heißt, daß die Arznei die Krankheit bannen soll, so wie der Sommer den Schnee vertreibt, nicht mit Wind, sondern durch sommerliche Temperatur, „denn der Sommer ist nit eine Hitz, sondern ein temperat. Aus diesem temperat wachsen der Erde ihre Gesundheiten und nit aus der Hitz des Sommers; die Hitz ist der Sonnen, nit des Sommers; darum aus dem temperat

folgt die Heilung und Schmelzung der Krankheiten". — Führt man das astronomische Bild zu Ende, so ergibt sich das: die Krankheit erschien, als Venus exaltierte, als sie auf einen Höhepunkt der Kraft gelangt war, also übermäßig wirkte; Gesundheit ist Temperatur, das heißt bei Paracelsus Ausgeglichenheit; Krankheit ist mithin eine Störung der Ordnung, der Harmonie, ein aus dem Maß Herausgehen, sei es, nach welcher Seite immer es auch wolle. Gebundenheit in den Kosmos, in den Ablauf, war das erste Ziel, — doch über die Konkordanz mit ihm, und über den Zwang, sich in den Ablauf des Geschehens einzufügen, geht diese größere Forderung, die der Ordnung und der Harmonie. Wenn Venus exaltiert, wenn sich im Kosmos Verschiebungen ergeben, dann wird der Mensch, der diesen Verschiebungen aus einer inneren Ordnungsverpflichtung heraus sich widersetzt, nicht krank. Und auch sein Tun, das ist der ganze Ablauf seines geistigen Seins wie der des körperlichen, bleibt gesund.

Der Mensch ein in den Kosmos gesenktes Sein — und dennoch ein stärkerer als die kosmische Disharmonie, das ist des großen medizinischen Philosophen großer Schluß.

Ein großer Schluß, denn es ist eine Überwindung auch der Führenden seiner Zeit. Marsilius Ficinus, den Paracelsus als den besten italienischen Mediziner im magischen Geiste feierte, Marsilius Ficinus hat von der zwingenden Kraft Saturns gesprochen. Ficinus gibt Hilfen an, wie sich ein Mensch dem Zwange des Saturn entziehen könne, — es sind die kleinen, man möchte beinahe sagen Betrügereien eines klugen Mannes, der dem Saturn mit mehr oder minder magisch gerichteten Mitteln auszuweichen hofft. Hier aber, hier wird die

neuplatonische Welt durch eine größer gedachte überordnet; wenn dort die „Mächte", Potenzen himmlischen Ursprungs in das Leben greifen konnten, hier ist die Harmonie, die Ordnung größer als die Kraft der Mächte.

Die Schrift „Vom Ursprung und Herkommen der Franzosen" ist aber mit diesem tiefen, das ganze Werk durchziehenden Gedanken noch nicht ausgeschöpft. Zumindest ein wichtiger Punkt, — deswegen wichtig, weil er das Wachsen Paracelsi in dem neuplatonischen Gebiet und fort von ihm in ein ganz eigentümliches zeigt, — bleibt noch zu bemerken, die Lehre von den Franzosen im menschlichen, elementischen Leibe. „Im Menschen sind die vier Elemente, denn im Menschen ist die ganze Welt, nicht von außen hinein, sondern in ihm ebensowohl als in der Welt", — und zwar in etwa der Art, wie das Agrippa von Nettesheim auch lehrte: der Leib entspricht der Erde, er ist wie ein Acker; im Menschen ist Feuchtigkeit und Luft, — der Himmel aber wirkt im Sperma, das ja nach Paracelsi Lehre ein durch den ganzen Menschen ausgebreiteter Lebensstoff sein soll. „So nun der Himmel den coitum regiert und seine Wirkung in das Sperma, als ein Feuer im Holz bringt, — also was Krankheiten des Himmels sind, haben ihre Exaltation in dem Sperma und entspringen in ihm." Hier also schließt sich der Kreis, und der Gedanke, von dem die ganze Untersuchung ausgegangen ist, kehrt jetzt in einer mikrokosmischen Anthropologie zurück, so daß man diese Sätze eigentlich als Vorwort zu der ganzen Darlegung betrachten kann.

Nun aber fügt sich daran noch eine originelle Krankheits- und medizinische Lehre. Wir denken an das, was Paracelsus über die Krankheiten als Samen und über die Syphilis als eine verwandelte Krankheit sagte, und hören: „Wie ihr seht, daß das Feuer siedet das Fleisch in einem Hafen und kocht dasselbe in ein ander Wesen und Eigenschaft, und es bleibt nichtsdestoweniger Fleisch, also dermaßen kocht die Venus in coitu das Sperma und überhitzigt dasselbe, also daß die Krankheiten, so darin liegen, am selbigen Ort gleichnisweise versotten werden und verbrüht. Diese Verbrühung und venerische Siedung ist eine Ursache, und das Feuer, das sie verbrüht, ebenso, daß die alte Form in eine neue verändert wird und ist doch dieselbige Materia für und für." — Die Krankheit ist also eine elementische, nicht eine mineralische aus dem Salz, wie etwa die offenen Beulen aus dem mineralischen Salz geboren worden sind, und eine elementische kann nur durch Elemente gebessert werden. „Gleicherweise, wie ihr seht ein Feuer, das von sich austreibt alles, was ihm das widerwärtig Element zufügt, und alles, soweit seine Region reicht, verzehrt und reinigt, — also in solcher Gestalt liegt ein heimlich Feuer in der Arznei", von der, wie obsteht, von elementischer Art geredt worden ist. „Aus Kraft dieses Elements wird Venus gemeistert, und gleicherweise, wie das Holz vom Feuer in eine Kohle, von der Kohle in eine Asche, von der Asche in ein diaphanisch Glas, also wird die Venus im Leib dahin gereinigt und purgiert, daß nichts Giftiges noch Zerbrüchliches an ihr bleibe."

Vom Himmel war die Krankheit, — und das Element des Himmels muß sie heilen. Es ist ein Nebengedanke, wenn man diesen Ausdruck einmal brauchen darf, der

doch zugleich in medizinischer Hinsicht einen Fortschritt bringt: die Syphilis als elementische wird von den mineralischen Krankheiten abgehoben. Uns aber ist er wichtig, weil er Paracelsi geistigen Weg erhellt; es ist das letztemal, daß seine Anthropologie Agrippa nahe steht —, die Para-Schriften führen fort in eine völlig andere kosmologische Welt.

Mein ist die Monarchei!

Noch ehe Paracelsus „Vom Ursprung und Herkommen der Franzosen" schrieb, verfaßte er ein „Spital-Buch": „Ich hab lassen ausgehn etlich Bücher in der Arznei von pustulis, nämlich drei von den imposturis, dem nach ein Spitalbuch mit vier Tractaten ... nach demselbigen wiederum acht Bücher." — Das Spitalbuch spricht von den Krankheiten, die in Spitälern zur Behandlung kommen, das ist von Krankheiten der armen Leute; es setzt deshalb mit einem Gruß an alle Reichen ein, in dem der Hohenheimer von ihnen die werktätige Liebe verlangt, wie sie der Samariter des Gleichnisses bei Lukas bewies. Denn, heißt es hier in einem ersten Vorwort an die Ärzte insgemein: „Das Höchste, so wir Ärzte an uns haben, ist die Kunst, nachfolgend, das dem gleich ist, ist die Liebe. Denn: der höchste Grund der Arznei ist die Liebe; in welcher Maß die Liebe ist, dermaßen wird auch das Wetter über uns gehen. Die Liebe ist die, die Kunst lernet, und außerhalb derselbigen wird kein Arzt geboren."

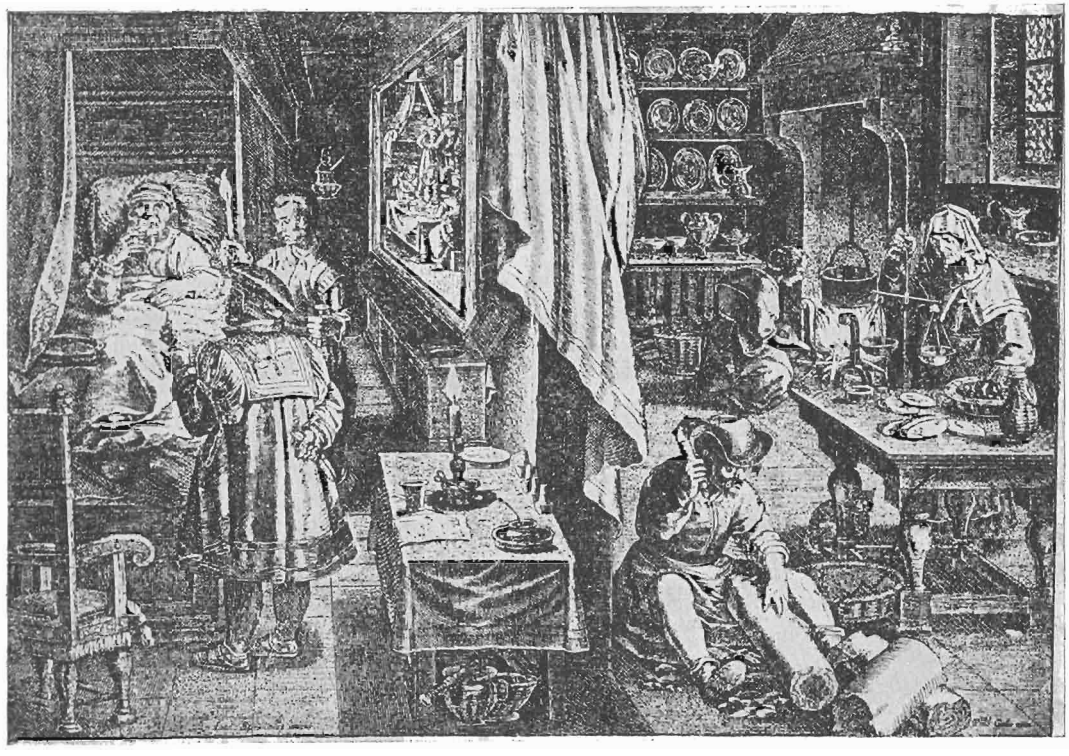
Das Spitalbuch schied Paracelsus in zwei Teile: in dem ersten von den chirurgischen Krankheiten, und in dem andern von den Leibkrankheiten, „doch jeglichen besonders in seinem Druck, auf daß der Wundarzt nicht

beschwert werde mit dem Doppelkauf, auch nicht mehr habe vor ihm liegen, denn er verstehe, und auch der Leibarzt sein Teil besonders habe, dieweil sie sich des andern schämen". — Es ist jedoch von ihm nicht mehr als nur der erste Teil erhalten. Er gibt in vier Traktaten Anweisung zu der vom Hohenheimer verbesserten Quecksilberkur bei syphilitischen Erkrankungen, verwirft die Humorlehre und setzt die neue Medizin auf den gabalischen (kabbalistischen), das heißt adeptischen Grund, indem er für geschlossene wie offene chirurgische Erkrankungen pflanzliche Mittel lehrt; der dritte bespricht das Regiment, das ist die Ordnung der Speise und des Tranks, und fordert vor allem frische Luft in alle Krankenstuben, der vierte führt die Behandlung einiger „zufallender" Leiden an.

„Und will euch hierbei ermahnt und gebeten haben, daß ihr nicht die Schrift wie die Person hasset", beschließt das Vorwort, — und das läßt deutlich spüren, wie es in Nürnberg nicht mehr gut und sanft zugehen will. Der Mann, der eben schrieb: „wer seinen Feind mit Sänfte überwindet, behält den Ruhm", kann selbst nicht sanft sein, wie schon Franck in seiner Notiz bemerkte. Er spottet der Ärzte Nürnbergs: „Ich hab euch geheißen Apothekerschützen und es ist wahr", — er lästert die hochtragenden stolzen Frauen der Ärzte, die Üppigen; „ihr werdet büßen, wenn es zum letzten Gerichte kommen wird, die Schleckerbissen vom Hechte und den Malvasier und die seidenen Müdlingen (Mieder) und Porten (Gürtel) und „gnad, Frauen". „Ich hab nit Sorg, den Doktor Fürzlin, Meister Lausjäger und Meister Kratzer abzuhauen, ich hab allein Sorg auf die giftigen Augen und hoffährtigen Schlangen der Frau Doktorin und Meisterin."

Es war kein Wunder, wenn die Nürnberger Ärzte ihm mit gleicher Münze dienten. Sie sagen, er könne nichts als nur von luxu und venere schreiben; sie spotten seiner Glatze, sie heißen ihn den Waldesel von Einsiedeln, sie schreiben, er sei ein Plagiator „und meinen, ich stehle meine Arbeit, obwohl doch meine gegenwärtige Liberei, wie einem jeden zu wissen ist, sechs Blätter nicht vermag, und über das alles meine Secretarii bezeugen, daß solches, (was ich schreibe), vom Mund geht und ich in zehn Jahren kein Buch gelesen habe. Einer hielt mich für taub (närrisch), dem andern war ich ein Nigromanist und was sie mehr mochten aus dem Magischen erdenken. Dazu ursachte sie der Dieb und Schalk, der ihnen hinter den Ohren saß, und die großen Kuren, so ich durch viel Königreiche, Sprachen und Länder treffentlich bewiesen hab, über andere Ärzte, über ihre Patrone und alle Bücher, — und eh sie mir vergönnten diese Ehre und Lob, die ich bei Fürsten, Herren und andern erlangt, haben sie dieselbigen eher dem Teufel zugelegt, als ob ich durch den Belzenbock solches vollbrächte".

Und wie zum Magier — was schon ein gefährliches Tun in jenen Jahren war —, so machte man ihn von neuem zum Lutherus medicorum, wenn nicht der Spottname überhaup erst hier entstanden ist. Denn Paracelsus schreibt von den Nürnberger Stadtärzten, ihren Gehässigkeiten, und fährt fort: „Sie heißen mich ihren Ketzer, ihren Luther." Ja, es scheint gar, als habe man die Juristen auf ihn losgelassen: „Wie tut es euch wohl, daß euch die Juristen ein Beiständlein tun", — ruft er auf seiner Flucht aus Nürnberg ihnen noch zurück. Auf jeden Fall bedrohte man ihn mit dem Gericht, denn er verteidigt die französischen Schriften, vor allem wahr-



Der Arzt

scheinlich die Imposturen: „Und ob hiermit Scheltung, Lästerung vermeint wünden, so sind sie doch nicht gerichtmäßig, sondern wie der Schrift Art und der Professoren Freiheit ausweisen, eine Irrung zu entdecken mit dem Fug, wie ihnen zusteht." Auch in dem später zu erörternden Brief nach Nürnberg bezieht sich Paracelsus auf dies Argument, und: er lästere niemand; was er schreibe, das schreibe er nur dem armen und betrogenen Mann zu Fleiß.

In diesem Zusammenhang hat man wohl auch den Pöbel gegen ihn erregt, denn anders kann man die Vorrede zur ersten Niederschrift des Paragranum kaum verstehen: „Nachdem und ich hab lassen ausgehen nicht aus kleinen Ursachen von etlichen Krankheiten, ... so wird mir dasselbige von den Irrern hoch verarget und nicht allein durch sie, die es berührt, sondern sie bewegen wider mich die unverständige Rotte", — und er spricht weiterhin von einem blutdürstig Empören, unbetrachtet, daß mein Vornehmen den Kranken zu Nutz gedeihet.

Es scheint, daß Paracelsus einem solchen massiven Vorgehen nicht gewachsen war. Er reitet davon — und einem alchemisierenden Doktor Magenbuch, der ihn zurückzulocken versucht, schreibt er von unterwegens: „... eindringlich bittest du mich sowohl mit Worten wie mit Briefen, daß ich so bald wie möglich wiederkehre. Doch höre ich nicht auf, in meinen Sachen weiterzuarbeiten ... Was mir zu schreiben gefällt, schreibe ich, und was Gestirn und Erde mich heißen, habe ich gewagt, jenen Physici zu schreiben und drucken zu lassen. Sobald der Karbunkel angenehm wird und der Blutschwären erträglich dem Kranken, werde ich Sorge tragen, daß ich nach Nürnberg zurück-

kehren kann, damit ich dir Auge in Auge gegenübertrete ..."

Auf seinen Wegen wird nun der Hohenheimer von einem Nürnberger amtlichen Boten eingeholt. Der Bote bringt eine bittere Kunde: das Druckverbot des Spitalbuches. Das Druckverbot ist, wie man es Paracelsus auch hat wissen lassen, von Leipzig her veranlaßt und gefordert worden. Der Leipziger medizinische Dekan war an den Fuggerschen Importen des Guajakholzes persönlich interessiert, und da ihm Paracelsi kritische Stellungnahme zur Syphilisheilung durch das Holz unangenehm und möglicherweise auch geschäftlich schädigend erschien, so schlug er zu. Was kümmerten ihn die Kranken? Was kümmerte es ihn, wonach mit Aufgebot der äußersten Kräfte Paracelsus rang? Er kannte nur eins, sein Interesse, und er benutzte die Macht, die sich ihm bot, um sich des unbequemen Kritikers zu entledigen.

Das heiße Blut des Hohenheimers brauste auf, doch er bezwang sich und verwarf die erste Niederschrift des Briefes, die er nach Nürnberg richten wollte, und begnügte sich mit dieser:

Erbar / fursichtig / weiß / vnd günstig lieben Herrn / mein willig geflissen Dienst sein E. F. W. zuvor / günstig lieben Herrn: Demnach ich von Imposturis der Artzney / durch Euer E. F. W. Erlaubnuß / in Druck hab lassen außgehen: Nachfolgend mit mehrer notturfft ein Buch gesetzt in der Gemein / alle Krancken betreffendt / doch des fürnehmens / die armen Krancken darinnen zu betrachten / auff das dieselben am wenigsten doch mit mehrem fleiß betracht / vnd nit so jämmerlich verderbet würden: vnd dasselbig Buch durch Hectors Die-

ner in die Cantzley lassen antworten / darinnen ich sonderlich verhofft / dieweil ich hierin anders nichts / dann die armen krancken allein betracht / vnd die vnerfahrnheit etlicher Artzt zuerkennen gib / wol gehandlet sein: Ist solchs durch E. F. W. nicht zutrucken vergundt vnd nach gelassen worden. Nun aber in meinem Abwesen / langt schrifftlich an mich / wie das solches Buch / auch andere mein Schrifften / durch euer E. F. W. niedergelegt vnd abgeschlagen sey / nemlich durch anbringen etlicher von Leipzig / vielleicht nicht ohn Scheltwort. Hierauff ist mein vnterthenig Bitt an euer E. F. W. als an mein günstige Herren / nicht dermassen ohn verhör Vngunst fassen / vnd so leichtlich glauben geben / denen / die ich mit warheit berührt hab: Dieweil in sonderheit diese ewer E. F. W. Löbliche Stadt Nürnberg / auß krafft deß Evangelions / die Warheit zubeschirmen vnd auch die / so die warheit öffnen / berümbt zufürdern / lieben / stadt vnd platz reichen vnd geben: Wollen mich solcher Evangelischer Krafft nicht entsetzen. Denn je mehr die Warheit gemeldt wirdt / je mehr sie die Schlangen zuhindern fleissigen. Hat eine Hohe Schule von Leipzig / der ich mich versihe / oder die Facultas gegen mir zuhandlen / gehört meine Perso an / darinnen weder Euer E. F. W. noch andere Gericht / nichts zuhandlen / noch vrtheilen haben / auß Freyheiten der Vniversiteten / biß in vergangene disputation / do billichs oder vnbillichs sich selbst eröffnet: als dann den vnbillichen Theil dermassen verdammen.

So ermahn ich auch Euer E. F. W. zubedencken / soll mir solcher Truck jetzund abgeschlagen bleiben / vnd denselben (der doch auff Euer E. F. W. erlaubnüß angefangen ist) nit vollenden / das daß vorgangen getruckt Buch außgeloschen were / vnd zu schwär zuverstehen / das ich jetzund mit mehrer Fruchtbarkeit erkläre: So must ich mich beschweren / mein fürnehmen vngeendt zubleiben / durch zulassung deß ersten Trucks / das doch nun furhin mit kleinen geschrifften zu ende gebracht mag werden. So die von Leipzig dasselbig nachfolgend lesen werden / acht ich / das sie sich weitter gegen mir

nit einlegen: So aber nit / so soll mir die Warheit hirin zu verkündigen offen stehn in Truck / so es dermassen angefangen ist. Der mangel oder zweiffel hierin tregt / soll offentlicher disputation mit mir eintretten / wie ich denn auch vormals / als jetzund /vrpuetig gewesen.

Bin derwegen deß verhoffens / Euer E. F. W. werden mich auff solchen guetlichen bericht / in meinem Werck / welches doch weder gewalt noch Herrschaft anlanget / sondern allein der armen Krancken nutz betracht vnd fürdert / nit verhindern / dieweil auch das mein geschrifft allenthalben bedeutlich vnterweisen / vnd erklären / auß was gemüth vnd grund ich geschrieben / etc. Das will ich vmb einen Ersamen F. W. Raht / dieser löblichen Stadt / gegen einen jeglichen in sonderheit mit höchsten fleiß verschulden. Hiemit günstiger schrifftlicher Antwort erwartten. Geben zu Beritzhausen prima Martij Anno 1530.

E. W.

Theophrastus von Hohenheim
beyder Artzney Doctor."

„Ihr müßt auch gedenken, daß die, so der Wahrheit zuwider, Platz haben, und die, so der Wahrheit anhangen, vertrieben werden", hatte in seinem ersten Entwurf der letzte Satz gelautet. Weil er der Wahrheit Freund ist, darum haßt man ihn. Und darum wird er gehetzt, von Basel fort, auf Eßlingen hinaus, nun auch aus Nürnberg, das doch eine evangelische Stadt sein will. Er fühlt sich eingefangen, in Intriguen eingesponnen, und gejagt. Man wollte ihn aufs Glatteis führen, behauptet er in der Vorrede der ersten Paragranum-Niederschrift: „Wie habt ihr Luder gelegt, mich unter die Weißgerber zu führen; ... in eure Wolfsgruben werdet ihr selbst fallen." Ja, er spricht diesen Verdacht

noch schärfer aus und er braucht Worte, die wohl den Grund zu der Legende gebildet haben, daß die ihm widerstehenden Ärzte ihn vergifteten: „Und ob ihr mir noch so viel Skorpion in die Speis tätet, so wird das Gift in euch und nicht in mir wirken", heißt es im Berezhausener Vorwort des Paragranum, und in der nächsten Niederschrift: „Es muß (euer Nichtskönnen) hervor an den Tag, und ob ihr schon noch mehr Skorpionen ins Kraut legtet, so wird das Gift in euch und nicht in mir ersticken."

Er weiß es auch, wer seine Widersacher sind. „Ich soll ein verworfen Glied sein der hohen Schule, ein Ketzer der Fakultät und ein Verführer der Disciplin, und sie wollen mich überzeugen mit den falschen Schriften Galeni, Avicennae usw." — Aber: „Wer ist Galen und wer die Professoren, die ihn lesen und verteidigen? Was ist eine hohe Schule gegenüber der untern? Nichts. Bescheißen lernst du überall wohl, Frommheit aber allein auf der niedern."

Wie die in Basel und in Leipzig, wie alle Akademiker, die sich ihrer alten Weisheit brüsten, so spielen sich auch die Nürnberger amtlichen Ärzte vor ihm auf. „Das sind die geschworenen Meister von Nürnberg und ihrer sind von Gottes Gnaden vier; sie sind bestellte Narren, und hütet euch vor solchen bestellten Bescheißern, sie bescheißen die Leute mit Gewalt, dazu helfen Fürsten, Städt und Land", bricht er hervor, und seine Schimpfworte überstürzen sich; es kann nicht anders sein, als daß ihm von dort irgend noch ein Leid geschehen ist.

Geht man doch auch an seine ärztliche Ehre und zieht sie in den Schmutz. „Wie gern spräcbt ihr, als ich zu euch sagen darf: Theophraste, du verderbst die Kranken

ebenso wie wir! Nein, nein, nein; was ihr verderbt, dasselbige unterstehe ich mich wieder aufzubringen. Wills nicht (werden), so habt ihrs vorhin verderbt. Wie kann ein abgehauen Glied wieder angesetzt werden? Also haut ihr die Glieder auch ab ohne Schwerter und Messer, dann sprecht ihr: Theophrastus kann ihm auch nit helfen. Da schlage der Bleisack zu! Wer wollte solche Mörderei wissen aufzurichten? Den habt ihr fünfzehn Mal geräuchert, drei Jahr im (Guajak-)Holz umgeführt; in dem liegt ein Vierling Quecksilber, in dem ein halb Pfund, in dem ein Pfund, in dem anderthalb Pfund; da liegts im Mark, da liegt es im Geäder, da liegt es in den Gleichen; da liegt es lebendig, da liegt es pulversweis, da liegt es sublimiert, in dem liegt es kalciniert, in dem resolviert, in dem praecipitiert, und also dergleichen mit andern Dingen auch."

So wird bei ihm die Nachrede und Verleumdung, die Hetze, die man gegen ihn gebraucht, sofort zum Anlaß, sich zur Wehr zu setzen. Sie schlagen, — er aber schlägt zurück. Nun, da er ihnen in einem gleichen Kampfe gegenübersteht, da er sich nicht allein, verlassen und von einer Übermacht bedrängt sehen darf, nun weicht er nicht um einen Zoll, nun fallen die Schläge und er rückt vor, — „mit was Spott habt ihr mich ausblasimiert, ich sei Lutherus medicorum, mit der Auslegung, ich sei haeresiarcha! Ich bin Theophrastus, und mehr als die, denen ihr mich vergleichet. Ich bin derselbige und bin monarcha medicorum dazu und darf euch beweisen, das ihr nit beweisen könnt. Ich werde den Luther sein Ding lassen verantworten und ich werde das mein auch eben machen, dazu werden mich die arcana erheben. Wer ist dem Luther

feind? Eine solche Rotte ist mir auch gehaß. Und wie ihr auf eurer Seite ihn meint, also meint ihr mich auch, das ist: dem Feuer zu!"

Und wie er sich des Lutherspottes erinnert, wie seine Gegner möglicherweise ihn erneuern, so stößt ihm Basel auf. Basel, da seine Verfolgungen angefangen haben, da sich die Meute der Denunzianten und der leeren Köpfe auf ihn stürzte, — ach, Basel, das ihm den schwersten Schlag getan hat, dessen er gedenkt. Doch er erhebt sich, wund getroffen, zu dem tiefsten Zorn des Herzens. Er schreit es heraus; da er nicht klagen darf, nicht mag, so setzt sein Wundschrei sich in bittere, alles wiederbringende — und es endlich überwindende Worte um. Derb setzt er ein und hebt sich endlich triumphierend über sie: „O euers armen Galeni Seel! Wär er untödlich geblieben in der Arznei, so wären seine manes nit in den Abgrund der Hölle vergraben worden, daraus er mir geschrieben hat; — dess' Datum in der Hölle stand. Ich hätte nicht vermeint, daß der Fürst der Ärzte dem Teufel in den Arsch sollt gefahren sein."

Das Siegesgefühl steigt in ihm auf, er wird der Fürst der Monarchei, das heißt der Führer der neu aufsteigenden Epoche ärztlichen Könnens sein. „So ich kein Behelf wider euch hätte als allein die Zeugnisse der Kranken, wie groß würde ich geachtet werden in der Monarchei. Noch viel mehr werde ich in der Monarchei stehen, so ich euch über der Kranken Kundschaft mit (meiner neuen Lehre) einer vierfachen Fakultät überwinde, und bringe es dahin, daß ich euch lehre und ihr mich nicht. Und was ich von euch gelernt habe, das hat der ferndige Schnee gefressen. Ich hab die Summa der Bücher in Sankt Johannis

Feuer geworfen, auf daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luft gang, und also ist gereinigt worden die Monarchei, und sie wird von keinem Feuer mehr gefressen werden."

Nun darf er ihrer lachen: „Wie wird es euch Cornuten ansehen, so euer Kakophrastus ein Fürst der Monarchei sein wird und ihr Kalefactores werdet Schlotfeger? Wie dünkt euch, so secta Theophrasti triumphieren wird, und ihr werdet in meine Philosophei müssen, und euern Plinium Kakoplinium heißen und euern Aristotelem Kakoaristotelem heißen? Das wird mir zuwege bringen die vis mineralis und generatio mineralium" — also seine adeptische Naturerkenntnis.

Und sein Triumph schwillt an zu einem hohen Lied der Siegesgewißheit und des Stolzes: „Ihr müßt mir nach, ich nicht euch nach, ihr mir nach! Mir nach Avicenna, Galen, Rhasis, Montagnana, Mesue usw., mir nach und nit ich euch nach, ihr von Paris, ihr von Mompelier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Köln, ihr von Wien, und was an der Donau und Rheinstrom liegt, ihr Insuln im Meer, du Italia, du Dalmatia, du Sarmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Israelita! Mir nach und ich nicht euch nach! Euer wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde seichen werden. Ich werde Monarcha und mein wird die Monarchei sein, und ich führe die Monarchei und gürte euch eure Lenden!"

Wenn nicht die Intimatio und manche andere Stelle es bereits verraten hätte, hier steht es deutlich, wessen er sich unterfangen hat. Er hat begriffen, daß die

Welt an einer Wende angekommen ist; das Alte ist morsch, versinkt — und es ist wert, daß es versinkt. Man soll es nicht mehr halten, soll es vielmehr noch ins Sinken stoßen.

Dies Sinken und das Heraufgebären eines Neuen ist aber kein Zerbrechen dieser Welt und des in sie gelegten Sinnes. Auch solche Wendezeiten, solche Revolutionen sind ein Teil der Ordnung, in neuen historischen Perioden treten neue medizinische Verhältnisse auf. Das lehrt die Syphilis, denn es ist ja ein Stück aus seiner Lehre, daß sie als neue Krankheit auftrat oder als eine neue Äußerungsform des Leidens. Auf neue Krankheiten aber gehören neue Medizinen.

Und über dies —, er weiß, die Zeit der Humoristen ist vorüber. Die alte, im Mittelalter geltende Humor- und Komplexionenlehre taugt nichts mehr. Der Name cholera, der Name melancholia, der Name phlegma, der Name sanguis ist nichts anderes als eine fliegende Spekulation, — so geht sein Kampf mehr oder minder deutlich schon seit 1520. Nein, diese Torheiten und die Zeit, in der sie Geltung hatten, ist erledigt. „Nicht verlasset euch so unnützer Wort: wir haben den Vater Galenum und Avicennam. Der Himmel wird andere Ärzte machen, die da werden die vier Elemente erkennen, dazu auch magicam, auch gabalisticam, die euch cataracten (Schleier) vor den Augen sind. Sie werden geomantici sein, sie werden adepti sein, sie werden archei sein, sie werden spagiri sein, sie werden quintum esse haben, sie werden arcana haben, sie werden mysteria haben, sie werden tincturam haben. Wo werdet ihr Suppenwürst bleiben unter dieser Revolution?“

Ja, es ist Revolutionszeit — und mein, so triumphiert er, mein ist die heut aufsteigende, ist die neue Monarchei.

Paragranum

Den ersten Versuch der Stabilisierung dieser Monarchie bedeutet das Buch „Paragranum", der Liber quatuor columnarum artis medicae. Es wird in Berezhausen im Februar 1530 angefangen, wenn nicht gar niedergeschrieben und beinahe vollendet. Wenn Sudhoff im vierten Traktat Anspielungen auf die Sonnenfinsternis vom 29. März des Jahres bemerkt, so gibt das eine zeitliche obere Grenze für den Abschluß unserer Schrift. Von ihrem Vorwort, von dessen Kampf-, Verteidigungs- und Siegesstimmung war im vorigen Abschnitt schon ausführlicher die Rede; es gab mit seinem revolutionären Programm den Hintergrund für das, was hier als Grundlage und Gesetz der neuen Monarchie gewiesen wird.

Vier Säulen, auf denen die Monarchei errichtet wird, setzt Paracelsus: die Philosophia und Astronomia, die Alchemei und endlich virtus oder Tugend. Die ganze Schrift umfaßt gemäß der Gliederung vier Traktate, von denen die beiden ersten uns in einer vorläufigen und endgültigen Ausarbeitung überkommen sind, indes der dritte und vierte Traktat nur in der letzten Fassung existiert. Der Sinn der beiden Begriffe Philosophie und Astronomie geht aus der paracelsischen Kosmologie hervor. „Der ist ein Philosophus, der die untere Sphär (Erde und Wasser) in einer Erkenntnis trägt; der ist ein Astronomus, der die obere Sphär (Luft und Feuer) im Wissen hat, und haben jedoch beide einen Verstand

und eine Kunst, und unter ihnen sind die Mysteria der vier Elemente." Aus der Erkenntnis der vier Bezirke der Natur kommt also der Arzt der neuen Monarchei. Und das ergibt dann auch den Haupt- und Grundsatz dieser neuen Lehre: „Aus der Natur kommt die Krankheit, aus der Natur kommt die Arznei und aus dem Arzt nit. Dieweil nun die Krankheit aus der Natur, nit vom Arzt, und die Arznei aus der Natur, auch nit vom Arzt kommt, so muß der Arzt der sein, der aus den beiden lernen muß, und was sie ihn lehren, das muß er tun. Und lehren sie ihn nichts, so kann er nichts und weiß nichts."

Deswegen also „soll die Philosophie traktieren von allem Herkommen der natürlichen Dinge, und wo sie im selbigen nit traktiert, so ist es vergebens." Deswegen ist alle bisherige Philosophie, sowohl die Aristoteles' wie auch die Alberts, jenes großen frühen Scholastikers und Naturbeschreibers, und die des Aquinaten falsch, denn „Albertus hat seine Lehre nur aus vergebener Spekulation gehabt, also auch Thomas und andere, Hermes und Archelaus", — nicht aber stehen sie auf gründlicher Erkenntnis der Natur. Bei diesem Verwerfen der alten Autoritäten sind beinahe alle Namen interessant; dem neuplatonischen Denker ist natürlich Aristoteles verhaßt, das liegt im Zuge der Zeit, die sich von Aristoteles weitgehend abzuwenden denkt; merkwürdiger ist es, daß auch der, magischer Wissenschaft verdächtige, Albertus magnus nichts mehr gelten soll, — am stärksten aber berührt, daß nun auch Hermes nicht mehr unter die Autoritäten zählt. Der vom hermetischen Denken kommende und noch immer auf hermetischer Basis fußende Paracelsus hat sich vom Zwange dieses großen Namens freizumachen ver-

sucht, wie er mit einem Reformationsgedanken sich vom Zwange des „Weltjahr"-Gedankens löste. Er steht nun völlig frei da, — niemanden mehr verpflichtet als dem eigenen Suchen und Erkennen. Ein ganz im eigenen Grunde Wurzelnder stellt er seine eigene Lehre auf. Sein ist die Monarchei.

Er stellt die eigene Lehre auf, in deren Ton sich doch ein neuplatonisches Suchen und Ergründen nicht verbergen läßt. Denn neuplatonisch oder hermetisch sind seine Ausgangssätze, der Mensch sei Mikrokosmos, und: was oben ist, ist unten. Die Forderung, daß die Natur des Arztes Lehrer werden müsse, ist nur in diesem Zusammenhang gestellt und nur von ihr aus zu verstehen, an eine „Naturheilkunde" des zwanzigsten Jahrhunderts dachte der Hohenheimer nicht, und ihn als Heiligen solcher Wissenschaften anzunehmen, ist verfehlt. Sein Ausgangspunkt, sein Ausgangswissen ist vielmehr der Satz: „Nichts ist im Leib, das dir auswendig nit werd genugsam angezeigt," und: „dieweil nun der Arzt sein erst Wissen aus der Philosophei haben soll, so ist die Philosophei nit aus dem Menschen, sondern aus Himmel und Erden, Luft und Wasser."

Damit ergibt sich denn die Kardinalerkenntnis dieser Philosophie: „Der Mensch ist nach Himmel und Erden gemacht, denn er ist aus ihnen gemacht. So er nun aus ihnen gemacht ist, so muß er seinen Eltern gleich sein, ebenso wie ein Kind, das seines Vaters alle Gliedmaßen hat. Also hat sie der Mensch seinem Vater gleich. Sein Vater ist Himmel und Erden, Luft und Wasser; dieweil nun sein Vater Himmel und Erde sind, so muß er alle ihre Art haben und all ihre Teil und nit eines Härleins mangeln." Der Kosmos ist also der

‚große Mensch', er ist der kleine; das Draußen ist der Makro-, er der Mikrokosmos.

Aus diesem ergibt sich leicht der nächste und notwendige Schluß: „Erstlich teile alle Gewächs aus der Welt, in vier Teile: einer ist mineral, das sind mineralia, die sind des Wassers; der andere ist fructus, Bäum und Gras, und ist der Erden; der dritte ist manna, tereniabin, und das ist die Luft; der vierte Regen, Donner, Schauer, und es ist des Feuers. Also werden die vier geteilt in vier Element, in vier Mütter. So nun also vier Mütter sind und viererlei Kinder, so teilt desgleichen den Leib in viererlei Krankheiten, in Metalle, in Früchte, in Mannas, in Regen, Schnee. So ihr nun die wollt erkennen im Menschen, so wisset sie aus dem äußeren zu erkennen." — Im Menschen sind also die vier elementischen Reiche allesamt vorhanden. Und wie sie drin sind, wir in ihnen stehen, sind auch ihre Früchte drin. „Ihr habt Metall im Wasser, auch Metall der Erden, auch des Feuers, auch der Luft; ihr habt viererlei Mercurii, viererlei betonica, viererlei tereniabin, viererlei Amethysten, und deren allen ist kein anderer Unterschied als allein der Form; diese Dinge sind nit anders, denn wie sie im Menschen sind, denn vierfach ist er gesetzt und formiert." — So sind auch unsere Krankheiten nur Gewächse, und entsprechen den Gewächsen, die draußen sind, das heißt die in den Elementen draußen wahrgenommen werden.

Zwei Stücke in dieser Lehre sind wesentlich: die Elemente sind die Mütter der Erscheinungen, sie bringen die Früchte, — aber der Vater ist die „Idee". Aus einer Idee, aus einem bestimmten Wesentlichen wird in den vier verschiedenen Elementen viererlei Erscheinung; wir wissen, nicht was wir sehen, sondern das

arcanum in den Dingen ist das Ding. Dieselben Ideen wie draußen wirken und treiben zu Erscheinungen auch im Kosmos Mensch. Die äußere Erscheinungsform ist wieder eine andere; aber das ist nicht so wichtig; das Wichtigere ist, daß so der Mensch in die Natur gebunden ist. „Denn wie es außen ist, also ist es in ihm auch, und was außen nit ist, das ist in ihm auch nit. Und ein Ding ist das Äußere und das Innere, eine Konstellation, eine Influenz, eine Konkordanz, eine Zeit, ein Erz, ein tereniabin, eine Frucht. Denn das ist der Limbus, in dem alle Geschöpfe geborgen liegen und sind." — Limbus ist hier so viel wie Mutterschoß, wie in sich selber wachsend, wie die „große Welt", denn er fährt fort: „Im Samen, da liegt der ganze Mensch, das ist limbus parentum. Nun, limbus Adae ist gewesen Himmel und Erde, Wasser und Luft, und ist dasselbige."

Nach solchem Versuch, den Menschen in die Natur zu rücken, ihn in ihr zu bergen, ist eine Auseinandersetzung über die wechselseitigen Beziehungen not. Doch lassen sie sich auf einen verhältnismäßig einfachen Nenner bringen: der Mensch, ein Teil des großen Kosmos, partizipiert an ihm. Von Paracelsus wird das gern im Bilde des von-ihm-Essens ausgedrückt. Wir essen von unserer Mutter, ist die Formel, die er schuf. Das aber wird nun der Angelpunkt der paracelsischen „Astronomie": „Wie der Mensch von der Erde ein Teil ist, darum muß er aus der Erde essen; desgleichen ein Teil vom Wasser, darum so muß er von dem Wasser trinken, und also von der Luft ein Teil, darum er sie haben und an sich ziehen muß. Also wisset auch, daß er dermaßen die anziehende Kraft vom Himmel in sich hat." — Wenn uns der Himmel inprimiert, ist das eine

Konsequenz der Schöpfung aus den Elementen: wenn wir nicht himmlisch wären, so könnten und würden wir nicht nach dem Himmel langen.

Denn wir sind himmlisch. „Die Hand, die Licht und Finsternis geschieden hat, und die Hand, die Himmel und Erden gemacht hat, hat das Untere im Mikrokosmo auch gemacht, aus dem Obern genommen und beschlossen in die Haut des Menschen alles, was der Himmel begreift. Also ist im Menschen ein Firmament wie im Himmel, — nicht aber von einem Stück, sondern es sind zwei." Das heißt, wir sind zwar die vier Elemente, nicht aber ein Stück nur aus dem großen Kosmos herausgeteilt, und dieses Abgetrennte in eine Menschenhaut geschlossen, sie sind vielmehr in uns zu einem neuen Kosmos, zu einer neuen Geordnetheit geschaffen worden. „Doch aber ist ein Ding das obere und innere Gestirn und nicht geteilt in ihren Kräften, sondern gleicherweise wie die Luft in einem verschlossenen Glase auf und ab geht, gut und böse sich wandelt wie die äußere, und ein Ding ist, also sollt ihr auch wissen, daß ein Ding im Leib und im Himmel ist." — Nun lehrte es ja schon die paracelsische Syphilisentstehungstheorie: „Alle Infektion geht an im Gestirne, und vom Gestirne folgt es hernach in den Menschen, — das ist, so der Himmel fertig ist, so fängt der Mensch an. Nun ist es nicht, daß der Himmel hinein in den Menschen stoß, sondern das Gestirn im Menschen, das ist in der Hand Gottes verordnet nachzutun, das der Himmel äußerlich anhebt und gebärt." — Das, was im Himmel geschieht, spielt sich in einem parallelen Geschehen unten ab; die Exaltation der Venus rief eine Exaltation luxuriae hervor. Daß es sich hier um „Kräfte", nicht aber um mate-

rielle, körperliche Einwirkungen handelt, hat die Syphilisschrift bewiesen.

Hieraus ergibt sich aber jetzt der große instruktive Sonderfall des Arztes. Das äußere Firmament wirkt auf das innere ein und führt es in die Krankheit. „Dieweil nun aber im Grund kein ander Wissen da ist, was die Krankheiten sind und wie sie wachsen, so können wir von denselben anderes nit schreiben, denn was die astra lehren und anzeigen. Hierauf folgt nun, daß wir in der Heilung auch nit weiteren Grund haben, zu ordnen oder zu setzen nach unserm Gutdünken als allein, was wir aus der Anzeigung der großen Welt lernen und sehen." Was aber heißt das? Es sagt nicht mehr, als daß der Arzt verstehen muß, die beiden, die astralische Venus und die gewachsene Venus, den astralischen Mars und den gewachsenen Mars zu konjugieren, denn, fährt er fort, es handelt sich bei der Arznei ja nicht darum, nach alter Komplexenlehre zu sagen, „dies Kraut ist heiß, und dies ist trocken, sondern das ist Venus, das ist Mars, das Polus usw." Das will bedeuten: die Krankheit, die von Venus imprimiert wird, kann nur Venus, wir sagen besser die Kraft Venus, wieder heilen.

Aus diesem Gedankengange entspringt die paracelsische Forderung, daß man bei der Benennung einer Krankheit nicht den alten überlieferten inhaltslosen Namen braucht, daß man vielmehr im Krankheitsnamen die ursachende Kraft bezeichnet; man nennt sie nach der Art der Arznei, nach ihrem Einfluß oder ihrer Materie, die Syphilis nach ihrem Einfluß also Venus, nach ihrer Materie luxus (Geilheit), nach der Arznei crepinus. Das ist viel mehr als eine Schrulle; denn jeder der Namen bezeichnet — im Gegensatz zu einem

Worte wie Syphilis — die Kraft, aus welcher die Krankheit aufgegangen und entstanden ist, und nennt die Heilung schaffende, — denn es ist ja die gleiche Kraft, die sich im oberen wie im unteren Himmel und in der Arznei erweist.

Mit diesem Hereinbeziehen der Arznei wird aber das paracelsische Weltbild nun erst ganz. Der Kosmos geschieht, der Mikrokosmos nimmt an und erleidet, und die Arznei macht wieder gesund. Das alles vollzieht sich nicht in Körpern oder Dingen, sondern Kräften. Das ganze Geschehnis, so wie es der Arzt erkennt, ist ein Entsprechen, ist ein Bezug der Kräfte, ist ein Kräftesystem. Und dieses Spiel und Sichzusammenfügen und Sich-Entsprechen in den Kräften ist nicht eine mechanische Operation. Wenn nichts bisher es lehrte, sagte es doch der große und bedeutende Satz: „Die astra und corpora sind die, die da leiden und sind die, die gesund und krank sind." Nicht ein mechanisches, sondern ein organisches Weltbild baut sich vor uns auf. Man denkt an zwei Begriffe, die schon häufiger begegnet sind, und die sich doch erst hier in ihrer vollen Geltung offenbaren, die Ordnung, die ihm die Grundfunktion des Kosmos ist, und seine Harmonie.

Denn Ordnung und Harmonie erscheinen uns auch in allen anderen Bezügen dieser Welt; so wie der Himmel wirken die übrigen Elemente in den Menschen, — wenn diese Wirkungen für den Arzt auch nicht so viel wie die des Firmaments bedeuten.

Die beiden ersten Bücher des Paragranum geben so ein Bild des Mikrokosmos, wie er als leibliches Wesen aus den unteren Elementen, und als geistiges aus den beiden oberen existiert. In Wahrheit ist aber nur der geistige, der Kräfte- und Mächtemensch von Wichtig-

keit, denn aus dem inneren Firmament geschieht ja alles höhere menschliche Sein. Und dieser Mikrokosmos der Philosophie und Astronomie steht eingeordnet in die große Welt, geschieht in ihren Bindungen, ihren Vollzügen und Zusammenhängen, wenn er sich nicht durch seinen Willen ihren Forderungen widersetzt. „Gleicherweise, wie durch ein Glas die Sonne scheint in einen Palast und in einen Saal, also geht es (die gestirnte impressio) durch den Leib hinein. Und wie ein Vorhang vorgehängt wird, also ist der Mensch in seinem Willen auch gesippt, — er kann dem Himmel Folge leisten oder nicht." Was wir vorhin nur mühsam aus den Schriften über die Franzosen schließen konnten, das steht hier deutlich da: es liegt in jedes Menschen Willen.

Der Grundsatz Paracelsi, den wir über allen andern Erörterungen nicht vergessen dürfen, verlangte als Basis jedes ärztlichen Wissens das Erkennen der Natur. Aus der Natur ward hier der Mensch erkannt —, und wieder in der Natur, in einem Sich-ihr-Gleichmachen, steht das dritte Buch. Das dritte Buch des Paragranum handelt von der dem Arzt notwendigen Alchemie. Die Alchemie ist die Bereiterin der Dinge; der Magen, der aus der Speise Nahrungssäfte kochte, war im Volumen Paramirum schon ein Alchemist; der Bäcker, der Schmied ist einer, und auch der Arzt muß ein Spagirus sein. Er hat die in den Kräutern liegenden arcana herauszulösen und zu fertigen.

Wenn beispielsweise der Arzt mit dem Saphir als Mittel operieren will, so muß er ihn zerbrechen, „daß die corpora davon kommen und das arcanum bleibt.

Das corpus muß hinweg, denn es hindert das arcanum, gleicherweise wie aus dem Samen nichts wächst noch wird, allein er werde denn zerbrochen. Welches Zerbrechen das ist, daß sein corpus faulet und das arcanum nit. Also auch das corpus saphiri. Welcher will der Natur ein Bereiter sein, der muß da hindurch, denn die Natur will, daß in allen Wegen die Bereitung bei den Menschen sei wie in ihr." So kehrte das dritte Buch zu jenem Haupt- und Grundsatz dieses ganzen Werkes wieder, den Paracelsus als die Basis seiner Monarchei empfunden hat.

Man könnte wohl sagen, daß es genügt, was hier an Revolutionärem geschehen ist. Und doch steht hinter diesem Grundsatz noch ein größerer und bedeutenderer. Es heißt einmal: „Soll der Mensch wissen, was im Himmel ist, was in der Erde, was in der Luft, was im Wasser, warum ist das? Darum, daß er erkennt, wer er sei und woraus er sei. So diese Erkenntnis nit not wäre, der Mensch würde nit krank sein. Aber daß der Mensch sehe, wer und was er sei, darum muß er seinen Vater erkennen mit Krankheiten und Gesundheiten. Diese Krankheiten der Menschen und ihre Gesundheiten sind allein darum, daß der Mensch Limbum erkenne, aus dem er geboren ist, und das Vieh im Wald und im Feld erkenne, auf daß er sehe, daß er gleich wie das Vieh ist und nichts besseres. Darum soll der Mensch sich selbst betrachten und erfahren sein in allen Kreaturen, auf daß er sich selbst erkenne." — Der Mensch ist also erschaffen, um zu erkennen und um die Höhen und die Gründe unsers Daseins zu begreifen. Die Höhen und die Gründe des Seins. Was Doktor Faustens Schuld war, nicht jenes historischen Fausts, doch des Johannes Faust des Volksbuches Schuld, daß er in alle

Höhen und alle Tiefen imaginierte und Adlers Flügel an sich nahm, das wird hier zu des Menschen Verpflichtung und Berufung.

So langt das Paragranum weitaus über das Medizinische hinauf, wenn auch nach Paracelsi Wort der Arzt als der Erkenner berufen ist. Sein Buch gilt allgemein. Es wendet sich aber durchaus an den Arzt, von dessen virtus, das heißt dessen Tugenden das vierte Buch des Paragranum spricht. Es stehen hier große Worte von den ethischen Verpflichtungen eines Arztes, was Gott von diesem fordere und wozu er ihn berufen habe. Der Arzt soll treu sein, redlich, soll auch eines guten Glaubens sein, auf daß die Leute an ihn glauben, denn von dir zu Gott, vom Volk in dich will Gott, er soll sich keusch und rein verhalten, soll kein Hurer sein, sich nit mit Lügnerei ernähren oder Trügen und so fort.

Hier wendet das Ganze aber auch zu seinem früheren Ausgangspunkt zurück. Denn ‚kunstreich" ist eine der wesentlichen Forderungen an den Arzt. „Was ist nun Kunstreiche eines Arzts? Daß er wisse, was den unempfindlichen Dingen nutz sei und zuwider sei, was den beluis marinis, was den Fischen, was den brutis angenehm und unangenehm sei, was ihnen gesund und ungesund sei. Das sind kunstreiche Ding, betreffend natürliche Ding. Was mehr? Die Wundsegen und ihre Kraft, von wannen oder aus was sie das tun; was Melusina sei, was Sirena sei, was permutatio, transplantatio und transmutatio sei, und wie sie mit vollkommenem Verstand zu fassen seien, was über die Natur sei, was über die Art sei, was über das Leben sei, was das Sichtbar und das Unsichtbar sei, was die Süße und was das Bitter geb, was da schmeck, was der Tod sei, was dem

Fischer diene, was dem Lederer ... was jedweder Stand mach, was jedweder Stand sei, was jedwedes Stands Ursprung sei, was Gott, was Satan sei, was Gift, was Gegengift sei, was in Frauen, was in Mannen, was Unterscheid zwischen Frauen und Jungfrauen, zwischen gelben und bleichen, zwischen weißen und schwarzen und roten und falben in allen Dingen, warum die Farb da, eine andere da, warum kurz, warum lang, warum geraten, warum gefehlt, und was diese Adepterei antrifft in allen Dingen." Kunstreiche des Arztes ist also Adepterei, und ist die alles ärztliche Tun bedingende virtus oder Tugend.

Vier Säulen des Arztes — in Wahrheit aber ist es nichts als eine: „Der Arzt ist der, der nicht mit den Poeten seine Zeit verliert. Denn was ists weiter, so ihr in boni litteris übertrefft den Vergilium? Sagt mir eins: ob alle Vergilii Werk sich mit einem Arzt mögen vergleichen, der nichts als allein tapsum (die Königskerze) kennt? Was ists, so ihr der Lucanus selbst seid und seid Ovidius und seid Horatius? Ob nicht Vergilius bereut hab seine geschriebene Torheit vor seinem End? Auch der Horatius? Was ist aber, das den medicum reut? Nichts, denn er hat seine Tag vollbracht mit den arcanis, und hat in Gott und in der Natur gelebt als ein gewaltiger Meister des irdischen Lichts."

In diesem Bekenntnis, das in den Ostertagen 1530 niedergeschrieben worden ist — es steht in den „hinfallenden Siechtagen" —, wird der letzte Sinn des paracelsischen Paragranum offenbar. Der Arzt ist der gewaltige Meister des irdischen oder des natürlichen Lichts. Natürliches Licht, das ist bei Paracelsus und bei seinen Freunden das Erkennen. Er ist, vielmehr sein Herz

treibt ihn dazu, der große Erkenner, und der große Begreifer alles dessen, was Gott schuf. Er hat ergriffen und hält in seiner Hand, was diese Welt im Innersten zusammenhält, schaut alle Wirkungskraft und Samen und braucht nicht mehr mit Worten kramen. Er ist der Arzt, gewiß, der große medizinische Reformator einer Umbruchszeit. Doch seine Reformation ist nicht so wichtig als was Paracelsus selber ist. Er steht vor uns als der ins Unbegreifliche langende Mensch des Suchens jener Jahre, der — wie sein Prototypus Faust — die Seele verkaufte, um es zu erkennen, um einen Grund, nein, um den letzten Grund des Seins zu finden.

Und er sucht diesen Grund in der von Gott geschaffenen Natur.

In eben den Wochen, in denen Paracelsus in mehreren Anläufen dies sein Paragranum schreibt, wirft er — aus Zwang des Herzens — auch die Schriften De Caducis aufs Papier. „Von den hinfallenden Siechtagen" dürfte um Ostern 1530 anzusetzen sein, wenn wir den wortespielenden Sätzen am Ende des ersten Buches Glauben schenken wollen, — auf jeden Fall steht es den Tagen des Nürnberger Druckverbotes nahe, wie eben die Stelle ausspricht und wie aus Parallelen zum Paragranum sich erweisen läßt. „Von den hinfallenden Siechtagen" setzt sich aus zwei besonderen, aber eine geistige Einheit bildenden Büchern, dem ersten von der Fallsucht, und dem zweiten „von den hinfallenden Siechtagen der Mutter", das von den hysterischen Frauenleiden spricht, zusammen. Sie gehen auf eine Baseler Vorlesung vom caduco, die aber so war, wie

damals die auditores gewesen sind, zurück. Ihr Grund ist ganz der Grund, dem wir in seiner Paragranum-Schrift begegnet sind: „Der Mensch hat vier Anatomei und ist doch ein Leib und aber vier, aus Ursachen, daß der Leib in vier Teile geteilt ist: in die Erden, das ist das Fleisch, in das Wasser, das ist das Blut, in die Luft, das ist sein Chaos, in das Feuer, das ist in die Gradus. Nun also sind viererlei caduci: der Erden, der Luft, des Feuers, des Wassers (im Menschen)."

Das ist der Ausgangspunkt, den Paracelsus im zweiten Traktat des ersten Buches kosmologisch unterbaut. In einem jeden Element sind seine Früchte und ist daneben seine Wirkung, sein impressio. Wenn sich das astrum des Elementes Feuer in seine Wirkung führen will, entsteht der Donner, — in der Erde das Erdbeben, im Wasser der Lorint, der Wasserschrei, und in der Luft ein wetterähnlicher impetus. Das aber geschieht nun gleicherweise im vierelementigen Menschenkinde. „Denn was außen ist in der großen Welt, begriffen in ihren vier Elementen, dasselbe muß im Menschen auch sein."

Die Welt ist nach dem oft von Paracelsus gebrauchten Bilde ein verschlossenes Ei, der Dotter die beiden unteren Elemente, das Klar die Luft, das Häutchen aber das Firmament. In dieser Welt sind alle Kreaturen in ihrer vollkommenen Vielfältigkeit vorhanden. Nun ist der Mensch als Mikrokosmos eine Summe aller Kreaturen. Er liegt — als Kind — in der Gebärmutter, in der Matrix, um und um beschlossen. Die Matrix ist so des Kindes „Welt", das aber heißt mit anderen Worten: die Matrix ist eine kleine Welt, im andern Sinne wiederum ein Mikrokosmos. Und in dem Mikrokosmos

geschehen dieselben „Donner" wie im großen Kosmos, — das sind die weiblichen caducischen Krankheiten oder die Hysterie. Das darf man, auf das Gröbste abgekürzt, vom Inhalt der „hinfallenden Siechtagen" sagen. Sie sind in Paracelsi Wachsen kein Vorankommen und kein Fortschritt im System, doch sie sind interessant als Paraphrase des im Paragranum Dargelegten, und interessant als Vorspiel zu der Lehre von den Frauenkrankheiten seines Opus Paramirum.

Ergreifender, als was dies kosmische Einsgefühl verrät, ist aber ganz gewiß ein anderes: das heute noch erschütternde Mitgefühl, das für die epileptisch Kranken hier zutage tritt. „Ich ermahne euch an die Armen, die vor euern Türen liegen, fallen und schaumen, daß ihr da helft, ratet und Nützliches vollbringt. Daß nicht... eure Unbarmherzigkeit zu Gott schreiet von den Armen." Es ist wie das Erweichen eines festen Herzens, das aus diesen Worten klagt; ein ganz gewiß nicht harter, aber ruhigerer Mann neigt sich herab, neigt sich zum Bruder, der im Staube vor ihm hingeschlagen ist.

Das ist, was diesem Buch „Von den hinfallenden Siechtagen" seine Farbe gibt. Das Spitalbuch erkannte bereits, der Arzt stehe in der Liebe, doch es war mehr Erkenntnis als Erlebnis, was da aufgeschrieben worden ist. Hier nun fühlt man Ergriffenheit, — und das macht diese im System nicht wichtige Schrift so wert.

Der Mensch, der Paragranum schrieb, kommt in ihr unverhüllt zu Worte.

Magie der Bilder

Die Jahre 1528 und 1529 sind die Jahre einer großen Wende. Es wurde bereits gezeigt, wie der philosophus adeptus weiterwächst, wie seine Bemühungen um die „Geheimnisse" nicht bei deren Enthüllung halten bleiben, wie er vielmehr zu einer philosophischen Grundlegung schreiten muß, wie er die erste sogenannte „Naturphilosophie" geschaffen und gegründet hat. Das scheint ein Abgleiten und ein Ausweichen aus dem adeptischen Bezirk zu sein, als rücke er nun von dessen Feuern in ein nüchternes und helles Tageslicht. Und ganz gewiß hat solch ein Übergang ins volle Licht des Tages stattgefunden, wenn auch ein Mann mit guten Augen noch die alten Flammen brennen sehen kann. Adepta philosophia entfaltet sich zu einer allen zugängigen Weisheitslehre.

Ich sagte, daß man trotz allem noch die alten Feuer brennen sehen könne. Es tritt in diesen Jahren eine neue Seite der adeptischen Lehren an das Licht, das ist die Wissenschaft von den durch Bilder uns gegebenen Offenbarungen. Und diese Wissenschaft wird gleicherweise theoretisch wie auch praktisch dargetan. Sie setzt, für uns erkennbar, 1529 oder 1530 ein mit Paracelsi „Auslegung über etliche Figuren Jo. Liechtenbergers", fährt fort in einer „Auslegung der Figuren, so zu Nürnberg gefunden seind worden", den sogenannten Papstbildern, und legt ihren theoretischen Grund in dem zuweilen fragwürdig anmutenden, undatierten „Liber de imaginibus", in dem vielleicht ein Dritter paracelsische Gedanken zusammenzufassen suchte. Weil sämtliche eben genannten Schriften ganz und gar aus einem Grunde kommen, ist es am ein-

fachsten, nicht der chronologischen Ordnung nachzugehen, sondern die theoretischen Darlegungen dieses liber in den Vordergrund zu rücken.

„Nun ist erstlich zu wissen, daß die Bilder und Figuren haben ihren Ursprung und Herkommen aus der Kunst Magica und (sind) von den Heiden und Babyloniern erfunden." Der Ursprung ist ihm gewiß, denn er betont ihn immer wieder. Dann fährt er fort: „Durch Bilder ist möglich, alle Ding zu lernen, prophezeien und weissagen, von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dingen, allein durch Bilder und Figuren. Also mag man auch alle Künste lernen und anzeigen durch Bilder so wohl als durch Schriften und Bücher, wie denn Petrus de Abano seine Kunst magiam und nigromantiam durch Bilder und Figuren zu Padua hinter sich gelassen hat." — Wie hier den großen Magier des Mittelalters, so nennt der Hohenheimer in den Papstbilder-Auslegungen auch das wichtigste magische Buch, das je geschrieben worden ist, die kleinen Kyranniden; er steht mithin ganz in der magisch-adeptischen Literatur der vor ihm liegenden Jahrhunderte.

„Der aber ein solch Bildnis und jede Figur verstehen und auslegen will und ihre Bedeutung wissen, muß ein guter Astronomus und Magus sein, denn die Bilderkunst geht aus der magica. Sehet an die heiligen Propheten, vornehmlich aber Esaiam und Ezechiel und Sankt Johannem; diesen ist das Geheimnis des Reichs Gottes allein durch Bilder und Figuren, so sie im Schlaf oder Geist gesehen, eröffnet worden. Sehet auch an die alten wunderbarlichen Bilder und Figuren, so zu Nürnberg im Karthäuserkloster sind gefunden worden, was sie für eine große, wunderbarliche Bedeutung haben aus der magica über das ganze Papsttum, davon ist auch

ein besonder libell gemacht hab mit einer wohlbewährten magischen Auslegung. Also seht auch an Hermetem, Geberum und andere philosophos viel mehr, haben sie nicht auch ihre Kunst alchimiam und spagiricam mehrerteils durch Bilder und Figuren aus der magica angezeigt?" — Es wird hier auf die manchen alchemischen Bilderschriften hingewiesen, durch welche in einer Reihe von Bildern die spagirischen Prozesse vorgetragen wurden.

Die weiteren Erörterungen des Liber de imaginibus sind — wenn auch etwas gewaltsam — in zwei große Hauptteile aufzugliedern; es ist die Rede von einer Erkenntnis aus den Bildern und von Zauber durch die Bilder. Die aus den Bildern zu gewinnende Erkenntnis ist verschiedenartig. Die eine ist Chiromantia, die Erkenntnis des Inneren aus dem Äußeren. „Und das sollt ihr wissen und wohl merken, daß der chiromantiae vielerlei sind, und nit allein die, so in Händen der Menschen zu sehen, darnach den Menschen zu beurteilen, wozu er geneigt sei und was ihm begegnen und Gutes und Böses widerfahren werde, sondern es sind der Chiromantien noch mehr, eine chiromantia der Kräuter, eine chiromantia des Laubes an den Bäumen, eine chiromantia des Holzes, eine chiromantia der Felsen und Bergwerk, eine chiromantia der Landschaften durch die Straßen und Wasserflüsse." Das Wort verwischt, daß hier ein Sinnvolles und Begreifliches gefordert wird, denn eine chiromantia der Bergwerke zum Beispiel besagt doch weiter nichts, als daß man aus bestimmten Merkmalen bestimmte Erzvorkommen erschließen und erkennen könne, wie etwa bestimmte Kräuter bestimmte Erze oder Salze zu verraten vermögen. „Ihr sollt wissen, daß die chiromantia

ein Anfang ist der magica. Und keiner kann vollkommen magiam lernen, er wisse und lerne denn zuvor die chiromantiam, denn die chiromantia ist der magica ABC."

Die Chiromantia ist aber nichts anderes als die paracelsische Signaturenlehre, nach der ein jegliches Ding durch signa seine innerste Kraft und Eigenschaft verrät. „Seht an die Wurzel satyrion, ist sie nicht gestaltet wie eines Mannes Scham? Niemand kann anders sagen, darum sie durch die magicam anzeigt und durch die magica ist gefunden worden, daß sie den Mannen ihre verlorene Mannheit und Unkeuschheit wiederbringt." — Auf seinen Ausfahrten nach den „Geheimnissen" ist der Hohenheimer gerne diesen Weg gegangen; ein Teil aus den natürlichen Mysterien wurde durch die Signatur eröffnet.

Doch diese Geheimnisse sind in unserm heutigen Zusammenhange nicht so wichtig, wenn auch ihr Grund der ist, daß Gott durch Signaturen ein Verborgenes sagen will. Er will durch Zeichen auch das vordeuten, was die Zukunft bringt. So ließ er Kreuze regnen, — „die haben eine große Prophezei angezeigt einer künftigen großen Veränderung und Zwietracht in Religionssachen und eine große Kreuzigung und Verfolgung der Christen und der Kirche Christi. Denn darauf ist bald der Luther mit seiner Lehr herfürkommen und eine Sekte nach der andern."

Weil Gott sich offenbaren will, das ist der nächste Schritt in diesen Schlüssen des Verfassers, muß er die Schrift gebrauchen, die der wissende Mensch versteht. Die magica hat diese Schrift geschaffen, und ein jeglicher, der sich unterstehen will, die Vorbedeutungen Gottes auszulegen, muß nicht allein ein guter Astronom,

er muß daneben auch ein guter magus sein, „und gar wohl und gründlich wissen, was eine jede Stadt, ein jeglich Land, Fürst oder Herr für ein Zeichen hat. Als ein Exempel: der Adler bedeutet in der magica den römischen Kaiser oder allein sein Kaisertum, drei Lilien oder allein nur eine Lilie den König in Frankreich ..."

Wir sind damit bei den Emblemen oder heraldischen Figuren, die in der Zeit bei suchenden Köpfen eine so besonders große Rolle spielten. Für Paracelsus sind sie magischen Wesens, — ja sie sind die magische Sprache, in der dem Magus die zukünftigen Geheimnisse aufgeschrieben worden sind.

Was hier gelehrt ward, haben die beiden schon genannten Schriften in die Praxis umgesetzt. Sie handeln und legen in jener Zeit berühmte und verbreitete Bilderreihen aus. Die erste erläutert eine Anzahl der Figuren aus dem Liechtenbergerschen Vaticinium. Johannes Liechtenberger aus Mainz schrieb 1488 ein Prognosticon, in dem sich allerlei Weissagungsgut der Zeit ein Stelldichein gegeben hat. Woher die Bilder des gedruckten Textes kommen, wissen wir noch nicht, sie finden sich jedoch schon in der Mainzer Ausgabe 1492. Um 1527 aber kramt man Liechtenberger wiederum hervor, weil man bei ihm Beziehungen auf Luther und die Reformation gefunden haben wollte, und ein bebilderter Druck der Jahre kam dem Hohenheimer in die Hand. Er meldet zu den dort vorgetragenen Auslegungen eine Anzahl Widersprüche an. Die Widersprüche stehen auf dem Grunde, den der Liber de imaginibus enthüllte. Er deutet etwa: „Der

weiß Schenkel (eines Bildes) ist ein Frauenbein, bedeutet nach der magic Unkeuschheit." Wo Liechtenbergers Worte oder die Papstweissagungen eine andere Erklärung geben, verwirft er sie, und führt die ihm geläufigen Inhalte herein. (So werden die beiden Auslegungsschriften zu Kritiken der vorangegangenen Bilderläuterungen.)

Der Ansatzpunkt des paracelsischen Widerspruches war die Franzosenfreundlichkeit Johannes Liechtenbergers. Drum setzt er ein: „Hie führt Liechtenberger ein Lob der Franzosen herein, zum besten als er kann. Sagt hie von einem Geruch der Lilien, der werde grün machen einen dürren Baum. Auf solche Konstellation habt acht, daß sie nicht weiter, denn so weit das Papsttum (der dürre Baum) und Frankreich einbegriffen ist, greift und wird so treffentlich nit sein, als treffentlich davon geschrieben wird. Weiter treibt Liechtenberger von den Französischen eine lange Gugelfuhr und setzt von ihnen viel von der Natur der Lilien, welches weder bei den Astronomis noch Magicis wahrhaftig befunden wird, und hat vielleicht vergessen die Bedeutung der drei Hahnen, (eines vorhergehenden Bildes), und führt ein Lob herein; vielleicht haben ihn die Kronen dazu bewegt." — Das deutsche Herz in Paracelsus ist unter dem Lobe Frankreichs aufgezuckt, weil diesem Lobe anscheinend eine Minderung des Ansehens Deutschlands beigegeben war.

Ich will die einzelnen Stücke dieser Auslegung hier nicht zur Besprechung bringen; sie können ja heute niemanden mehr als den Historiker interessieren, wenn es auch schade ist, daß manches schöne Wort dabei verloren geht, wie etwa der Hinweis auf den schlafenden König Matthias, welcher Ungarn retten wird. Wir

werfen statt dessen noch einen Blick auf Paracelsi Papstbilder-Kommentar.

Der Liber de summis pontificibus ist eine aus zweimal fünfzehn Bildern bestehende Papstweissagung, die von den Joachiten aus dem Byzantinischen genommen worden ist; die zweite Fünfzehnerreihe ist älter als die erste, doch gehören beide wohl dem vierzehnten Jahrhundert an. Im Jahre 1527 holte der lutherische Geistliche Osiander sie hervor, und druckte die im Karthäuserkloster Nürnberg aufgefundene Bilderreihe mit verschiedenen gegen die katholische Kirche gerichteten „Erläuterungen" ab.

Auch hier geschah den Grundsätzen magischer Bildauslegung nicht Genüge, und Theophrastus Paracelsus deutet die dreißig alten Bilder durchaus um und neu. Es ist nur weniges, was er von Osianders Weisheit beibehält. Das Ganze wird ihm zu einem großen Roman von Aufstieg, Fall und Untergang der päpstlichen Gewalt, bis in den letzten Bildern sich ein reines, neues Papsttum melden will. Die Art und die Methode der von Paracelsus eingeführten Deutung ist die schon gezeigte. Da weist die 21. Figur: den Papst und unter ihm einen Ochs, und Paracelsus deutet: „Dieser Figur Auslegung ist, daß der Papst vom Stier wird Hilf haben in seinen Dingen; aber so hart wird es zugehen und so schwer, daß der Stier wird müd werden ... Das ist nach Inhalt aller magic nichts als die Schweizer, die dem Papst sein guardi haben auferhalten und mit ihm gelitten Sturm, Not und Krieg und Schlacht, und haben sich aber so müd gemacht, daß sie nicht mehr mögen ..."

Uns ist an seinen Papst-Weissagungen nur die Frage interessant, wann sie und auch in welchen historischen

Zusammenhängen sie entstanden sind. Aus den Erörterungen zur 24. Figur darf man wohl als bestimmt annehmen, daß sie erst während oder besser nach dem Nürnberger Aufenthalte Paracelsi niedergeschrieben wurden, denn er erkennt im Bilde Nürnberg als „gut abcontrafetet". Man wird sie also frühestens auf 1530 setzen dürfen, (in welchem Jahre er sich nach Ausweis einzelner Fragmente auch mit ihr beschäftigt hat), vielleicht sogar erst nach dem Juni 1530, wenn nämlich wahrhaftig beim vorhergehenden Bilde auf den Augsburger Reichstag hingewiesen würde. Da aber in der Erläuterung zum 24. Bilde abgestritten wird, was Osiander reimte, daß in Nürnberg irgendein Reichstag abgehalten werden solle, muß diese Erörterung vor 1532 niedergeschrieben worden sein. Wir kämen damit auf Ende 1530 oder 1531, in jene, von paramirischen Gedanken und religiösen Fragen aufgewühlten, großen Jahre.

Die Frage, woher die beiden Bilderprophetien denn gekommen sind, hat sich der Hohenheimer anscheinend damals nicht gestellt. Der Liber de imaginibus, nachdem er Petrus de Abano, Hermes usw. nannte, spricht: „Wie denn deren Bilder und Figuren und alten Gemälde noch sehr viel hin und wieder gefunden werden an viel und manchen Orten, da man aber gar keine Achtung darauf gibt, da man ihrer Bedeutung wenig gedenkt, noch viel weniger erkennt. Doch aber nicht ohne große Ursache da sind und von den alten Magis aufgezeichnet und aufgerissen worden. Und das ist auch vor gar alten Zeiten mehr denn jetzt im Brauch gewesen; das beweist sich noch oft genugsam, daß man noch zu unsern Zeiten, etliche Male an seltsamen Orten, oft ungesucht, wunderbarliche Bildnisse

und Figuren findet, etwa in alten Kapellen, in Gräbern, in Höhlen, in heimlichen Gängen, in Felsen, in Steinklüften, in Inseln und an wilden, unbewohnten Örtern."

Die Bilder sind also eine Hinterlassenschaft der alten Magi und Adepten. Die größere Weisheit des Altertums, die größere Erkenntnis ließ sie zeichnen, — im Gegensatz zur Medizin räumt Paracelsus hier dem Altertume eine überragende Leistung ein. Vielmehr, er steht hier noch auf dem schon im Volumen Paramirum vorgezeigten Grunde, daß zwar die alten Weisen wußten, daß aber die Späteren ihre Kunst verderbten. Die Weisheit war damals nicht geringer, die aber, die sie treiben, wurden schlechter. Das für die Renaissancejahre typische Denken findet also sich auch hier.

Wo aber nahmen die alten Weisen und Adepten ihre übergroße Weisheit her, die sie verrätselten und die sie in den Bildern hinter sich gelassen haben? Er schweigt darüber —, aber eine spätere Arbeit lehrt es uns sehen.

Wie jeder Glossator, so wird auch Paracelsus hier von seinem „Text" gelenkt, von den zu kommentierenden und „magisch" auszudeutenden Bilderreihen. Sein eigenes Suchen, — denn die Bilder sind noch alle Zeichen eines Suchens, das ins Geheimnis langt und das sein Wünschen im Geheimnis finden will, — sein eigenes Herz wird in den beiden Kommentaren nur verschleiert offenbar. Sie sagten uns mehr, wenn er die Bilderreihen selber hätte zeichnen können.

Das ist geschehen, doch erst im Jahre 1536, da er die große „Prognostication auff xxiiii jar zukünfftig"

hat erscheinen lassen. Es ist die wichtigste und verbreitetste der paracelsischen Zukunftsprophetien, — ein Bilderroman, der von der Wirrsal und dem Elend der nun kommenden vierundzwanzig Jahre spricht, bis gegen ihr Ende die ersehnte „goldene Welt" aufgehen und anbrechen wird. Zu beschreiben die Läuf dieser Welt, so in 24 Jahren verlaufen werden, erklärt die Vorrede, ist kläglich genug; Zersplitterung und Uneinigkeit, Zerfall sind eingerissen und sie nehmen täglich zu. „Sollte sichs gebühren und die Zeit möchts ertragen, nicht universaliter allein zu schreiben, sondern particulariter, viel Not würde an den Tag kommen. — Habt acht auf das zukünftig 42 und ein wenig vor und nach wird er kommen und tun, was ihm gefällt, warnt Paracelsus die Uneinigen, und euch biegen wie einen Zweig und Gurten, das euch nit gefallen wird. Aber nit weit vom 43. wird die Stund sein, da der kommt, der jeden auf seine rechte Weide führen und die Zerrissenheit damit beheben wird. Und dann wird eine Erneuerung werden und Veränderung — die goldene letzte Welt — zu der Zeit, da man zählen wird LX." Da werden die Lilien, welche als Kröten erscheinen, — Paracelsus kennt die alte elsässische Überlieferung, die in den Jahren um 1500 in den Wappenlilien der Franzosen Kröten sehen wollte; der sogenannte „oberrheinische Revolutionär" vertritt sie auch, — als Lilien verdorren, und Paracelsus vergleicht sie weiter „einem blumen, der heut hüpsch ist, morgens ligt er verdorret."

Das etwa behaupten die Texte, welche Paracelsus unter die Bilder drucken ließ. So viel wir wissen, hat die Bilder, an denen ja alles liegt, ein bei dem Augsburger Verleger Steiner beschäftigter Holzschneider

schaffen müssen. Sie sind nicht immer das geworden, was ihm Paracelsus vorgezeichnet hat; der Text der 28. Figur spricht etwa von fünf sich beratenden Menschen, aber das Bild zeigt vier.

Wie sind die Bilder, welche Paracelsus angegeben hatte, nun entstanden? Ein Teil von ihnen wurde „erdacht", wie etwa die wichtige 26. Figur, wo der von den Sibyllen-Weissagungen verheißene Erretterkaiser Friedrich angedeutet wird; ein anderer Teil erinnert an die Vaticinienillustrationen jener zukunftsbangen Zeit; man möchte glauben, daß ihm die Bilder aus dem Unbewußten aufgestiegen sind und sich gestalteten. So muß es wohl auch gewesen sein, denn anders würde man es sicher nicht erklären können, daß Paracelsus die von ihm hingezeichneten Stücke als wahrhaftig und als vorbedeutend nehmen konnte. Der Hohenheimer ist ganz gewiß zuzeiten von Bildern einer dunklen Symbolik überwältigt worden.

Und diese Figuren geht er nun an, um sie aus seinem „magischen" Wissen auszudeuten. „Das ein Ding inwendig ist, das wird durch sein Zeichen auswendig erkannt; also zeichnet die Natur die ihren und die magica die ihren auch", setzt er mit einer Kennzeichnung seiner Methode schon beim ersten Bild ein. Wir dürfen daraus entnehmen, daß seine Anschauung in den Jahren 1526 bis 1536 sich in diesem Punkt nicht wesentlich geändert hat. Die Bilder sind Träger eines Inhaltes, den die Magi und Adepten auszumitteln haben.

Es scheint mir wichtig, diesen Umstand deutlich in das Licht zu rücken. Die großen und ganz im Vordergrunde stehenden Werke jener Jahre wirken, wie ich vorhin bereits erklärte, reiner philosophisch; man möchte zuweilen denken, daß er vom Adeptischen sich

entfernen wolle. Die dauernde Beschäftigung mit den magischen Bilderschriften aber widerlegt den Schluß; der Hohenheimer steht 1530/32 in der adepta philosophia wie im Jahre 1525. Sein ganzes Tun ist Tun und Suchen eines adeptus philosophus. Erst wenn man das berücksichtigt hat, wird man die beiden großen Para-Schriften so verstehen, wie Paracelsus sie gemeint hat, denn man kann in einer Stunde nicht ein adeptischer Philosoph und in der nächsten Stunde nur ein rationaler sein, — das Leben wächst immer aus demselben geheimen dunklen Rätselgrunde auf. Er ist nach den Geheimnissen lüstern, wie er es als junger Sucher war, und wie er sich nach den Geheimnissen Gottes immer neu das Herz verzehrt.

Den bildermagischen Schriften treten die prognostikalischen an die Seite.

Der Hohenheimer hat sich zehn Jahre lang mit dieser uns so fremden Literatur befaßt. Prognostica sind eine Art Kalender; sie geben die wichtigsten Himmelskonstellationen an und ziehen daraus auf das Geschehen des kommenden Jahres ihre Schlüsse. Das fängt beim Wetter an und hört bei Krieg und Blutvergießen auf. Verwandt mit diesen Heftchen sind die „Erdbeben"- oder „Kometenschriften" jener Jahre, nur daß hier das geschehene, nicht aber das ausstehende Himmelszeichen vorgenommen wird. Das sechzehnte so wie der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sind sehr reich an solcher Literatur.

Man hat sich oft gewundert, was Theophrastus Paracelsus wohl zu ihr getrieben hat; sein Werk erscheint

erhaben über den Unfug solcher fliegenden Jahrmarktsblätter. Die Frage so stellen, bedeutet aber, ihre Voraussetzungen gänzlich zu verkennen. Dies kalendarische Schriftwerk ist mit unsern heutigen Maßstäben nicht zu messen, — es ist in Stück des Ganzen, und gehört zu seiner adepta philosophia. Denn aus den Niederungen eines geschäftlichen Verfasser- und Verlegertums, das Jahr für Jahr sich meldete, hob er es ins Geistige herauf. Daß dem so ist, lehrt die Betrachtung seiner ersten uns bekannten „Practica".

Die „Practica D. Theophrasti Paracelsi / gemacht auff Europen / anzufahen in dem nechstkunfftigen Dreyssigsten Jar / Biß auff das Vier vnd Dreyssigst nachuolgend" wird aus dem magischen und adeptischen Grunde angefangen. Prognosticieren ist adeptisch, denn „welcher da will prognosticieren, bedarf am allerersten, daß er die Erde wohl erkennen, das ist, was von der Erde lebte, demnach was er im himmlischen Lauf erkennen mag, gegen den irdischen zu konkordieren." Mit dieser hermetischen und Konkordanzenlehre geht die paracelsische von dem Himmel im Menschen Hand in Hand. Der obere Himmel, so heißt es in Glossen zu dieser Practica vom Sommer 1530, gibt nur die Zeichen und Ruten, in uns aber geschieht die Generation.

Zu diesem weitfassenderen und allgemeineren Grunde tritt der besondere Paracelsi: die Magie. Aus der Astronomie erfährt man nur, was sich am Himmel zeigt, aus der Magie, das aus dem Gestirne zu erkennen nicht mehr möglich ist. „Magic ist nicht Wetterpraktic, wohl aber ein parens der Astronomie." Man könnte auch sagen, der Himmel gibt seine Geheimnisse in Zeichen kund, und die Erklärung der Zeichen ist, wie wir wissen, magica. So heißt es auch noch in einem un-

datierten, wohl in diese Zeit gehörenden Fragment: „Item wann ihr wollt prognosticieren, so geht in die magicam hinein; da findet ihrs, ut ego meos 4. annos etc.“ — So kommt das ganze prognostikalische Tun des Hohenheimers nun aus seiner adeptischen Grundanschauung. Er wird, weil er Adept ist, auch in diese geheimnisvolle Welt verlockt.

Die „Practica auff Europen“ enthält bereits den für die nächsten Jahre wichtigen Gedanken, daß außer den himmlischen Zeichen überhimmlische erscheinen können. Denn es gibt zweierlei Zeichen, — diejenigen, von denen Christus sagt: „faciem celi dijudicare nostis“, und die, von denen es heißt: „signa autem temporis non potestis“. Wie hier Christus anzeigt, wird das Angesicht des Himmels durch die Sadducäer und Pharisäer angesehen; dadurch verstehen wir nit anders, denn allein die Weissagung der Regen, Schnee, Donner, wohlfeil und dürr Jahr ... Die Zeichen der Zeit versteht also, daß sie betreffen den Angriff göttlicher Gewalt.

Nun merket, diese Dinge haben zwei Auslegungen; die erste ist aus dem Angesicht des Himmels; als man spreche: es ist eine Conjunction scorpionis und saturni; nun ist saturnus einer solchen Art, scorpio einer solchen Art, daraus folgt nun, daß die Saturnischen, Scorpionischen also und also hantieren werden. Die andere Auslegung ist, daß so Pestilenz, Hunger und Jammer ins Volk kommt, daß man dasselbige in die Auslegung der Schrift führe und sage, daß nach Inhalt des Evangeliums Zeichen kommen werden in der Sonne, im Mond, in Sternen usw.“ — Über die irdische Auslegung reicht also eine Auslegung aus dem überirdischen Himmel. Die kleine Matthäus-Apokalypse hat Paracelsi Gedankengang bestimmt; von Zeichen in Sonne und Mond

sprach Christus — und von der Bedeutung dieser Zeichen. Man muß die Auslegung der Kometen, Erdbeben, Himmelswunder mithin aus den Worten Christi nehmen.

Nach diesen sich immer stärker in das Religiöse verlagernden Gedanken, es ist die Zeit des Opus Paramirum, geht er nun daran, die „Vßlegung des Commeten erschynen im hochbirg / zu mitlem Augsten / Anno 1531", darnach die „Vßlegung der Erdbidem beschehen nach vßganng deß Cometens in den Alpischen birgen, Im M. D. XXXi", dann die „Vßlegung deß Fridbogens / so erschinen ist im Winmon gstanden vff den Bodenseeischen Grentzen / Im jahr 1. 5. 31. der do abkündt den vnfriden / so der Comet im Ougstmon erschinen / angezaigt hat", und endlich die „Vßlegung deß Cometen vnd Virgulte in hohen Tütschen landen erschinen" 1532, zu schreiben. Es ist ein ganzes, in sich zusammenhängendes, wenn auch in einzelnen Teilen dann herausgegebenes Werk.

Was diese Zeichen bedeuten, heißt aber: eine neue Reformation. Es ist sehr seltsam, — das philosophische Werk des Arztes spricht zwar immer noch davon, doch der Gedanke tritt dort hinter anderen fast zurück. So haben die meisten Leser dieser Schriften ihn ganz einfach überhört. Es schien, als habe er den Gedanken langsam, müder geworden, fallen lassen. Nur aus den Paragranum-Vorreden blitzt er sieghaft in die Weite. Mein ist die Monarchei! die neu heraufgeholt, heraufgeboren wird; mein ist die Zukunft — ich bestimme die neue Aera unserer Wissenschaft.

Nicht anders klingt die Kometenschrift — wenn auch das „mein" zurückgeblieben ist. „So nun die Wahrheit geschrieben soll werden, so betrifft er eine Monarchie,

denn solche Zeichen erscheinen nit, es wolle denn Gott ein gewaltiges Vornehmen brechen." — Die alte Monarchie stürzt und eine neue hebt sich auf ins Licht, denn „eine jegliche Monarchie, die zergehen will, und eine jegliche, die da aufsteht, durch die Vorsehung Gottes werden durch Vorboten und Vorläufer verkündet. Denn ein Zeichen, das da weissagt eine Zerstörung, begreift eine neue Geburt eines andern Reiches, und ein jeglich Zeichen, das eine neue Geburt anzeigt, begreift auch die Zerstörung des vorfahrenden. Nun dieweil Vorboten und Vorläufer der Monarchien sind, und eine Monarchie ist ein Reich, das die Seel betrifft, so sind die Vorboten zu erforschen . . ."

Das Neue, die neue Monarchie steigt auf, — und alles, was aus dem Angesicht des Himmels, was aus den magischen Zeichen ausgelesen worden ist, fällt hin; Gott bricht die Läufe, schiebt das sich Anbahnende bei Seite. „Dabei wisset auch, wie bisher die Lichtenbergischen Figuren und Concunctionen angezeigt haben und andere Magister, augures naturales, astronomi, phytones, geomantici und dergleichen — also die magischen Ausleger — mit diesem Kometen beschlossen und geendet werden. Was geschah, hat seinen Bescheid; was nit geschieht, geschieht nicht mehr."

Nicht anders geht die Erdbebenschrift. „Denn ein jegliches Erdbeben ist ein irdischer Komet, dess Bedeutung allein innehält bella intestina, das sind die Krieg, da das Hausgesind selbst wider einander ist. Dieses Erdbeben ist das Zeichen, daß Gott jetzt anfängt mit der Reformation; und diese Reformation wird nun mit Kriegen, mit Elend und mit Unruhe hier und in allen Ländern vor sich gehen."

Nur wenige Wochen später schreibt er das Flugblatt über den Regenbogen vom 28. Oktober 1531. Es faßt die beiden vorhergehenden Blätter mit dem Satz zusammen: „Also weisen es die Zeichen der Zeit aus, daß nit allein ein Haus not zu fürben (reinigen) und zu kehren sei, sondern auch des Nachbarn viel Fürbens (bedarf); denn also hält das Evangelium inne; es werden Zeichen in Sonne und Mond. Item es wird kein Stein auf dem andern bleiben, item Pestilenz werden, item Hunger, item Erdbeben, item Krieg und dergleichen, welches alles Kometen sind, und ein jeglicher trägt die Rute zum Fürben mit sich. Denn darum steht der Schwanz am Stern, daß er dasselbige Haus kehren will, welches Haus, darum daß Gott selb fürben will, nach der magischen Astronomie eine Monarchie geheißen werden mag." — Das ist der Hauptinhalt und er verschlingt, was Paracelsus eigentlich über das neue Zeichen hatte sagen wollen, daß einem jeglichen Strafzeichen sein Friedzeichen folge. Das ist auch recht, denn mit der Deutung „Straf"- und „Friedenszeichen", die er hier einbringt, wird die vorherige größere ja durchaus verlöscht, und fallen die Inhalte „Monarchie" und „Reformation" vollkommen aus.

Reformatorische Stimmung atmet auch die letzte der hierhergehörigen Schriften anno 1532: „Demnach und nächstverschienen im Augustmonat (1531) der birgische Komet erschienen und gestanden ist, warum, und seine Bedeutung vorgehalten, geschehen, geendet und vollbracht, weiter auch seine anhängende Freundschaft, so die Kometen mit sich bringen, des Erdbebens und Friedbogens halben, auch beschrieben und erzählt, — darauf wohl zu vermuten gewesen wäre, daß in langer Zeit hernach kein Komet erschienen noch keines zu

warten sein sollte. Dieweil aber die Monarchie soll schnell vorgenommen werden zu vertilgen, wer kann dieser Dinge Zukunft erkennen, so doch auch der Natur nicht unterworfen sind? Nun ist jetzt zugegen ein anderer Komet..."

Reformatorische Stimmung liegt auf Paracelsus, da er diese Blätter schreibt. Es ist nicht mehr der Traum von seiner Reformation der Medizin, — die Dinge greifen weiter, und eine allgemeine Reformation steht vor der Tür. Er fühlt die Erde um sich schwanken, hört das leise Knistern im Gebälk: die jetzige Monarchie ist aus und sie versinkt im Untergange.

Er ist ein Mensch der Jahre, in denen die Welt sich wandelt und verändern muß, ein Mensch der Jahre eines „Umbruchs", wie wir oben schon gesehen haben. Und das gibt seinem Denken eine charakteristische pessimistische Note, wie sie an Menschen einer Umbruchszeit in großem Maße bemerkbar ist. Dem neuplatonischen Adepten ist der Begriff des „Weltenjahres" eigen: die Erde erlebt in ihrem Sein vom Anfang bis zum Ende nur ihr „Jahr". Wenn es vorüber ist, so kommt kein ander Jahr mehr in der Erden. Wenn dem so ist, dann hat die Erde nur ihren einen Sommer, einen Winter. Wir aber stehen jetzt im Herbst, wir gehen schon auf den Winter zu.

So setzt bereits sein erstes Buch, von dem wir wissen, das Volumen Paramirum, ein: „Ihr sollt wissen, daß zu den Zeiten Hippocratis, Rhasis, Galeni usw. glückselig zu arzneien gewesen ist, Ursache, die Fegfeuer (Plagen) sind klein gewesen. Aber jetzt für und für, dieweil da

zunimmt das Übel, so ist je länger, je minder Glück in der Arznei."

Entgegen der Auffassung aber steht nun eine andere und entscheidende, die sich am deutlichsten in der Vorrede des Labyrinthus medicorum ausgesprochen findet: die alten Ärzte und die alte Arznei war unbegründet, war ein Irrgang; „die Jüden haben sich der Arznei hoch berühmt. Nun aber, was ist ihr Arzneien? Was haben sie? Was tun sie? Was können sie aus ihren Büchern? Die Griechen nehmen mit Lügen überhand und ebenso die Araber. Die letzten werden aber die besten, die ersten haben wenig gesollt und genützt. Es liegt forthin an den letzten, sonst wird alles versäumt sein." — Das ist, im Gegensatz zum Pessimisten der Übergangs- und Umbruchszeit, der Reformator, der sich durchgerungen hat zum Ja. Er sieht den Aufgang, den er schaffen muß, nicht mehr den Untergang. Dem Sinken, das auch in ihm und das in seinem Herzen eine zwingende Rolle spielt, setzt er den Willen zum Leben und zu dessen Sinn entgegen.

Er hat den Pessimismus jener großen Zeitenwende in sich überwunden, den Pessimismus, der aus dem adeptischen Grund bestätigt wurde.

Das scheint ein Weniges, aber es ist in Wahrheit doch sehr viel. Es ist ein Aufstehen gegen Tod und Teufel und das Zagen in sich selber, ein Aufstehen gegen das Gefühl des unabwendbaren Untergangs. Und dieses Gefühl war nicht nur wie ein Odem, der in allen Zimmern schwang, und der die Hörsäle wie die Wege dieses ewigen Wanderers überdeckte, — er hat es sich aus seinen adeptischen Autoritäten längst bestätigen lassen, aus den Autoritäten, bei denen er im Zusammenbruche Rettung fand.

Nun ließ er sie und fing die Dinge ganz von neuem an. Fing in den letzten Tagen, als ein Letzter, an, die Medizin neu aufzubauen. Schuf eine neue, die letzte Monarchie im Ablauf des „platonischen Jahres". Dies sich zum Werke Entscheiden, obwohl es eigentlich halb sinnlos ist, die Reformation, obwohl der Zeiger schon die zwölfte Stunde weist, dies Ja trotz der Gewißheit, daß der Winter vor uns steht, mit einem Wort, das sich durch alle Verzagtheiten an das Werken Zwingen, — das ist die wahre Größe des in Einsamkeit hingehenden Mannes.

Es war ein Ausharren auf dem Posten, ob der auch verloren war. Ein Ausharren in einer Hoffnung, die er nur in wenigen Minuten hegte, bis sie ihm in den letzten Jahren fester und gewisser wurde.

Die Schrift „Von den wunderbarlichen / vbernatürlichen zeychen / so inn vier jaren ein ander nach / imm hymmel / gewülcke und lufft / ersehen / Von sternen / Regenbögen / Fewrregen / Pluotregen / Wilde thierer / Tracken schiessen / Fewrin mann / mitsampt ander dergleychen. Auch außlegung der zweyen Cometen / so biß her yrrig außgelegt seynd" beginnt 1534 mit der Versicherung, daß die Wunderzeichen eine Reformation und Änderung machen werden, und schließt: „nichts wird sein, das da werde widerstehen mögen und siegen wider die kometische Gewalt. Es werden viel entsetzt ihrer Reichtum, beraubt ihres freien Willens und beladen mit widerwärtigen Dingen... allein darum, daß der natürliche Freimut die Waag zu sehr übertriffet und ein jeglicher, was ihn gelüstet, tut, wie in den Zeiten Sodomae und Noae, da niemand seine Lust minderte, sondern beim mutwilligsten laufen ließ, darum dann Sodoma durch Feuer verbrannt ward, und die zu

des Noae Zeiten waren mit Wasser ertränkt. Also soll auch jetzt ein jeglicher gedenken, daß Gott die Welt abzutun geschworen hat, aber Straf und Ruten und ander Weg zu schicken seiner Hand behalten hat. Darum so ermeß ein jeglicher das gewaltig Fürnehmen, das jetzt regiert. Solches wird die Ding in eine Reformation bringen und vollenden alles das, das lange Zeit bisher verhofft und angezeigt ist worden."

Der oberste Bischof der Prälaten!

Das 1530er Jahr ist ein recht unruhiges im Leben Paracelsi. Daß er im zeitigen Frühjahr nach Schloß Beratzhausen gegangen ist, dem alten Besitz der Stauffer zwischen den Städten Regensburg und Nürnberg, wurde schon berichtet, — nicht aber, daß neben der Arbeit am Paragranum dort auch theologische Niederschriften entstanden sind. Zu Anfang März ist er in Beratzhausen, am 29. aber in Regensburg. Wo er die Ostertage — Ostern fiel auf den 17. April —, in denen er die beiden Bücher von der hinfallenden Sucht verfaßte, gewesen ist, das läßt sich nicht mehr sagen. Wir haben es jedenfalls aus seinem eigenen Bericht in einem begonnenen „Büchlein von Mercurio", daß ihn der Regensburger Münzmeister Bernhard oder Leonhard beredete, zu einem kranken Alchemisten und Bürger in Amberg, Bastian Kastner, zu reiten, dem böse Geschwüre den Unterschenkel so zerfressen hatten, daß sich kein Arzt mehr Hilfe wußte. Doch Paracelsus ward für den Ritt von ungefähr acht Meilen mit leeren Versprechungen bezahlt. Er kehrte nach Regensburg zurück, wo jener Bernhard sich für den kranken Kastner mit einem Revers verbürgte. Auf dieses ging Paracelsus wiederum

nach Amberg und heilte den Geschwürigen, zuerst am Arm, darnach am Bein. Nun hatte besagter Bastian Kastner wie ein mit ihm befreundeter Alchemist, der Steffen, das Heilmittel betrachtet und beide glaubten es als Praecipitat erkennen zu dürfen. Ein Bruder des Kastner, Hans, ein Arzt, versuchte mit dem ja nicht ganz unbekannten Quecksilberoxyd den Bastian vollends aufzuhelfen, indes man Paracelsus aus der beinahe vollendeten Kur gestoßen und mit Spott vertrieben hat. Doch der eine beschiß sich selbst, denn es war nit das Praecipitat; der andere betrog sich selbst, denn obschon sein ganzer Leib (äußerlich) heil war, so war er doch inwendig nichts nutz, — das heißt, sie hatten die Krankheit in das Innere getrieben. Zu Amberg in seiner Einöde, am Zinstag vor Margarethen, also am 12. Juli 1530, schreibt es der Hohenheimer auf.

Acht Tage darnach, am 19. Juli, finden wir Paracelsus schon in Zimmern, das ist bei Nördlingen, wo er an einer Psalmenerklärung schreibt. — Es ist sehr wichtig, diese beiden Daten samt ihren Inhalten zu erfahren. Nur eine Woche hat es gebraucht, daß er von Amberg bis nach Nördlingen, das sind rund 20 Meilen, ritt, zumal sein „Büchlein vom Mercurio" noch nichts von einer solchen Absicht weiß. Das zeigt, wie dieses Leben auf den Straßen und im Sattel sich in den Jahren mag vollzogen haben. Nur eine Woche liegt zwischen dem „Büchlein vom Mercurio", das er am 12. Juli beginnt, in dessen Gedankengang er also doch in den Tagen hatte stehen müssen, und dem soeben erwähnten Abschluß eines Stückes seines Psalmenkommentars. So schwang sein Geist von einem Gedanken zum entgegengesetzten, vom Medizinisch-Alchemistischen zum

Theologischen, und — denkt man an das Paragranum — in die philosophischen Theorien. Die beiden zufälligen Daten lassen die Spannweite seines Denkens klar erkennen.

Man ist versucht, zu fragen, was Paracelsus wieder in die Theologie getrieben hat?

Als Paracelsus im Jahre 1525 zum ersten Male in theologische Fragen und Erörterungen geriet, bezeichnete er seine Schrift „De Virgine Sancta Theotoca" als eine „paraminische Schrift". Und nun — in Nürnberg — taucht dies Wort von neuem bei ihm auf. Der Imposturendruck, der unter seinen Augen entstand, trägt diesen unverständlichen Titel: „Von der Frantzösische kranckheit Drey Bücher: Para." Ihm folgen die Schriften Paragranum 1530 und Opus Paramirum 1532/33. In eben den Zeiten aber, da die Para-Werke niedergeschrieben worden sind, ist Paracelsus mit Erörterungen adeptisch-religiöser Art beschäftigt. Es scheint demnach, als ob ein uns heute nicht mehr recht greifbarer Zusammenhang mit eben diesen Arbeitszeiten und dem Para-Wort bestehe. Ist aber das der Fall, dann setzt sein theologisches Tun bereits in Nürnberg ein. Und es setzt in den Wochen ein, da ihm Sebastian Franck begegnet ist.

Es wurde vorhin bereits erwähnt, daß er in Nürnberg Franck begegnet sei. Man hat davon bisher nicht mehr als nur die Tatsache selbst gewußt. Nun zeigt es sich aber, daß hier mehr geschah als nur ein Kennenlernen, denn als er Franck begegnet, trifft er nicht allein auf diesen einen wunderlichen Christenmenschen, Franck hängt mit Nürnberger täuferischen „Schwärmern" durch

Familienabende und auch sonst zusammen, und Denck spielt 1527 in seinem Suchen die entscheidende Rolle. In dieser Atmosphäre entzündet sich aufs neue Paracelsi theologisches Tun. Ja, es scheint so, als sei er jetzt erst recht in alle Grübelei geraten, denn bis zum Jahre 1534 läßt er nicht mehr von den Dingen ab. In kleineren oder größeren Intervallen werden sie immer wieder seiner Herr.

Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle die Einzelheiten ihrer ersten Begegnung darzustellen; man wird sie Stück um Stück in meinem Sebastian Franck-Buch aufgezeichnet finden; man wird dort auch die für die beiden sich ergebenden Folgerungen gezogen sehen. Hier muß genügen, daß wir die Begegnung selbst nachweisen können, die für Sebastian Franck viel folgenreicher als für Theophrast gewesen ist, denn jener nahm wohl von Paracelsus, dieser aber erntete nur weniges von ihm. Es waren Anregungen und Anstöße, welche Paracelsus da erfahren hat, Anstöße, die manches wohl auslösten, aber die sein Suchen nicht gezwungen haben. Was er in Nürnberg fand, das dachte er in seine Gedankengänge um.

Zwei Gruppen von Schriften gehören sicher diesem Jahre 1530 an. Da ist zunächst die „Auslegung der Psalmen des letzten Viertels" des Psalmenbuches, nämlich der Psalmen 110 bis 150, die „geben zu Zimmern am Zinstage vor Jacobi Im 1530", also am 19. Juli 1530, datiert. Zu ihr gehört gewiß auch zeitlich die „Auslegung des dritten Theils des Psalters Davids", also der Psalmen 76 bis 109. Wahrscheinlich hat auch einmal die Auslegung der beiden ersten Viertel existiert, doch sie ist schon im sechzehnten Jahrhundert ohne Spur verschollen. Der geistige Hintergrund verweist, was noch

vorhanden ist, in diese 1530er Paragranumzeit, denn er setzt ein: „Das Argument (dieser Auslegung) ist traktiert im Anfang der ersten Auslegung; nun aber hie: was sonderliche Mysteria, was Magnalia der Prophet, König aus Israel, begreift, wird von Psalm zu Psalmen angezeigt und vorgehalten." Es geht ihm mithin um die Mysteria und Magnalia dieser heiligen Schrift. Sein theologisches Argument ist aber dieses: „David ist der Ausleger der Worte Christi, ohne welchen du Christum nicht magst im Geist begreifen."

Im Grunde ist dieser Psalmenkommentar, soviel wir aus den bisher uns vorliegenden Auszügen sehen können, kein Argument in seine Mysteria, sondern vielmehr ein Streitbuch gegen alle falschen Christen, — denn „so wir Christum suchen sollen, so müssen wir hinaus, denn in den römischen Kirchen finden wir ihn nit, in ihren Ständen und Prälaturen finden wir ihn nit. Und was die Priester sagen, ist eine eitele Verführung; sie schreiben, sie lehren, sie predigen, sie treiben viel Wunders, auf daß sie das gemeine Volk verführen. Was geschieht aber? Gott gibt seinem Volk die Gnad, was der Pfaff oder Mönch sagt, das geht ihnen zu einem Ohr ein, zum andern aus, und haftet nit, einwurzelt nit. O heilig ist der Schlaf, der da wird, daß das Herz, das einfältige, nit verführt wird", — also eine Befürwortung des Kirchenschlafes, wie sie von „Theologen" sonst nur selten geschehen sein mag.

Der Psalmenkommentar bleibt aber nicht im Negativen stehen. Zwar wendet er sich eifernd gegen alle Reichen, gegen die Herren, „denn es ist keine Liebe, wo Pfaffen sind, wo Edelleute sind, wo Fürsten und Könige sind", doch er weist weiter, was der rechte Weg des Christen sei. „David setzt uns (Ps. 118) einen Psalm,

darin er uns ermahnt und haben will, daß wir allein sollen wandeln im Weg des Herrn und vergißt dabei aller alten Väter, der Patriarchen, der Könige, der Priester, der Leviten, der Kirche, der Tempel der Heiligen, und in summa, aller, und begreift kurz und sagt, daß die selig seien, die da wandeln im Weg des Herrn." — Hier geht es also auf das unmittelbare und bindungslose, an keine Institutionen sich hängende Christentum der wenigen jenes Jahrhunderts zu, auf jenes Christentum der Franck und der ihm nahestehenden Einzelgänger.

Und dieser Stand der Christen wird als eine Bruderschaft begriffen, „daß wir alle sollen gleich sein, eines Lieds, eines Willens und eines Gemüts gegeneinander, aus Gott unser Leben führen und in Gott beschließen, und langt dahin, daß wir unserm Nächsten tun, was wir wollten, daß sie uns täten; damit wird die Bruderschaft ganz." — Man wird, wenn man die Lebensbeschreibung Francks vergleichen will, erkennen, wie nahe das alles jenem andern Sucher in den oberdeutschen Landen steht, wie sich hier fern und hinter der Kirche das wahre und reine Christentum, das unverbildete, aus der Erde wagen will. Ein Christentum, das freilich daran zerbrach, daß es nur Bruderschaft, nicht Kirche, nur Priesterschaft der Gläubigen, nicht eine beamtete Priesterschaft als recht erkannte und für sich verlangte.

In eben dem Fahrwasser, nur noch um einige Grade konsequenter, geht die Abendmahlsschrift „Libri VII. de coena Domini. Ad Clementem VII. Papam", die mit dem großen Wort einsetzt: „Zu dem siebenten

Clemente, obersten Bischof der Pfarrherr zu Rom! Nicht mein, sondern dein ist die Sorge (in der ich jetzt arbeite im Nachtmahl des Herrn, du oberster Bischof der Prälaten), in einen jeden Irrtum zu fallen, die so da unterstehen zu zerstören den Tempel Christi. Du aber in Rom, der du nit ohne große Irrung lebst, ursachest andere Irrung, — werde erleuchtet im heiligen Geiste, damit du in den apostolischen Weg tretest, aus deinem Satans Weg."

Die auf den Prologus dann folgenden sieben Bücher behandeln die Frage des Abendmahls aus einem doppelten Gesichtspunkt, dem paracelsisch-philosophischen und dem des einzelgängerischen Christen. Das, was die paracelsische Philosophie betrifft, wird aus dem folgenden Auszuge Sudhoffs, denn die Schrift liegt ebensowenig wie die vorige ausgegeben vor, ersichtlich: Zwei Kreaturen im Menschen, die „tödliche" aus Adam durch Gott den Vater, die „ewige" durch Gott den Sohn. Jede hat ihren „Leib", denn „ohne materialisch" ist nichts. Der Grund der Erkenntnisse coenae domini liegt in der Unterscheidung der beiden Leiber, die in ihrem Wesen verschieden sind, nicht in der Form. Die in Adams Fall geschiedene Vermählung von Leib und Seele hat Christus neu gestiftet, der Seele einen ewigen Leib gegeben, der auferstehen wird... In der neuen Geburt soll alles leiblich verstanden werden, nicht geistlich, auch der neue Mensch ist materialisch. Die neue Geburt ist ohne Vater und Mutter, wie die Adams; Christus ist unser limbus; andere Christen können uns nicht zu Christen machen.

Das mag als Probe genügen; es führte zu weit, hier Paracelsi Abendmahlslehre mit den verschiedenen der Zeit zu konfrontieren; ein solcher Versuch ergäbe wahr-

scheinlich nicht viel mehr, als diese Probe uns schon lehrt und was in der Philosophia sagax wiederkehrt. Das Wichtigere ist hier das Fazit seiner Abendmahlsideen für das Leben. Es lautet: „Das Abendmahl soll in keinem Tempel geschehen, kein Gesang dabei, keine Kleider und kein Ornat. Die rechte Ordnung ist, daß sie zusammen kommen, die den Tod Christi verkündigen wollen den Ungläubigen, und essen in ihrem Hause miteinander, brechen das Brot, am letzten benedeien sies dem Herrn, essen also dann seinen Leib und trinken sein Blut und singen dem Herrn seinen Lobgesang, darauf folgt die Haltung des Gebotes: gehet in alle Welt und verkündigt den Tod des Herrn. Darauf sollen sie sich austeilen und keiner den andern nimmermehr sehen, und keine Nacht liegen, da er die andere geschlafen hat, bis sie finden, daß Gott befohlen hat zu suchen. Und treiben sie sie wie die Apostel aus den Gassen, so sollen sie zum Fenster ausschreien, item vertreiben sie euch aus dem Fenster, auf die Dächer fliehen und ernstlich schreien, bis sie die Wahrheit in den Tod treibe durch die Hände der Feinde Gottes."

Und es heißt weiter: „Die Schar der Gläubigen wird nicht ausgesendet, bleibt bei ihrer Arbeit, bei Weib und Kindern, erinnern sich untereinander des Evangeliums, verkünden es den Unmündigen, die heranwachsen, und führen die Vergessenen zum Glauben zurück." — Und er beschließt: „In dem Leib und Blut Christi, in dem christlichen Geist, der uns lebendig macht, in dem ist unsere Priesterschaft; drum folgt, daß wir alle Brüder und gleich in Christo bleiben."

So klingt zum Schluß von neuem das Wörtchen „Bruder" auf, das schon im Psalmenkommentar als ein, wenn

auch nicht deutliches Ziel, erschienen ist. Viel klarer als dieser Begriff ist aber das andere, die wahrhaft erschütternde Konsequenz, die hier aus den Einsetzungsworten und aus der Aussendung der Apostel gezogen worden ist: — der priesterliche Mensch ist ein Apostel. Das Abendmahl ist mehr als ein Erinnerungsmahl, mehr auch, als was die lutherische Lehre aus ihm macht, es ist Verpflichtung. Verpflichtung zum Höchsten, was es immer geben kann: dem Ruf in das Apostelamt. Wer es genießt, der wird Apostel und nimmt das Amt auf sich. Die Apostel haben nur einmal das Nachtmahl genossen und dann ihr Leben lang des Herren Tod verkündigt bis in ihren Tod. In diesem Satz, in dieser Feststellung klingt ein Ungeheures auf: das Abendmahl kann nicht mehr wiederholt, nicht wiederum genossen werden, es ist die Bindung und Berufung eines Christenmannes auf ewig.

Hat Paracelsus daraus diesen ihn verpflichtenden Schluß gezogen? Wir wissen es nicht. Wir sehen ihn nur, beladen mit dieser Erkenntnis, Franken und das Ries verlassen. Und seine Spur verliert sich —

er hat keine Nacht geschlafen, wo er die vorige lag, und hat die, die er hier gegrüßt hat, nimmermehr gesehen. Sein Weg ging fort — ins Dunkel — in die weite, weite Welt.

Opus Paramirum

Wir finden Paracelsus im zeitigen Frühjahr 1531 in St. Gallen wieder, wo er sein Werk in seinem unvollendet gebliebenen Opus Paramirum weiter führt. Das ist ein Riesenwerk vom „Ursprunge und dem Herkommen der Krankheit". Wie vor zehn Jahren will er

über die Grundfrage alles Arzttums Rechenschaft ablegen. So wächst hier eher eine Philosophie der Krankheit auf als eine, wie man wohl denken könnte, pathogenetische Erörterung. Sie haben gelästert, „Theophrastus sei kein Philosophus und Physikus, aber ihr werdet finden, heißt es im ersten Traktat des Paragranum, daß Theophrastus noch der größte Physikus ist. Er also wird ihnen eine neue, rechte Philosophie aufrichten. Und diese Philosophie, bekräftigt er wiederum, geht aus dem Lichte der Natur, ob wir gleich längst noch nicht die ganze Natur erfassen und erkennen. Denn so wir die seltsamen Wunderwerk der Natur ansehen, daß so seltsame Geburt geschehen: der Leu tot geboren wird und das Leben durch das Geschrei (der alten Tiere) erlangt —, darin erkennen wir, wie viel uns noch abgeht in den Geheimnissen der Natur. Darum wir unbillig Juch schreien mit unserm Hütlein, denn wir sind fürwahr nit über das Gatter, über das wir meinen gesprungen zu sein, es ist noch kein Anfang in den Geheimnissen der Natur. Doch der das sagt, der muß verspottet werden."

Das ist der Ausgangspunkt der Schrift, die sich mithin dem Paragranum eng anschließt.

Das Thema der beiden ersten Bücher ist in groben Zügen dieses: Wir sind nicht ausgesondert aus dem Makrokosmos, sondern sind mit unserm ganzen Sein in ihm. Das wird bewiesen am Essen, denn „wir essen ja aus unserer Mutter, also essen wir uns selbst. Denn Ursache: ein Baum, der auf dem Felde steht, wäre seine Nahrung nit, er wäre kein Baum. Was ist die Nahrung? Ist nit eine Mästung oder Füllung sondern Formerstattung". — Dann aber muß auch das zu Erstattende des Baumes außen sein.

Nun ist, wie wir ja schon erfuhren, ein jedes Corpus: Sal, Sulphur und Mercurius. Da alles, was außen ist, aus diesen Dreien sein Corpus hat, und da wir wiederum das sind, was draußen ist, so ist auch unser Corpus Sal, Sulphur und Mercurius. Nun handelt es sich hierbei, wie schon gesagt ward, nur um Prinzipien, die ihre Entsprechung im Schwefel, Quecksilber und Salz des Makrokosmos haben, die aber an sich nichts Materielles, sondern formierende Kräfte sind. „Jetzt wisset auch, was eines jeglichen Amt sei. Aus dem Sulphur wächst der Corpus; das ist der ganze Leib ist ein Sulphur, und es sind der Sulphura viel; das Blut ist ein anderer Sulphur, das Fleisch ein anderer usw. Nun ist weiter die Kongelation, die Festigkeit, des Corpus aus dem Salz; das ist, ohne ein Salz wäre nichts Greifliches da; alle Kongelation, Coagulation ist aus dem Salz. Und so mancherlei Sulphura, so mancherlei auch Salia. Also ist nun das dritte der Mercurius, derselbige ist der liquor. Alle Corpora haben ihre liquores, darin sie stehen, also daß das Blut einen liquorem hat, das Fleisch, das Gebein, das Mark. Also ist es ein Mercurius, der hat so vielerlei Gestalt und Unterscheidung, so vielerlei der Sulphura sind und der Salia. Also nun, wie der Mensch muß einen Leib haben, muß er eine Kompaktion, das ist Congelation haben, muß er einen liquorem haben, und die drei sind der Mensch."

Der Mensch ist also im Grunde nur ein chemischer „Zustand", ein „Produkt". Und er ist allen Gesetzen einer chemischen Verbindung unterworfen. „Darum, so wisset, daß also in den dreien aufstehen alle Zerbrechung." So lange die drei in ihrer Temperatur stehen, in der Ausgeglichenheit, so lange sind wir gesund. Doch drei Zerbrechungen fallen ein: „im ersten zerbricht

der Mensch durch sich selbst, und so das ist, so treibt es sich vom Leben, denn das Leben ist wie der Fried; wo Fried ist, da ist Einigkeit, und so bald die Einigkeit entweicht, da entweicht auch der Fried und geht ab, also das Leben auch. Das andere ist, so wir freventlich brechen in der Geburt oder im Aufziehen oder in unserer Gewalt, dadurch wir das Gestirn auf uns ziehen, und zum dritten, so es sich selbst nicht bricht noch scheidet, sondern einig bleibt, und so wir es äußerlich nit ursachen, so kommt der dritte Weg, das ist das Ende, also daß alle Dinge ein End haben." — Die Krankheit, und ihr Beschluß, der Tod, sind an drei Ursachen gebunden: Zerstörung der Temperatur, das ist der Harmonie in unserm leiblichen Sein, Einwirkungen von außen, die den Leib verletzen oder sonstwie kränken, und endlich die Zeit, das uns von Gott gesetzte und bestimmte Ende, zu dem der Tod, ein Dämon, einfällt, und den Menschen hinrafft und erwürgt.

Im Opus Paramirum wird eingehender nur der erste Grund besprochen. Die Exaltation, das Aufsteigen des einen der drei Prinzipien bricht die Temperatur, und darum bringt das Aufsteigen des Mercurius den jähen Tod, und in Abwandlungen Podagra, Mania und Phrenesie. In weitem Maße sind die Krankheiten also chemische Zerfallprozesse, — die alchemistische Grundtendenz der paracelsischen Medizin ist offensichtlich.

„Nun aber ist es nicht minder, daß noch außerhalb der Dinge eine andere Art ist der Krankheiten, und deren sind zwo: eine aus dem Samen Spermatis und eine aus der specifica forma." Die aus dem Sperma sind die Krankheiten — wie der Tartarus, — die in den Menschen aus der äußeren Welt hinein„geboren" wer-

den; specifica forma sind Krankheiten aus Veranlagung des Menschen. Es sind zwei weitere, auch auf chemischem Grund basierende Erscheinungen, so daß die ganze Krankheitslehre Paracelsi eine chemische ist.

In diese „Philosophie" der Krankheit fügt sich organisch die von den Arzneien ein. Ein jegliches Ding nimmt seinesgleichen an. Weil nun der Mensch vom Limbus gemacht ist und der Limbus ist die ganze Welt, so nimmt er sie auch an, das heißt, er „ißt" von ihr. „Der Mensch ist aus nichts gemacht, er ist aus der großen Welt gemacht. Darum steht er in derselben. Also auf das folgt, aus dem er gemacht ist, aus dem muß er leben. Die äußere Welt ist der Vater, der Mensch der Sohn; so ist nun gebührlich, daß niemand dem Sohn billiger hilft als der Vater. So ist das äußere Glied des inneren Gliedes Arznei, und je ein Glied nimmt das andere an." — Das wird noch weiter ausgeführt, doch es kommt hier darauf nicht so sehr an, als auf die oben skizzierten Gedankengänge vom alchemischen Menschen und vom chemischen Grunde seiner Krankheit.

Das ist das erste Buch — vielmehr die beiden ersten Bücher — seines paramirischen Werkes, das er dem Kärntner Landsmann Dr. Joachim von Watt, dem Arzte und St. Gallener Bürgermeister 1531 zugeeignet hat, — „darin ich geflissen sein wollt, Tag und Nacht mit Arbeiten die auditores rei medicae zu unterrichten." Und er entschuldigt seine Schrift: „Seltsam, neu, wunderbarlich, unerhört, sagen sie, sei meine Physica, meine Meteorica, meine Theorica, meine Practica. Wie kann ich aber nit seltsam sein dem, der nit in der

Sonne gewandelt hat. Mich erschreckt nicht der Hauf Aristotelis, noch der Ptolemaei, noch Avicennae, sondern mich erschreckt die Ungunst, und das unzeitige Recht, Brauch, Ordnung, als sies nennen, jurisprudentiae."

Das Buch selbst sagt noch mehr von ihm, wo er vom großen und kleinen Menschen und von der Konkordanz der beiden Anatomien spricht: „Selig wäre die Stunde, darin zu arbeiten, der mit Elend nit umfaßt wär!" Der Fahrende sucht, noch mehr wie Gunst und Schutz des Rechtes, einen festen Ort. Hätte er den Ort, wäre er nicht mehr im Elend, nicht mehr auf der Straße liegend, es gäbe kein größeres Glück, als dieser Philosophie sein Tun zu weihen.

So nun beginnt das dritte Buch der paramirischen Schriften, — er finde keine Ruhe: „Wiewohl sich die Zeit der Ruhe ab mir äußert, erfahrener Leser, und niemand ist, der sie geben will", wagt er es dennoch, auch dies Buch am 15. März dem Bürgermeister von St. Gallen zuzueignen. Der Wunsch nach einem steten Ort klingt in den Zeilen drängender hervor.

Ja, es scheint so, als ob sich wiederum begebe, was in Kolmar schon geschah. Der Plan des Opus Paramirum hatte diese Gliederung vorgesehen: es gibt, wie wir erfuhren, drei Ursachen des Krankseins: Einwirkungen von außen, die Zeit und endlich die Zerstörung der harmonischen Temperatur; also, in Beschließung des Grundes, fuhr er im dritten Kapitel des ersten Buches fort, „alle Krankheiten zu erkennen, folgen hernach auf die drei gemeldeten Punkte drei Bücher, darin dann die Krankheiten, so sich selbst, so von uns, so vom End der Zeit anfallen, wie sie sich begeben, (beschrieben stehen)". Von diesem Programm wird aber in der Folge

nichts mehr ausgeführt. Das dritte Buch behandelt vielmehr die Krankheiten ex tartaro, — als sei es not gewesen, schnell ein Buch zu schreiben und dem Bürgermeister zuzueignen, als habe es nicht mehr Zeit, den weitgespannten Plan, wie er gedacht gewesen war, zu Ende zu bringen.

Auch die Verbindung zu den vorigen beiden Büchern ist nur eine lose: „Wiewohl vorhin ein Buch gesetzt ist von der Ursache und dem Ursprung der Krankheiten, so ist aber noch etwas da, das auch Ursache macht und gibt. Dieselbe sollt ihr in dem Weg verstehen, nämlich wie alle Dinge drei Substanz haben. Nun haben dieselbigen drei Ding bei sich eine Egestion, Kot und Unsauberkeit, denn nichts ist, das eine Nahrung sei, das da nit bei sich habe den Dreck oder Kot seiner eigenen Digestion," — aus dem in den verschiedenen Magen des Menschen dann der Tartarus entsteht.

Im Grunde fängt Paracelsus damit mitten in der Sache an. Erst der Tractatus sextus dieses Buches holt die eigentliche Gliederung des Ganzen nach. Er handelt in ihm von den zwei Möglichkeiten der zum Steine führenden Erkrankungen. Die eine ist die tartarische, — deren „Stein" liegt in der Nahrung; die andere ist eine Entstehung des Steines aus den steinischen Materien. Dabei kann zweierlei geschehen: man nimmt das Steinige direkt und eben als steinige Materie auf, als trinke man beispielsweise im Wasser ein gelöstes Salz, das sich im Leibe wieder als ein Salz auskristallisiert, — und zweitens entsteht im Leibe als Mikrokosmos ebenso ein Stein, wie er im Makrokosmos draußen jederzeit entsteht: der Geist des Salzes kongeliert die steinige Materie.

Von diesen beiden, auf makro-mikrokosmischen Beziehungen basierenden Möglichkeiten ist die tartarische als eine alchemische durchaus unterschieden. Vom Tartarus ist ja vorhin bereits ausführlicher gesprochen worden; es ist deshalb nicht nötig, hier die Inhaltsangabe fortzusetzen. Die einzelnen tartari, das ist das fast ausschließliche Thema dieses Buches. Man sieht daraus, wie weit es von dem vorgezeichneten Plane abgewichen ist. Man könnte es höchstens als Exkurs zum ersten und zweiten Buch der Paramirum-Schrift betrachten.

Noch weiter entfernt und mit dem andern völlig unvereinbar scheint das vierte Buch. Das tritt schon äußerlich hervor, die beiden ersten Bücher waren in Kapitel eingeteilt, das dritte vom Tartarus in Traktate, — dies steht völlig ungegliedert da. Sein Inhalt De matrice rückt es dazu noch stärker als das vorige aus dem oben angegebenen dreigeteilten Aufbaue fort; es ist im Grunde eine Erweiterung und Vertiefung des zweiten Buches „Von den hinfallenden Siechtagen" über die Hysterie. So wenig es also in das Paramirum paßt, so überaus groß und kostbar ist der Wurf. Statt eines alchemischen Buches bekommen wir ein „philosophisches" vorgetragen. Es stellt die Frau dar, denn die matrix ist ihr vornehmstes Organ. „Zwar wird gemeinhin nur das Faß, das da empfängt und das Kind behaltet und behauset, so genannt, in Wahrheit aber ist die ganze Frau die Matrix, denn um des Fasses willen steht die Frau da und sonst um keines anderen Gliedes Notdurft willen."

Und wieder geht seine Schlußfolgerung vom „Essen aus der Mutter" aus. Der männliche Same ist der limbus, und er ist der mikrokosmische Mensch; wie nun der Mensch im Makrokosmos liegt und aus dem Makrokosmos ißt, so liegt der Same, das Kind in seiner Matrix, und es ißt aus ihr. Mithin ist also die Matrix ebenso ein Kosmos wie der Makrokosmos. Drei Welten sind zu erkennen: die große Welt, nach ihr der Mann, und als die dritte, kleinste Welt, die Frau.

Die Matrix ist drum ein Kosmos, eine in sich geschlossene und für sich bestehende Welt. „Die Mutter ist ein Ding, das nichts anderes ist als eine beschlossene Welt, die sonst nicht Gemeinschaft hat mit den andern und ist doch dieselbe, denn die Welt ist und war die erste Schöpfung, der Mensch war die andere, die Frau die dritte. Also ist die Welt die größte, der Mann die nächste, die Frau die kleinste und hinterste. Nun hat die Welt ihre Philosophei und Kunst, auch der Mann, also auch die Frau. In der Welt wachsen Würmer, im Mann, also auch in der Frau, — das heißt, es sind drei richtige, eigentliche, für sich bestehende kosmische Systeme. Aus dem Corpus geht eine besondere Monarchei der Medizin, also daß eine besondere Monarchei der Welt ist, eine besondere des Mannes, eine besondere der Frau. Also werden dreierlei Ärzte, ein besonderer der Welt, das ist der, der sie pflanzt und behütet vor ihren Gebresten, Reif, Schnee usw., ein besonderer des Mannes, der ihn behütet in seinen Gebresten, und so auch ein besonderer der Frau, der sie auch bewahrt."

Es ist das wichtigste Anliegen dieser Schrift De matrice, dem Leser zu beweisen, daß eine besondere Monarchei der Frau bestehe. Daß dies der Fall ist, geht

schon aus der Philosophie hervor, denn alle wachsenden Dinge sind gespalten in Weiblein und in Männlein. Der Hohenheimer sieht die „tierische" Natur bisexual geordnet. Und mehr, er sieht den Kosmos selbst als ein bisexuales Phänomen. Er führt es in der Schrift De matrice noch aus: „Der göttliche Geist schwebt in der Schöpfung über dem Wasser" (Genesis 1, 2); da er das Wasser die Matrix nennt, ist also der göttliche Geist als schaffendes das männliche Prinzip, wie es dann in den weiteren Ausführungen ja auch ausgesprochen wird. — Wir rühren hier an sehr alte und man weiß nicht mehr durch welches Medium überlieferte Gedankengänge; vielleicht, daß hinter dem allen irgend welche alchemistischen Traktate stehen. Doch das ist nicht so wichtig, als daß diese Meinung hier lebendig wurde; sie wird nicht nur als irgend eine aus den Büchern aufgelesene und merkwürdige Sentenz tradiert, — in diesem Menschen ist der Kosmos in ein Männliches und Weibliches geordnet. Nun aber wird auch begreiflich, daß die Elemente Mütter heißen, daß er im Opus Paramirum die Krankheit als einen Mann beschreibt, — er jagt wahrhaftig den Geheimnissen und Mysterien in der Schöpfung nach.

Im Liber de matrice ist diese kosmische Geordnetheit ihm aber auch ein weiterer Beweis, daß eine besondere Monarchei des Mannes neben der der Frau besteht. „Denn wiewohl ein Tod in Männern und in Frauen, auch eine Krankheit in Männern und in Frauen, anders ist aber der Mann, anders ist die Frau dem Arzt zu erkennen. Wenn der Arzt nicht spricht, des Mannes apoplexia kommt also her, von dem subjecto des und des, das allein dem Mann also geschaffen und gegeben ist, der Frauen apoplexia kommt in seiner Wurzel her

aus der matrix, die also und also liegt in ihrem subjecto, so ist der Arzt kein Arzt."

Das ist das Hauptanliegen des sogenannten vierten Buches im Opus Paramirum. Daneben steht aber, wie schon gesagt, viel Schönes und Beachtenswertes, das dieses Buch dem Nichtarzt werter macht als die von ihm verfolgte Theorie. So wird das oben schon erwähnte Beispiel von dem Geiste Gottes über den Wassern ausgeführt. Die Matrix des ersten Menschen war die ganze Welt, der Limbus war der Same. Nun heißt es weiter: „Was ist der Limbus als der Same? Gleicherweise wie er aus Gott gemacht und genommen ist worden und ein Mensch daraus gemacht wurde, in solcher Gestalt sollt ihr auch wissen, hat er an seine Statt gesetzt den Mann, daß er den Menschen selbst macht nach der Bildung, so Gott erstlich gemacht hat. Darum aber, daß ihm nicht zusteht, aus der Erde, Lehm usw. den Menschen zu machen und ihm das Leben zu geben, darum hat ihm Gott eine besondere Matrix verordnet." — So wird der Mensch geadelt und zu einer stolzen Höhe erhoben; das Weib ist gleich der Welt, der Mann ist Gott, dem Schöpfer, gleich.

Zu allen Beziehungen zwischen Mann und Frau, von denen Paracelsus spricht, fügt er zuletzt noch eine bisher ungekannte, neue. Er lehrt, die beiden stehen wie Mikrokosmen gegeneinander, der untere empfängt vom oberen die Impression, — so wie der Mensch vom Himmel seine Impression empfängt. Drum also ist auch „der Mann der Frauen astrum, Firmament und Himmel. Und wie der Himmel einen andern Menschen macht, also auch der Mann eine andere Frau, das ist eine andere Natur, Art, Wesen, Eigenschaft in den Dingen, was die mikrokosmische Natur anbetrifft. Aus

der Influenz, Impression wird die Frau konstelliert vom Mann, und ihre sidera weichen von ihr und lassen die des Mannes an die Statt." — Das ist das weibliche empfangende Verhältnis zum Mann auf eine kosmische Perspektive ausgerichtet. Der Mann des Weibes astrum, es ist wahr, nur ungebräuchlich und uns ungewohnt erklärt; es ist die alte Wahrheit, doch aus einem neuen Grund begriffen.

Man könnte noch viele dergleichen Erkenntnisse aus dem vierten Paramirum-Buche ziehen; ich habe in meinem Paracelsus-Lesebuche „Die Geheimnisse" einen kleinen Teil gesammelt. Hier muß genug sein, Art und Wesen dieser Schrift De matrice zu zeigen. Wenn man sie überblickt, dann wird schon eines deutlich offenbar: noch weniger als die Vadian gewidmete Schrift vom Tartarus gehört De matrice in den Zusammenhang des ursprünglichen Werkes Paramirum. Sie hat mit dem im ersten und zweiten Buche aufgestellten Plane nichts zu tun.

Und dieses Ergebnis erfährt aus der von Sudhoff aufgehellten Druckgeschichte die Bestätigung. Sie zeigt, wie ganz verworren und unklar es um diese Dinge stand. Der große Herausgeber und Kenner paracelsischer Schriften, Bodenstein, kennt als das paramirische Schriftwerk nicht mehr als „das Buch Paramirum", und druckt als dieses 1562 die beiden ersten Teile ab; der dritte erscheint als „Liber secundus De Causa et Origine Morborum" 1565; ihm wird von seinem Herausgeber De matrice als „liber quartus" 1566 nachgesandt, ohne daß dieser, Theodor Birckman, über den nun doch fehlenden liber tertius etwas sagt. Da aber in guten Handschriften die drei Teile als ein Werk erscheinen, wird die Zusammenordnung derselben wohl

schon früh geschehen sein. Der leitende Gedanke für eine solche Zusammenordnung war gewiß der Umstand, daß in den späteren wie im ersten Teil de causa et origine morborum gehandelt ward.

Wir sehen heute nicht mehr dies Gemeinsame, das der Titel ausgesprochen hat — das vierte Buch ist eine Philosophie, kein krankheitsätiologisches Werk —, wir sehen das Disparate der hinter den drei Schriften stehenden Gedankengänge.

Philosophia magna

Der Reichtum paracelsischen Philosophierens scheint in diesen Jahren zu zerspleißen, er muß mehr sagen, als die Feder zu bewältigen vermag. So kann er sich nicht lange genug dem paramirischen Werke überlassen, — die ihm gelegenere Form ist die der kleinen, monographischen Einzelschrift. Und eine Fülle solcher Einzelschriften wuchs ihm in den Jahren 1529—1532 zu. Der Hohenheimer faßte sie hernach in einem großen Sammelwerk zusammen, das er als „Philosophia magna" bezeichnete, als ein philosophisches Kompendium, das die Geheimnisse Gottes wie den Weg des göttlichen Lebens darzulegen sucht. Sein erstes Volumen ist eine Philosophia de divinis operibus et secretis naturae, das zweite die Philosophiae pars altera de vita beata.

Der erste Band, der eigentlich adeptische, zählte dreiundzwanzig Einzelschriften. Davon sind vier durchaus verloren — oder möglicherweise nicht geschrieben worden: De vindictis et plagis sanctorum, de inventione nigromanticae artis, de fidei miraculis et operibus, de corruptione non aeternorum. Ein weiterer Teil ist arg

beschädigt, erscheint nur noch in einzelnen Fetzen oder Resten; nimmt man sie trotzdem mit, dann haben wir von dem ersten Bande heute diese Schriften: De sagis et earum operibus (defekt), De daemoniacis et obsessis (defekt), De lunaticis, De generatione et vita stultorum, De somniis et euntibus in somno (defekt), De sanguine ultra mortem (defekt), De nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris, Liber artis praesagae, De mala et bona fortuna, De vera influentia rerum, De artium et facultatem inventione, De votis alienis, De animabus hominum post mortem apparentibus (defekt), De mumiae arcanis, De virtute imaginativa (defekt), De characteribus (defekt), De homunculo et monstro (defekt), De sanctorum auctoritate, De superstitionibus et ceremoniis.

Es ist nicht leicht, von diesem Sammelwerke einen genügenden Überblick zu geben, zu heterogene Themen wurden in ihm zusammengekoppelt und behandelt; am ehesten trifft man es, wenn man in ihm ein „Buch von den Geheimnissen" sieht. Er spricht nicht mehr von den Geheimnissen eines bestimmten Krautes, einer Quintessenz, er langt nach größeren Themen, — aber ihn reizen die Mysteria in diesen. So handelt er von der mumia, wie er im ersten der Bücher „Von den unsichtbaren Krankheiten", im Opus Paramirum von der Kraft der mumia gehandelt hat, und spricht im Liber de superstitionibus über das rechte Glauben, wie er auch wieder in den „Unsichtbaren Krankheiten" von den Glaubenswerken schrieb.

Ganz roh wird man wohl aber folgende Scheidung der Traktate treffen können: die zu behandelnde Erscheinung ist „natürlich" und hat nichts Geheimnisvolles, (hierin gehörte zum Beispiel der Liber de mala

et bona fortuna); er deutet ein außermenschliches, elementisches Geheimnis oder Mysterium, (wie es in seinem Liber de nymphis usw. geschehen ist); er handelt von den Geheimnissen im menschlichen Leibe, in dessen Leben oder Sein, (indem er zum Beispiel von den homunculi, von der Entstehung der Narren oder Irren spricht), — und endlich erörtert er Geheimnisse, die man einfach Kräfte nennen möchte, so etwa die „Tugenden" in den Dingen oder die Charaktere, kraftgeladene Wörter.

In diesen vier Gruppen ist ohne Zweifel die zuerst genannte die uns heute am nächsten stehende. Der Liber de mala et bona fortuna zeigt mit schönen Worten, wie Glück nichts sei als Können, Tüchtigkeit und sich-ins-Leben-Schicken. Man sagt, „so einer fällt, und darnach; wenn er aufsteht, fällt er wieder, er hab bös Glück. Nein, was soll das dem Glück zugelegt werden, dieweil das Unglück ihn nicht gefällt hat, sondern der Weg, die Stiegen oder Steg. Wäre er nit darüber gegangen, er wäre lang nit gefallen. Wie kanns dann ein Unglück sein, so ers sich selbst tut? Der nit Sorg hat, wo er seine fünf Sinne hinsetzt, der kann nicht sagen: warum sind die andern nicht auch gefallen? Die selbigen hant beser Sorg und Fleiß zu ihren Füßen. — Und wenn es einem gut geht, wer wollte dann sagen, daß es vom Glück wäre. Man muß sagen, seine Kunst, seine Geschicklichkeit hat es ihm gegeben und nicht das Glück. Wie darf der faul Mensch sagen, er hab nit Glück, dieweil er nichts tut, denn hinter dem Ofen sitzen, vermeint, es sei ein Glück, das komme über Feld her und wartet darauf. So Glück ein Bote wäre und käme also daher, so säßen sie unter dem Tore am besten."

Schon oft begegnet sind uns die wirkenden Kräfte, Mysteria und Geheimnisse. Die grundlegende Schrift für diese Fragen ist De vera influentia rerum: „Wenn man fragt, was hat dies Kraut für eine Kraft? Und man sagt, es hat die Kraft, so muß man bedenken, wer ihm die Kraft gegeben hat. So wird niemand gefunden, der das vermag, als allein Gott." Die Kräfte der Dinge, ihre Tugenden oder arcana kommen allein vom Höchsten, nicht vom Himmel. Sie sind ein ähnliches Göttliches, wie im Menschen es die Seele ist. „Daß der Himmel die Inklination influiere, ist nicht, sondern es ist gleich wie ein Koch, der das Fleisch in den Hafen legt und legt das Feuer dazu. Also ist auch Gott. So ein Mensch geboren wird, so legt er in den Hafen seinen Atem, das ist, er gibt ihm seine Tugend und seine Kraft, (das ist sein donum), und legt ihm das Holz und Feuer dazu, daß es koche. Wie kann ich dann sagen, die Sterne, (die doch in diesem Ofen nur kochen), inklinieren das?" Die geistigen Gaben des Menschen sind also göttlicher und nicht firmamentischer Art. Was das Gestirn dabei zu schaffen hat, das ist in einem Worte auszusagen: „Denn was hat ein Zimmermann zu schaffen mit den Menschen? Allein daß er ihnen Häuser baut und zurichtet, daß sie Herberge haben. Aber mit denen, so darin sind, kann er nichts, sind auch nit sein Arbeit. Also hat da der Himmel die Axt."

Dergleichen Gedankengänge sind am Exempel des (adeptischen) Menschen leicht zu kontrollieren. „Albertus Magnus ist zu Lauingen geboren. Hat er nun seine Vernunft und Weisheit vom Feuer, das ist von den Sternen, so brennt doch das Feuer noch. Wie kommts, daß keiner mehr geraten will? Es ist aber das die Ursache allein: so Gott eine Influenz gibt und das

Feuer kochets, so begegnet das und anderes; denn bis der Mensch zu seinem Oberen kommt und zu seinem Tod und das vollbracht hat, darum ihm die Influenz aus Gott gegeben ist, so stehet ihm viel zu und wehen ihn viel Wind an, die ihm den Rücken umwenden, hinter sich und auf die Seite jagen, daß es viel schlechter heraus geht, als es hinein geht oder gegangen ist. Jetzt verderbt der Schulmeister in der Schul, was die Konstellation nit verderbt hat, dann verderbts der Wein, jetzt das Kriegen, dann die Hurerei, jetzt der Geiz..."

Das Beispiel macht vollends klar, was die zuvor zitierten Stellen schon ergaben: die geistigen Kräfte, die Tugenden, gibt Gott, die „viehischen" das Gestirn. Das ist ein großer Unterschied zu den in der „Philosophia sagax" gegebenen Erörterungen, nach denen die „viehischen" Gaben aus dem Element, die geistigen aus dem Gestirn, die Seele dem Menschen jedoch von Gott gegeben wird, und es erweist, wie sehr die Schrift De vera influentia rerum eine Etappe auf dem Wege zu der Philosophia sagax und endgültigen Stellungnahme ist.

Wie hier die Tugend, so erörtert der leider beschädigte Liber artis praesagae das Geheimnis der Erkenntnis des Zukünftigen. Der Mensch als Christenmensch hat nach Matthäus 6,31 ff.: Was sorget ihr um morgen? nicht den geringsten Grund, Weissagungen nachzugehen. „Nun aber ist es also, daß vielerlei Weissagung eingewurzt sind, all dem Leib zu Nutz und zu Lust, der Seel fürwahr nichts, weder zu Nutz noch zu Heil." Fünf Arten der Weissagung unterscheidet Paracelsus dann in dieser Schrift, die erste der Propheten, Sibyllen und Jünger, die „aus keiner Kunst geht", die also in Wahr-

heit nicht hierher gerechnet werden darf; „die andere Weissagung ist aus der Natur; das ist, daß die Natur, so sie übel enden will, sich selbst im Anfang anzeigt; zum dritten die divinatio, dieselbige kommt aus dem Menschen selbst, das er in seinem eigenen Licht mag erdenken und finden, wozu ein Ding am letzten hingehen wird und in was End; zum vierten ist eine Weissagung der Geister, heißt sortilegium, dieselbige mag der Mensch inne werden aus den Geistern, nachdem und er mit ihnen ein Bündnis hat. Zum fünften ist eine Weissagung, dieselbige heißt augurium, dieselbige nimmt sich aus den Tieren und Kreaturen."

Es ist die Frage, an welcher Stelle in diesem System die Bildervaticinien stehen. Ein abgesprengter Fetzen der Schrift erklärt: „... Solche Figuren hat Liechtenberger etliche gefunden bei den Alten und davon nicht prophetiziert, sondern diviniert. Dahinter steht aber und ist der Dinge aller Auslegung das Buch Apocalypsis. Dieselbige Schrift Apocalypsis ist eine Auslegung dieser Figuren aller, und dasselbige Werk Apocalypsis hat seine Auslegung in den Propheten." Die Bildermagie, die divinatio, geht also letztlich auf die göttliche Zukunftsverkündigung zurück.

Ich will mich mit dieser Bestimmung im System der paracelsischen Philosophie begnügen, obwohl der Liber de artis praesagae es verdiente, durchgesprochen zu werden; er ist ein für die Geistesgeschichte der Zeit und Volkskunde äußerst wichtiges Werk. Ich kann auch auf die anderen Schriften nur mit einem kurzen Wort verweisen; der Liber de sanguine ultra mortem spricht von den wunderbaren Bluterscheinungen sowohl im Bahrrecht, wie von Blutregen, blutenden „belebten" Bäumen, bei deren Verletzung die Sylphe im Baum verletzt wird

und das Blut das ihre ist; der Liber de characteribus von Wörtern oder Zeichen, die mit Kraft „geladen" sind; sie sind wie eine natürliche Arznei, in welcher uns die himmlischen Kräfte helfen.

Den Liber de homunculis wird man als eine Überleitung zu der nächsten Gruppe ansehen dürfen.

Der Liber de homunculis spricht von dem Frevel mit dem menschlichen Samen; man könnte ihn als eine sehr frühe Psychopathia sexualis bezeichnen, wenn das Gewicht nicht auf den aus den Freveln entstehenden Geburten läge.

Ein schwer verständlicher Satz erscheint hier als die Quelle für den ja bekannten Homunculus-Gedanken. „So das sperma einen solchen ventrem equinum begreift und in ein digestiv seiner Erde gefügt wird, alsbald auf das geht auf die tierische generatio auf die Formierung derselbigen Art und Eigenschaft. Da ist nun kein Mensch nicht, es werd, was es gebe, denn allein in der Frauen wird das Kind geboren, das ein Mensch ist und geseelt." — Das Wesen, das aus menschlichem Samen entsteht, sieht wie ein Mensch aus, ist aber kein Mensch, weil ihm die menschliche Seele fehlt. Nur das, was in der Frau geboren wird, ist ein vollkommener Mensch, das menschengestaltige Wesen in der Retorte aber ist nach paracelsischer Terminologie ein „Vieh". An die Retorte muß man denken, wenn Paracelsus von der putrefactio im venter equinum spricht, denn venter equinum ist ein alchemistischer Kunstausdruck für einen bestimmten Wärmegrad. So läge es alles klar, wenn nicht das digestiv der Erde so erläutert würde: „nicht die Erde, darauf wir gehen, allein dieselbige ist die

Erde der Nüsse, Birnen usw., matrix in der Frauen ist die Erde des Menschen Samen." Damit erhält die ganze Erklärung nun ein anderes Gesicht. Wir müssen erinnern, daß in der menschlichen Zeugung beide Partner „Samen" haben; bei einer Zeugung, entsprechend etwa der des Eversschen Schauerromans „Alraune" wird das Kind wohl in der matrix, aber nicht im Sein der Frau „geboren". Ein solches, aus einer „künstlichen Befruchtung" erzeugtes Kind wäre jedoch der paracelsische Homunculus, das heißt ein Wesen in Menschengestalt, nicht aber mit der entscheidenden menschlichen Qualität.

In „de natura rerum", jenem wohl verunreinigten paracelsischen Werke, wird dann weiter von dem allen philosophiert.

Der Liber den animabus hominum post mortem apparentibus behandelt die Spukerscheinungen. Was ist die spukende Erscheinung, das Gespenst von einem Toten? „Der Geist ist nit die Seel; wenn es möglich wäre, so wäre der Geist der Seelen Seel, wie die Seel des Leibes Geist ist. Der Geist des Menschen ist nicht der Leib, ist nicht die Seel, sondern ist ein drittes im Menschen." — Es ist wie vorhin; wie De vera influentia rerum auf dem Wege hält, der zu der Philosophia sagax führt, so der gegenwärtige Liber. Die Philosophia sagax wird den Spukgeist als den siderischen Leib erklären, der neben dem elementischen und dem Leib des Bildnisses (Gottes) steht.

Viel wichtiger für das paracelsische Denken sind die Schriften um die Aszendentenfrage, wie ich den Liber de sagis, de lunacitis und de generatione et vita stultorum zusammenfassen will. Was ist der Aszendent? Der Name kommt aus der astrologischen Praxis jener

Zeit; es ist der in der Stunde der Geburt aufsteigende und das Geschick bestimmende Stern. Das Wort wird in die paracelsische Lehre vom Makrokosmos und vom Firmament gezogen, — das äußere makrokosmische Firmament beeinflußt das des Mikrokosmos. Der Aszendent wird so die Sein und Wesen des Menschen bestimmende „Anlage". „Ich setze, es käme einer gegangen von Granaten und käme gen Köln und wollte gen Danzken (Danzig); nun käme einer von Lunden (London) und wollte auch gen Danzken und käme auch gen Köln, und zu Köln kämen sie zusammen in ein Wirtshaus. Und in demselbigen Wirtshaus wäre einer vergebens da; und die drei säßen zusammen und würden ein, daß der auch gen Danzken wollt. Nun die drei zögen miteinander, so führen die ersten zween den dritten, der nun aus Köln käme und nicht da hinaus gewollt hätte, sondern da ist er in die Gesellschaft gekommen, die zeucht ihn mit sich. Nun folgt auf das, daß dieser, der zu Köln ist gesein, seine Natur empfängt also: wo die zween hinkommen, da kommt er auch hin. Sie kommen gen Danzken usw., da kommt der auch hin, und also bei der zweien Wesen wird das des dritten auch gefunden. Also ist es da auch. So ein Kind geboren wird, es sei, wie es wolle, so ziehen Pilger da durch und kommen auch in die Statt, das ist das Firmament. Nun folgt das Kind denselbigen Pilgern nach, geht mit ihnen, so es sie doch auf der Straße gefunden hat, und weiß selbst nicht, wo aus und wohin, denn es ist nie auf Erden gesein, kann noch weiß nichts auf ihr. Also nehmens die Boten an und führen es." — Ich halte hier ein, um festzustellen, daß wir einen alten Gedanken wieder treffen: der Mensch ist in die kosmischen Gewalten und ihre Mächte eingetan. Sie füh-

ren ihn, und sie bestimmen damit seine Art und geistiges Sein.

„Nun aber mag sichs begeben, daß das Kind einen anderen Boten erlangt, einen Vater, einen Praeceptoren, der das Kind auf andere Sachen zeucht denn die Pilger... Nun über das so sind auch Geist im Himmel. Und derselbige Geist ist auch da und fleißt sich auch, daß er ein Pilger sei und das Kind führe einen andern Weg, nicht wie die Stern an ihm zu führen haben, sondern seinem Willen nach. Nun setze ich, ein solcher Geist wäre da auch eingemischt und wäre auch ein ascendens mitsamt den andern; jetzt ist not, daß dieser ascendens auch erkannt werde, denn er wird mehr ausrichten denn die Sterne; denn in den Ascendenten, die Geister sind, da ist Spielen, Saufen, Huren, Buhlen, Kriegen, Fluchen, Ehbrechen, Gotteslästerung, Stehlen, Morden, Rauben..." Uns interessiert hier nicht, was diese Geister sind und treiben; wir nehmen aus alledem nur, daß die den Menschen bestimmenden „Mächte" Ascendenten heißen. Doch diese Mächte zwingen uns nicht, wir können ihrer noch gewaltig werden. „Wisset, daß wir von Geburt keinen Ascendenten mit uns bringen, heißt es De lunaticis, wir nehmen ihn uns selbst. Also findet einer im Himmel, will er lügen, seinen Ascendenten, will er wahrhaftig sein, seinen Ascendenten, will er buhlen, seinen Ascendenten, will er stehlen, dergleichen, also mit allen Dingen." Der Wille des Menschen kann der auf ihn einwirkenden Mächte Herr und Meister werden, der Zwang des außermenschlichen Ablaufes ist nicht stärker als der Mensch. Wer seinen Ascendenten Macht über sich gewinnen läßt, der wird unsinnig oder toll, — so wie vorhin der von der Venus übermächtigte Mensch in die luxuria

geriet und wie in ihm dadurch die Krankheiten zum französischen Übel wurden. Das ist die Lehre des Liber de lunaticis, des Buches von den Tauben oder Tollen.

Wenn eine Frau zur Hexe wird, so ist das auch ein Werk der Ascendenten. „So das Kind den Ascendenten empfangen hat, das dann ein aufsteigend Zeichen ist der Bosheit, so verbirgt sich der ascendens und läßt sich nit merken, läßt das Kind Kind bleiben, ursach, er hatt die Instrumente nicht dazu, die er zu seiner Tücke bedarf, welche erst im Alter wachsen. Doch später: wenn der Mensch eine fleischliche Art aus Adam angeboren an sich hat, (nicht aus dem Gestirn), welches Fleisch an sich selbst Neid und Haß, Untreu mit sich bringt, dieses Fleisches Natur läßt der ascendens zunehmen, bis er kommt auf seine höchste Exaltierung. So nun der ascendens einen solchen Strich vor sich nimmt und die angeborenen Neid, Haß, Untreu, Verbostheit dahin reizt, daß sie zur Rach begehren, ihren Nächsten zu schädigen, wie sie könnten und möchten, und aber sie könnens aus eigner Kraft nicht, so folgt auf das die Schul, in der sie lernen ihrem Rachebegehren genüge zu tun. Und die ist also, daß die Geist im Traum sie lehren: tue das oder tue also, so wird deinem Feinde das begegnen. Dieser Träum geben die Ascendenten so viel, daß die incantationes ihren Ursprung dermaßen nehmen. Wiewohl nicht allein im Traum, sondern auch, daß sie in das Phantasieren gerichtet werden, Speculieren und hitzig Nachtrachten." — Die „Anlage" und Haß- wie Rachgefühle, das ist der ganze Grund der Hexerei, wozu im weiteren Verlauf noch abgedrängte oder unbefriedigte erotische Gefühle kommen. So hätte im Grunde Paracelsus schon

das ganze Hexentum erklärt, indem er die psychologischen und sonstigen Bedingtheiten in der Hexe zeigen konnte, — die Lehre von den ascendentischen Geistern aber verbaute ihm die Aussicht wieder, er sah in ihnen dämonische Wesen, nicht nur unpersönliche, nackte „Mächte".

Für Paracelsus sind ja die „Geister" Wesenhaftigkeiten, mehr als Allegorien; nichts kann das besser lehren als das Kernstück dieses Buches Philosophia magna I, das neben der Vita beata schönste Buch aus Paracelsi Feder überhaupt. Der Liber de Nymphis spricht von den Nymphen, Sylphen, Pygmäen und Salamandern; das sind die humanistischen Namen für die deutschen Mittelwesen und Dämonen, die draußen in Feld und Wald und in den Bächen ihr geheimes Wesen haben, die Wasserfrauen und Waldgeister, die Unterirdischen und die Feuermänner. Ach, Wasserfrauen und Feuermänner sind ja Paracelsus schon von Kindesbeinen an vertraut, wie ihm die wilde Jagd, das Wuetes Heer, der Hexensabbat auf dem Heuberg deutliche Begriffe sind. Sie waren, wenn man so sagen darf, ihm die Genossen auf den weiten Wanderwegen. Ob der Begriff der „elementischen Geister" erst ein hohenheimischer ist, das würde erst eine weitere und eingehendere Untersuchung klären müssen; der Inhalt des eben genannten Begriffes aber gehört ihm ganz und gar. Die elementischen Geister oder Wesen sind die Menschen der Elemente. Sie haben Blut und Fleisch und Bein, — man denke an das vorhin gesagte von den verletzten Sylphen in den Bäumen, — dabei gebären sie Kinder und Früchte, reden und essen, trinken und wan-

deln, „welche Ding die Geist nit tun. Sie sind den Geistern gleich in Geschwindigkeit, durch Mauern zu gehen, gleich den Menschen in Gebärung, Gestalt und Essen, und also sind sie Leut, die Geisterart an sich haben, dabei auch Menschenart, und ist ein Ding. Sie sind Menschen, nur eines mangelt ihnen: die Seele."

Diese „Menschen", vorzüglich die Wasserleute, „kommen aus ihren Wassern heraus zu uns, lassen sich kennen und handeln und wandeln mit uns, gehen wieder hinweg in ihr Wasser, kommen wieder, das alles dem Menschen zu einem Ansehen göttlicher Werke. Nun aber, Menschen sinds, aber allein in Tier(art), ohne Seel. Nun folgt aus dem, daß sie zum Menschen verheiratet werden können, also daß eine Wasserfrau einen Mann aus Adam nimmt und hält mit ihm Haus und gebiert. Von den Kindern wisset, daß solches Gebären dem Mann nachschlägt; drum daß der Vater ein Mensch ist aus Adam, drum so wird dem Kind eine Seel eingegossen und wird gleich einem rechten Menschen, der eine Seel hat und das Ewige."

Doch wichtiger als dieses ist der folgende Abschnitt über die elementischen Ehepartner: „Nun aber weiter, so ist das auch im guten Wissen, zu ermessen, daß auch solch Frauen Seel empfangen indem so sie vermählt werden, also daß sie wie andere Frauen vor Gott und durch Gott erlöst sind. Daraus folgt nun, daß sie um den Menschen buhlen, zu ihm sich fleißen und heimlich machen." — Das ist der Grund, ich brauche ihn nicht mehr weiter und eingehender auszuführen, auf dem Mörikes „schöne Lau" und die „Undine" Fouqués stehen, — genau so wie der Stauffenberger in Paracelsi Beweisgang aufgenommen worden ist.

Was aber ist die logische Wurzel, aus der er diese Wesen sich hat denken können? Er schreibt: „Wir wissen, daß vier Elemente sind, die Luft, Wasser, Erde und Feuer. Nun wisset ihr, daß wir Menschen aus Adam in der Luft stehen und gehen und sind mit ihr umgeben, wie ein Fisch mit seinem Wasser, und so wenig können wir ohne dieselbe sein, als ein Fisch ohne Wasser. Wie der Fisch im Wasser seine Wohnung hat und das Wasser an dem Ort seine Luft, darin er wohnt, also ist dem Menschen die Luft sein Wasser, gegen den Fisch zu verstehen. Also ist ein jeglich Ding in sein Element geschaffen, darin zu wandeln."

So führt dies schlanke Büchlein eine Philosophie der elementischen Wesen, wie sie zugleich abstrus und trotzdem sinnreich, lieblich ist. Es steht im Glauben des Volkes, in dem Wissen um die Mittelwesen draußen, die freundlich nahen, hilfreich sind und schabernacken, feindlich werden können. Systemzwang fügte den Wasserleuten, Walddämonen und den Wesen in der Erde die Feuermänner oder Zundeln zu, die wohl anfangs nicht hierher gehörten, und die das Volk noch heute für büßende Seelen, welche im Fegefeuer wandeln müssen, hält. Doch jene andern wie die schöne Melusine, wie die Nymphe aus dem Hörselberg, die sich „im Venusberge" eine Macht und Königreich errichtet, die ungefügen Wesen in den Wäldern und die Kleinen in den Bergen, die alle sieht er, so wie seine Mutter sie gesehen haben wird. Und wie die Fuhrleute unterwegens, wie die Bauern sie erlebten und begriffen, wie sie ihm möglicherweise auf den Ritten, nachts, zu kranken Patienten, wie sie auf seinen Wanderwegen ihm in Heide und Moor begegnet sind. Und dies

Erleben aus dem Grunde seines Einsseins mit dem Ahnen seines Volkes wird von der Philosophie, die er geschaffen hat, sinnreich gedeutet und geführt. So schlägt sein Herz im Doppelschlag, als Kind des Volkes und als eigenwilliger neuer Denker, und so entstand dies Büchlein, eine Blüte unter den gewichtigeren, tiefergründenden Schriften, das Büchlein von den Elementischen als den Blüten ihrer Elemente.

Es wäre von der Philosophia magna wohl noch viel zu sagen; sie auszuschöpfen, bedürfte eines Buches, nicht geringer als sie selber ist. Das könnte jedoch nur eine systematische Darstellung des philosophischen Werdens Paracelsi leisten. Ihr wird es auch gelingen, genauere und feinere Entwicklungslinien aufzureißen. Darüber hinaus ist aber das Buch noch unter einem anderen Gesichtspunkt wichtig. Die Philosophia magna ist das zugänglichste unter allen philosophischen Werken Paracelsi. Nie wieder sprach er so einfach, klar und jedermann verständlich wie in diesem Werk, und nie berührte er wieder so viel einen Menschen bis ins innerste Sein betreffende Fragen. Von seinen mutvollen und männlichen Worten über „Glück" bis zu der Lehre von den sexualen Irrungen, von seiner Erkenntnis der „Anlagen" bis zum heimlichen Wissen von den elementischen Wesen, man liest sie immer wieder und man liest sie immer wieder neu. Sie ist ein Gipfel, vielleicht nicht in der philosophischen Entwicklung Paracelsi, wohl aber ein Gipfel in dem, was ihn uns immer lieb und teuer macht.

De vita beata

Wenn uns die Schriften des ersten Teiles der Philosophia magna teuer sind, weil sie mit schlichten und treuen Worten an das Herz zu fassen wissen, so steigert sich alles dies zu höchster Höhe in der pars altera philosophiae magnae: de vita beata. Die vita beata stellt ohne Zweifel Paracelsi schönste und ergreifendste Arbeit dar. Nie wieder, so viel er schrieb, fand er die reinen Töne, die er hier gefunden hat, nie wieder enthüllte er sich, wie er sich hier dem Menschenvolke stellte, nie wieder ergreift er so wie in den Forderungen und Bekenntnissen dieses Werkes.

Die Vita beata ist wie der vorige Band ein großes und Schriften mancher Zeit umfassendes Sammelwerk. Zur Vita beata (mit Verwandtem) rechnet Sudhoff diese lange Reihe „theologischer Schriften": Liber Prologi in vitam beatam; liber de summo et aeterno bono; liber de felici liberalitate; liber de honestis utrisque divitiis; liber de officiis, beneficiis et stipendiis; liber de ordine doni (liber de votis alienis); liber de religione perpetua; de ecclesiis veteris et novi testamenti; liber de re templi ecclesiastica (liber de superstitionibus et cerimoniis); liber de potentia gratiae Dei; de thoro legitimo; liber de thoro, vidua et virgine; liber de nupta, de alienis rebus non concupiscendis; Von der Ehe Ordnung und Eigenschaft; liber de martyrio Christi et nostris deliciis; liber de remissione peccatorum (liber de sanctorum auctoritate); liber de venerandis sanctis; liber de resurrectione et corporum glorificatione; de resurrectione mortuorum; de magnificis et superbis; liber de sursum corda; de sensu et instrumentis; de tempore laboris et requiei; de virtute humana; de prae-

destinatione et libera voluntate; de decem virginibus; de generatione et corruptione regnorum; de confessione et poenitentia et remissione; liber de poenitentiis; Vom Fasten und Kasteien; liber de iustitia; de baptismate, Vom Tauf der Christen; Baptismus, de baptismo; libellus de baptismate christiano; liber de imaginibus idololatriae; de septem punctis idololatriae christianae; liber de sancta trinitate Salzburg 1540; de secretis secretorum theologiae, Prologus totius christianae vitae; de genealogia Christi; de diebus aegyptiacis. Das ist, was Sudhoff als hierher gehörig aufführt, — sicher mehr, als richtig ist, und andere Schriften überkreuzend, denn die oben eingeklammerten Titel, drei an der Zahl, erscheinen schon in der Philosophia magna I.

Die Philosophia magna in ihrem pars altera gehört verschiedenen Jahren an; doch der in ihr enthaltene Komplex von Schriften über das selige Leben muß in den Jahren 1532/33 entstanden sein. Dafür zeugt die Datierung des Liber de potentia et potentiae gratia dei, und zeugt die wichtige Bemerkung von De secretis secretorum theologiae, wo es nach der noch zu erwähnenden Rückwendung zu den theologischen Dingen heißt: „Es hat mich denn jetzt für gut angesehen, das Ende zu geben, das ist die Frucht des Samens, der je und je im Anfang gewesen ist bei mir, und also mit diesen Büchern zu beschließen. Also hab ich nun beschlossen zusammen in ein Werk das Wesen der Christen zu dem seligen Leben und das Wesen der Christen zu dem unseligen Leben. Denn dieweil zween Wege unter den Christen sind, die gen Himmel vorgehalten werden, so ist der eine gerecht, der andere ungerecht. Darum damit der Gerechte den Ungerechten erkennt, und der

Ungerechte den Gerechten, hat mich für billig angesehen, sie beide vorzuhalten.

Die in dem unseligen Leben sind groß, sind hochmütig, sie haben die Welt, sie ist ihr, sie sind Kinder des Lichts der Welt; die Seligen aber, die haben nit die Welt, sondern sie haben ihr Reich nit von dieser Welt, sondern von dem Ewigen und bei dem Ewigen; wo ihrer zween beieinander sind, von dem seligen Leben, da ist Christus der dritte. Und wiewohl der Teil, so wider mich ist, mich hoch gehindert (hat), hat er doch nit gerochen, was in meiner Feder gewesen ist. Meinen Mund habe ich zugehalten, damit mir das Wetter und der Donner nit in den Acker schlüge. Damit hab ichs hindurch gebracht bis auf die Zeit und hab mich nit bekümmert um sie, (hab) mit gemeinen Leuten Gesellschaft gehalten, deren sie sich geschämt haben und mich dafür verachtet; das ist meine Förderung gewesen in dieser Arbeit.

Damit hab ich dies mein Buch zu dem seligen Leben angefangen, zum ersten zu beschreiben den Unseligen, darnach den Seligen. Mit den Unseligen fange ich an und beschließ im Seligen. Das sind meine tragaediae, und ist das die Ursache, daß Gut und Böse bei einander steht, damit vollkommene Erkenntnis daraus genommen wird, und weiter, weil das ansehnlichere allemal vorgeht..."

Der Liber prologi in vitam beatam setzt mit einer Titelerklärung ein: „Niemand ist der, der nach seinem Tode selig möge sein, er sei denn auf Erden geseligt und dazu erwählt und gezogen worden. Denn so nun auf Erden der Mensch das sein muß, das er will nach

seinem Tode sein, ist not, daß er dahin trachte und denk, daß er auf Erden das werde, wie er nach seinem Tod sein will", — obwohl mit dieser Forderung von Paracelsus nicht behauptet werden will, daß wir den freien Willen haben und mit Willen einen Schritt verrichten könnten.

„Daß ich hie schreib vom Wesen im seligen Leben, ist nit, daß ich den Unglaubigen oder den Unwissenden von Christo Lehr geb, denn nit ein Apostel oder dergleichen bin ich, sondern ein philosophus nach der deutschen Art. Aber das beschreib ich denen, so in Christo getauft sind und ihn nit hören wollen, denn das ist ohne Zweifel, wie dies Exempel ausweist: wäre zu den Zeiten Christi die Christenheit gewesen wie jetzt, so würde man inne (werden), daß weder Christus noch Petrus würde gestatten die römische Pracht... Von alledem ist viel geschrieben worden und trotzdem zum großen Teil vergebens. Vor dem und eh die Blum nit gar erwachsen ist, soll niemand ausbrechen mit keiner Weisheit... Warum will denn der Mensch fliegen, vor dem, daß eine seiner Früchte offenbar ist? Es verbirgt sich nit in dir, Bist du berufen, ein Buch zu machen, es wird nit versäumt werden, sollts sechzig oder siebzig Jahr anstehen und noch länger. Es wird nit dahinten bleiben, es wird heraus müssen, wie ein Kind von dem Bauch seiner Mutter."

Er selbst hat ja auch lernen müssen, warten, bis die Dinge zeitig sind. „Ich gedenk, daß ich Blumen sah in der Alchemia, vermeinte, das Obst wäre auch da. Aber da war nichts. Da aber die Zeit kam, da war die Frucht auch da. Viel Fliegens hab ich verloren in der Geometrie, bis ich kam in den aquaeductum, der lang kommen ist. Nachdem und ich viel Fliegens verloren hatte,

ich meinte, ich erntete mir, — morgen war es nichts. Also auch mit anderen Dingen. Wieviel tausend Bogen werden mit großer Arbeit verschrieben; so es alles aus ist, so ist es alles Narretei. Wäre demselbigen nit besser, er gedächte: stand still, laß baß weizen?" — Nun aber, so spürt er es im Herzen, ist die Zeit der Frucht gekommen: „Die Zeit meines Schreibens ist zeitig, denn ich darf des nichts verschonen, das ich verderbt hab; es ist noch nit geflogen worden. Die Werk zeigen an, daß die Arbeit aus ist und zeitig ist. Als: so ein ganz Haus da steht und gemacht ist, so ist es ein Zeichen, daß es zeitig gsein ist in seinem Meister. Also auch hie. Die Zeit der Geometrie ist zum End gangen, die Zeit der Artisterei ist zum End gangen, die Zeit der Philosophei ist zum End gangen, der Schnee meines Elends ist zum End gangen; der im Wachsen ist, ist aus. Die Zeit des Sommers ist hie. Von wannen er kommt, das weiß ich nit; wohin es kommt, das weiß ich nit; es ist da! So nun die Zeit der Dinge da ist, die sich lange Jahr verhalten hat und aufgezogen, so ist auch hie die Zeit zu schreiben vom seligen Leben und von dem Ewigen. Die Zeit der Frucht ist hie, der Winter ist hin!"

Ein klares Berufsbewußtsein spricht aus den stolzdemütigen Worten Paracelsi, ein Wissen darum, daß er — wie er es im Liber de officiis nennen wird — ein Amtmann Gottes sei, ein in den Dienst des Herrn Bestellter. Denn, heißt es dort, es sind drei Ämter, welche Gott bestimmt hat und gesetzt: Apostel, Propheten, also Verkündiger des Willens und der Gnade Gottes, und drittens die Doktoren, die die Heilige Schrift auslegen. Zu diesen Doktoren hat Paracelsus, wie wir dann noch sehen werden, sich gezählt. Er ist berufen und der Auftrag Gottes liegt auf ihm.

Von diesem Auftrag spreche ich dann, weil andere Schriften ihn viel deutlicher beweisen, obwohl er uns schon aus den Worten über den Gebrauch des Abendmahles aufgegangen ist, und uns im folgenden eine zweite, völlig neue Seite Paracelsi zu enthüllen scheint. Es scheint so, aber diese Seite hängt doch ganz mit seiner Philosophie zusammen; die Schriften vom Abendmahl, de limbo aeterno, bilden das verbindende Glied. Wir müssen noch warten, bis sie aus den Handschriften an das Lichte kommen werden; was vorliegt, läßt aber die soeben ausgesprochene Behauptung ohne Zweifel zu. De limbo aeterno ist der Angelpunkt, in dem sich Hohenheims Gestalt zur Einheit schließt.

„Alle philosophi", beginnt sein erstes Buch De limbo aeterno, „so im Liecht der Natur erleuchtet gewesen / haben die natürliche Läuffe der Natur / vnd alle jhre kräffte vnd wercke vor sich genommen zubeschreiben: Also habe ich mich natürliche Tugendt auch zubeschreiben bemühet / vnd nicht ein klein Theil derselben abgefertiget: Dann einer / der in natürliche Dinge kömmet / mag schwerlich davon lassen / den je lenger je mehr er gedencket vnnd suchet in denselbigen / je härter wird er gezwungen nachzugründen vnd zu folgen: Darumb einer sie nicht allein sehr liebet / sondern vberliebet / vnd zwinget zu lieben / das einer andern Liebe achtet. Was ists aber? So wir die gantze philosophiam aller natürlichen Dingen durch suchen / vnnd alle in rechten Verstandt bringen / so sein wir doch vnd die gantze Natur tödlich / vnd aller Widerwertigkeit vnterworffen. Wo nun dasselbige recht / wie billich / betrachtet wird / so entschlegt es dem physico seyn Gemüth vnd Liebe zu denselben: Dann so erschrecklich ist der Todt nicht allein in dem Menschen

(Wiewol an jhme am greulichsten) sondern auch in allen Dingen / das vom nechsten Wind wird abgefellet / vnd verfaulet / Wie schöne auch die Blum ist. Also bekömmet der Philosophus ein ander Gemüth / nicht allein nicht mehr / oder so viel als Gott nichts der Natur nach zu philosophiren, sondern nach zu dencken dem vntödtlichen / das dem Tode nicht vnterworffen ist: Diß ist nun die rechte philosophia ..." Der Passus zeigt es zwar nicht, weshalb gerade der limbus aeternus-Begriff zum Angelpunkt geworden ist, er läßt es aber erkennen, wie eben hier die beiden Philosophien sich verknoten. Und wie Theologia und Philosophia nun nichts mehr als die beiden Seiten eines Ein geheißen werden dürfen.

Das Buch vom „seligen Leben" mein nicht das zukünftige oder himmlische Leben eines Christenmenschen; dies selige Leben geschieht hinnieden und ist das Leben in einem apostolisch gerichteten Heut, und diese Sammlung einzelner Monographien ist eine Anweisung für den irdischen Weg hinauf. „Denn niemand ist der, der nach seinem Tod selig möge sein, er sei denn auf Erden geseligt und dazu erwählt und gezogen worden. Denn da nun auf Erden der Mensch das sein muß, das er will nach seinem Tode sein, ist not, daß er dahin trachte und denke, daß er auf Erden das werde, wie er nach seinem Tod sein will."

Der innere Ausgangspunkt der Schriften De vita beata ist der Liber de summo et aeterno bono, also das Buch vom höchsten Gut. Daß dieses höchste Gut das sei, das alles andere an Werte und Möglichkeiten übertrifft, erinnert ein wenig an die Mystik, die auf einer Leiter

von Negationen das letzte und das einzige Positivum Gott zu finden sucht. Viel wichtiger als diese ja vorauszusetzende Beantwortung der Frage, was denn das höchste Gut sei, sind die anschließenden Erörterungen, wie wir im höchsten Gut uns führen und weisen sollen, in christlich brüderlicher Liebe, in dem Vermeiden der Überheblichkeit, in der Absage an Hoffart und Geiz und allem, was der eigenen Wollust dient, und endlich: „wir sind einer ungewissen Stund, wann uns der Tod fresse. Auf das sollen wir allerzeit ohne Unterlaß das höchste Gut in uns han, auf daß es aus uns gang und wirke, denn also ist der Weg zu dem seligen Leben nach diesem irdischen."

Es schließt sich im Gedankengang De religione perpetua nun an. Religio ist das Amt, ist die Berufung eines einzelnen zu seinem Tun, und Paracelsus spricht von der Religion des Arztes, des Magiers oder des Juristen. „Es sind viele große Dinge beschaffen, durch die religiones der Menschen zu eröffnen, aber doch nit anders denn im Weg des Herrn, mit zur Verdammnis." Der Weg des Herrn heißt: je einer dem andern zur Hilfe, und er heißt, die Dinge gebrauchen, nicht nach ihrer Möglichkeit, wozu man sie vielleicht gebrauchen könnte, sondern allein nach Maßstab der Notwendigkeit. „Aber so eine religio aus dem rechten Weg kommt, so fällt sie in die tödliche Weisheit," — der Hohenheimer denkt vor allem an Philosophie, Magie und was dahin gehört, — „und so sie meinen, sie seien am besten und subtilsten, so sinds die größten Narren."

Die Meister in dieser religio sind die Apostel und die apostolischen Menschen. „Denn das ist die bewährte religio des Geistes, die da ist vom Himmel ohne allen Betrug, ohne allen Beschiß und ohne allen Falsch. In der

religio ist die Wahrheit und die wahrhaftige Verkündigung. Sie sind die, so ohne allen Falsch lernen, ohne Geiz, ohne Gut, ohne Geld. Sie sind die wahrhaftigen Armen. Denn wie der Vogel in der Luft fliegt und sich ernährt denselbigen Tag und nit weiß auf den Morgen sein Nahrung oder Nehmung, also die auch..."

Wenn die bisherigen Schriften mehr noch die Berufenen und die Führer der Gemeinde als die selige Gemeinschaft selbst betrafen, so wenden die nächsten sich an alle, die des seligen Lebens sich befleißigen. Der Liber de honetis utrisque divitiis handelt von dem seligen Weg der Nahrung. Wie es Psalm 127,2 heißt: Labores manuum tuarum quia manducabis, (der Hohenheimer gebrauchte trotz seiner Deutschheit Bibelworte im lateinischen Vulgata-Text), so geschieht sein Schluß: „der selige Weg der Nahrung steht allein in der Arbeit; so werden alle Nahrung, so nit mit Arbeit gewonnen werden, verworfen. Nahrung ist Notdurft; was über die Notdurft sich erhebt, ist Reichtum, und wir werden hören, der Reichtum führt zur Verdammnis, denn er ist ein böses Tun. Was brauchen wir mehr, uns satt zu essen, als die Notdurft? Bist du ein Bauer und hast viel Äcker, viel Güter und genießt ihr viel, — was ist der Genieß? Du issest nit alles; gib deinen Helfern die Nahrung, den andern Teil den Dürftigen. — Darum ist unser Reichtum und Gewinnen auf Erden nichts, allein so weit, daß die Notdurft, das ist, ein Reichtum mit Armut da sei. Also wird der Kranke gefördert, also wird der Sünder gesund, also der Arme gespeist, also der Nackende gekleidet, der Pilger beherbergt usw., denn der Arzt schlägt keinen Kranken aus, hilft ihm und vermag es. Der Papst vergibt die Sünd und hilft ihm. Der ein Haus hat, beherbergt den, der keins hat.

Der Bauer gibt dem Korn, der hungrig ist usw. Also sind alle Dinge gewachsen und geordnet, daß das Reich Gottes hie auf Erden unter uns ist."

In diese Ordnung fügt sich harmonisch nun die Forderung ein, daß jeder arbeiten müsse, denn der Müßiggang ist Diebstahl, und „einer, der müßig geht, der wandelt nicht im Wege und Gebote Gottes. Die Arbeit deiner Hände sollst du essen, so bist du selig; die aber nit ihre eigene Handarbeit essen, dieselbigen sind unselig."

Ein großer, ja der für alle Traktate dieses Werkes bestimmende Komplex der Vita beata wird mit den zitierten Worten angeschnitten. Bereits der Liber prologi bekennt: „Selig und mehr denn selig ist der Mann, dem Gott die Gnade gibt der Armut. Im seligen Leben die Lehr anzunehmen ist nit gesagt den Liebhabern des Reichtums, denn sie finden hierin nichts für sie, sondern allein für die, so Lust han zur Armut und zum gemeinen Wesen der Armen, in Gerechtigkeit wandeln, daß keiner über den andern sei, je einer mit dem andern Leid trage, helf und sich freu und weine.

Und er behauptet: „Der reich ist, wird zum bösen Wandel angereizt, die Mächtigen der Erde ziehen sich zu ihm; die aber sind falsche Christen, sie regieren üppig, sie han böse Gesetz, sie beschirmen einander in ihren Bosheiten, und du bist dann der, der da hilft und tusts auch. Dem zu entgehen, wie willt du tun? Also willt du tun: dein Gut verkaufen, den Armen geben und in die Armut laufen, in die wilde, auf daß dich kein Richter such, der dich jetzt in deinem Reichtum sucht, und daß du nit darfst halten böse Gebot, nit halten und stimmen zu den Argen und Bösen. So mach dich arm und bettelarm, so verläßt dich der Papst, so

verläßt dich der Kaiser und halten dich für einen Narren; jetzt bist du ruhig und deine Narrheit ist eine große Weisheit vor Gott."

Die Forderung ist keine neue; sie steht bei Lukas, und sie ist schon oft gepredigt worden. Das von-sich-Tun des Reichtums und sein Gut den Armen geben wollte ja auch die Kirche, so wenig oder viel die Gläubigen Ernst mit dieser Sache machen mochten. Hier aber ist mehr, — hier liegt der Ton nicht auf dem Geben und den Armen „Leihen", das in Matthäus 25, 40 seine Verheißung und Belohnung hatte, das Positive ist hier die wilde Armut, die erworben werden soll. Was Paracelsus lebte, als er aus St. Gallen ausgezogen ist, das ist ein Postulat aus seinem eigenen, ihm persönlich sicheren Christentume; die vita beata ist ein Forttun alles weltlichen und ein gotteskindliches Erdenleben.

Doch diese Forderung der Armut, oder vielmehr des Forttuns alles irdischen Hab und Gutes, so kraß sie hier erscheint, wird dann geläutert in ein soziales Leben. Nicht Armut ist mehr das Ziel, das Glücklichere ist die freie Liberalität. „So Gott einem Reichtum zufügt, so soll der Mensch, der ihn hat, an sich eine Liberalität angeboren haben oder eingepflanzt, daß er denselbigen mög reichlich austeilen denen, dahin es gehört. Die Liberalität ist aber ohne Nutz, wenn sie der Mensch nicht frei gebrauchen kann. Am ersten, so du in der Liberalität die Gabe hast, so mach dich selbst frei, auf daß du dein frei Herz habest und dich niemand hindere. Bist du ein Knecht und in einem Dienst, in einem Amt, so geht es dir schwer zu, frei zu sein, du mußt sorgen auf deinen Dienst mehr als auf die Liberalität. So soll aber der, dem Gott Gabe und Reichtum gegeben hat, keines anderen sein, sondern sein selbst eigen Herr und

Willen und Herz. Denn einer, der von Gott eine Gab hat und sich untertänig gemacht hat damit einem andern, der vergibt sein Teil am Himmel. Als ein Arzt, dem Gott den Reichtum der Arznei gegeben hat, und verpflichtet sich in die Fürstenhöfe, in der Städte Dienst, derselbige ist jetzt der Liberalität beraubt, denn er muß auf die seidenen Kleider warten, die han ihm zu gebieten." — Wir sehen hier tief, ganz tief in Paracelsi innerste, letzte Herzenskammer. Er konnte nicht dienen, er mußte frei sein, anders wäre er vergangen, und „Basel", das erst ein Unglück schien, war doch für ihn das wahre rechte Glück; wenn der Zusammenbruch nicht so gekommen wäre, hätte er ihn herbeiführen müssen. Der Mensch, der einen freien Willen leugnet, braucht doch für sich selbst die Freiheit, und er kennt keine größere Sünde als die Sünde in den Heiligen Geist, das heißt, den Zwang, die eigene Erkenntnis einer Gewalt zu unterwerfen.

Noch mehr tritt aber hier hervor, — es fällt auf seine Ehelosigkeit ein Licht. Man hat an ihr gerätselt, hat in Paracelsus einen Verstümmelten sehen wollen, der keine Frau geheiratet habe, weil ihm die Frauen alle widerstanden. Hier spricht er von der Ehe: „Dergleichen behafte dich nit mit einem Weib, die dein Meister sei und dich ziehe, wie sie will. Dazu, so deine Kinder groß werden und erwachsen, alsdann über dich werden und du mit ihnen ein gefangener Mann seist, deiner Liberalität beraubt. Handel in demselbigen, daß deine Frau nit das Aug sei, das dich Christus heißt ausgraben und hinwerfen. Ist sie dasselbig Aug, besser, du wirfsts in die Grube, denn daß sie dich soll verführen und binden in der Liberalität.

Wenn einer so frei ist, mag er in die Liberalität eintreten. So du nun also dich geledigt hast und frei bist wie ein Bettler und wie eine reine Jungfrau, so nimm für dich, daß du verstehst deine Gab, wo sie hin gehöre. Das ist nun der erst Anfang der Liberalität. Denn wo du das nit verstehst, so gebrauchst du deine Liberalität unfleißig und gibst es den Sauen... Sei wie die Sonne damit, sei fröhlich und frei, laß deinen Schein über und über gehn, treib deine Gab aus deinem Schatz, wie die Erde im Frühling die Bäume und Garten zur Blust und Samen, und sei in deinen Gaben reichlich im Austeilen wie das Meer mit seinen Fischen, und laß dich niemand hindern, wie er sei. Gib, wo es not tut; wo nit, da halt still und gib nichts Überflüssiges."

Die Liberalität, die Paracelsus fordert, ist die des christlichen Urkommunismus: „Der Verstand des seligen Reichen ist also, daß er sich nit baß bekleid denn den Armen gleich; wie dieselbigen gehen, also ist auch seine Kleidung und das in dem Weg: so eine große Erbarmnis ist in diesem seligen Freien: hätte er hundert Gulden, die er an ein Kleid legen will, und sieht arme Leute neben sich, die nackt sind, jetzt geht seine Liberalität, daß er die hundert Gulden nimmt und zählt die Armen ab und sich mit ihnen, und teilt die hundert Gulden auf gleiche Kleidung, sich und den Armen. Desgleichen er ißt nit anders denn die Armen, weder mehr noch minder. Das ist also: er ißt alle Tag von Hühnern und Kapaunen, Wildbret, Vogel, Fisch und Krebsen, und das mit Haufen, was ihn gelüstet. Nun ist das alles recht und rein. Aber der selige Freie, der sieht die Armen, und so ers sieht, daß sie nit zu essen usw. han, so zählt ers ab, und ißt mit ihnen, führt sie in seine

Küche über seinen Fisch und ißt mit ihnen und sie mit ihm, daß ihnen allen gleich viel werd."

So schiebt sich in die bisherige Gesellschaftsordnung eine neue Ordnung ein. „Bist du ein Ritter, was tust du mit der guldinen Ketten am Hals und mit dem Gold an Sporen und Zäumen. Willst du ein Ritter sein und streiten zum Seligen, sei in der Liberalität Ritter, nit im Blutvergießen."

Die Frage liegt nahe, in welchen Gründen dieses selige Leben seine Wurzel hat? Man geht nicht fehl, wenn man zuerst eschatologische Momente haftbar macht. Sein letztes Bilderprognostikon verhieß die goldene Welt ja auf das 1560. Jahr; das selige Leben aber führt auf diese Welt zu, fängt sie an. Es ist, wenn man bedenkt, wie oft er auf die johanneische Apokalypse weist, die kleine Gemeinde des Lammes, die sich der des Tieres widersetzt.

Mit diesem Gedankengange aber verkoppelt sich nun ein zweiter, eine Forderung. Was hier gewollt wird, ist die erste Gemeinde der Jünger und Apostel. Die Worte Acta Apost. 2, 44 ff., sind wieder einmal ausgetrieben und zeugen, wie oft in der Geschichte, eine neue „christliche Urgemeinde". Daß etwas derart hier mitspricht, lehrt der Liber de officiis. Ich sagte bereits, daß Paracelsus in ihm von den Amtleuten Gottes spricht, und daß er selbst sich für den Amtmann „Doktor" hielt, den, „der weder Apostelamt hat noch prophetisch Amt, sondern allein ein Ausleger und Unterrichter wider die einfallenden Irrsal und Ketzereien ist. Solche aber werden nit vom Menschen gelehrt, die Ding auszulegen, sondern allein auch vom Heiligen Geist, wiewohl er nit offenbar bei ihnen ist wie bei den Aposteln; das ist, sie reden nit mit feurigen Zungen, aber feurige Auslegung." —

Streift das schon an die Pfingstgeschichte, so kommt der Liber im folgenden dieser frühen Zeit noch näher. Er lehrt: „So sie, die Amtmänner, nun Gott setzt, belohnt er sie auch. Aus der Ursach suchen sie keine Belohnung vom Menschen, weder Apostel, weder Propheten, weder Doktores, weder ihre Jünger, sondern alle suchen sie ihre Belohnung von Gott und gar nit beim Menschen. Was sie vom Menschen han, das han sie von der Erde, denn Gott gibt der Erde ihre Frucht desto mehr, daß die mehr haben, denen sie ins Haus kommen, und ihnen vorlegen, daß sie essen und trinken. Sie finden auch allemal die, so auserwählt sind, ihnen zu geben, bei denen sie bleiben, bei denen der Fried ist... Darum so essen sie niemand nichts ab, weder seine Arbeit noch Schweiß noch den Bettel noch das Almosen, sondern ihre Küche wächst ihnen für ihr Lohn und Kostung. Aus der Ursache finden sie allemal die, so ihnen Gott gibt, die sie speisen. Denn also führt sie Gott, daß die Bösen sich nit dürfen berühmen: wir han ihnen zu essen gegeben, zu trinken gegeben usw. Darum so haben sie keinen Zehnten, denn den geben Gut und Bös, die von Gott und die vom Teufel." — Ja, es führt fast ins Märchen: „Allein die Auserwählten speisen sie, bei denen der Fried ist. Dieselbigen kleiden sie auch, so viel ihnen not ist. Aber wie unser Herrgott in seinem Kleid ist gegangen, das keines Machens bedurft hat, also auch dieser Apostel, Propheten, Doktor und Jünger (Kleid)."

Aus Paracelsi Theorie von den Amtsleuten Gottes ist nun ein altes Rätsel in der Paracelsusforschung zu erklären. Der Hohenheimer hat in den 1532er Jahren sich als S. Litterarum Doctor, oder als „der heiligen Schrifft Doctorem und beider Arznei" bezeichnet. Man

hat ihm das verargt, da er an keiner hohen Schule Theologie studiert; man sieht jedoch, daß er ein Recht hat, sich mit diesem Titel zu bezeichnen; er fühlte sich damals als mit feuriger Auslegung begabt, ist ein Amtmann Gottes, — und das läßt nun ein Bild gewinnen, wie er auch apostelweise von Haus zu Haus gewandert ist, in jenen Hütten sich verweilend, da ihm der Friede Gottes so in Worten wie im Sein entgegenstrahlte.

Ich meinte: die Sage von der christlichen Urgemeinde stehe hinter diesem allen. Ein zweites tritt noch hinzu: die Nachricht von der Aussendung der Jünger, wie sie der Evangelist Matthäus im Kapitel 10 erzählt. Das ändert die Lage freilich nicht, denn hüben wie drüben handelt es sich um „apostolische Männer" und hüben wie drüben wird ein vom Evangelium geschilderter Zustand als die Norm genommen, nach der das soziale Leben, das Leben in der Gemeinde auszurichten sei. Das sind die Ziele, die wir gern als „täuferische" zu bezeichnen pflegen, — und die dann täuferisch heißen dürfen, wenn wir die Sebastian Franck, die Denck und Hubmaier oder Schwenckfeld zu den Täufern zählen wollen. Sie haben in Wahrheit mit dem, was Wiedertäuferei genannt wird, nichts zu tun, es sind Gedanken christlicher Sucher oder Träumer, die sich durch die Wirrsal schlagen müssen, in denen sie sich in jenen Umbruchsjahren plötzlich unbarmherzig hängend finden. Es sind die Träume von der Gemeinde Gottes, wie sie reine Herzen träumten. Es ist der in der Wüste verirrte Einsame, der sich seinen Heimweg finden muß, — einsame Christen, Einzelgänger wird man alle diese Menschen heute nennen dürfen, die in der Umbruchs-

zeit sich nicht vom Schrei der Masse überwältigen ließen.

Es ist ein christlicher Kommunismus, und es ist doch etwas mehr. Es ist ein neues Anachoretentum, ein Anachoretentum in dieser Welt. Und es ist wiederum aus ganz persönlichen paracelsischen Erlebnissen geboren; der Drang nach Herren-losigkeit, nach Freiheit und dem Recht des eigenen Tuns, es ist das „alterius non sit" dieses Freiherrn durch die Lande. Ist aber in diesem Betonen des Freiseinmüssens eine persönliche Note festzustellen, steht hinter ihm das Erlebnis, wie denn sollte es nicht auch hinter dem Verwerfen des gottungefälligen Reichtums und dem Preis der Armut stehen? Aus dem Erlebnis entspringt dies Nein zu allen „kapitalistischen" Verlockungen seiner Jahre.

Ich habe im Anfang dieser Lebensbeschreibung von der damaligen Situation gesprochen. Ich zeigte, wie gegen die bäuerlich fundierte Kultur sich eine neue, die des Bürgertums, erhebt, und daß die Wirtschaftsform der neuen Kultur als kapitalistische bezeichnet werden müsse. In dem entscheidenden Ringen zwischen den beiden Kulturen nimmt nun Paracelsus seine Stellung. Er sagte zum Humanismus und zu seinen philologischen Wiedergeburten nein, und setzte den „reinen" Texten die Erfahrenheit als Baugrund einer Medizin entgegen; er sagt zu den kapitalistischen Formen eines neuen Lebens Nein, und hält anstatt zum Fugger und den Reichen zum gemeinen Mann, und setzt dem Evangelium des Reichtums das der apostolischen Urgemeinde entgegen.

Ein Reaktionär? Ein Prediger der alten gegen die neue Welt? — Wohl nein. Ein Mann vielmehr, der sich nicht unter die neue Zeit will zwingen lassen,

wenn oder wo die neue eine bösere Zeit genannt sein muß. Er ist wohl neu, denn weil er neu war, hatte ihn Basel ja verworfen; er will die reine Medizin, er lehrt in deutscher statt lateinischer Zunge, doch er ist da nur neu, wo dieses „neu" das bessere ist. Wo er das Neu mit Überzeugung und mit Recht bejahen kann. Sein Urteil zwingt ihn, nicht der Schrei, der Druck der blinden Vielen.

Weil ihn sein Urteil zwingt, deswegen rückt er auch aus allen ihren Reihen. Er geht nicht mit den Alten — und er tritt nicht bei den Neuen ein. Er geht den Weg, den er als richtigen erkannte und bejahte, denn es gibt keine Sünde, die so groß ist wie die Sünde in den heiligen Geist. „Also lieb sind wir Gott, daß uns all unsere Sünd vergeben werden, allein ausgenommen die Laster und Sünd, so in den heiligen Geist geschehen. Dieselbigen werden weder hie noch in jener Welt vergeben. Der die vollbringt, dem ist in Ewigkeit keine Vergebung. Niemand hat die Gewalt, dieselben zu vergeben."

Der Einzelgänger, der in den entscheidenden Tagen eines „Umbruches" steht, und doch fühlt er sich immer wieder nur als ein Getriebener. Die Meinung, daß sich der Mensch aus seinem eigenen Erkennen frei entscheiden könne, der Glaube an eine freie Handlung in der Liberalität, — hat er nicht einst gar über den sexualen Trieb den Willen setzen wollen? — tritt immer mehr zurück vor der Erklärung von der Unfreiheit des Willens. Im Liber prologi weist er sie nach. Man möge sagen, „wir hätten den freien Willen, tun oder nit. Das ist nit. Wir können nichts tun, Gott gebs denn.

Der Böses tut, dem muß Gott das Bös da geben, sonst kann ers nicht tun. Der Guts tut, dem muß Gott geben, er mags sonst auch nit tun. Wie kann denn der Mensch tun, was er will, so er doch nit kann ein Haar weiß oder schwarz machen? Sagst du, ich kann den erstechen oder kanns lassen, das stehlen oder mags nit stehlen, ehebrechen oder nit brechen, ich habs in meiner Gewalt —, welcher ist der, der solches reden könnte? Niemand. Denn ob gleichwohl tausend Gulden vor dir lägen und du wolltest es tun, so kann Gott so viel, daß du im Griff erlahmtest und nichts siehest und nit weißt, wo du bist, und macht dich unsinnig, toll usw. Wo ist jetzt, daß du tun magst, was du willst?"

Die Lehre, die hier erst einsetzt, wird dann immer weiter vorgetrieben. Ist sie nur theologisch, wie die Jahre um den freien Willen zankten? Wahrscheinlich steht hinter ihr doch wieder ein persönliches Erlebnis. Der Mann im Sturme des „Umbruches" —, wo bleibt da der freie Wille? Trotz aller Versuche, seinen eigenen, selbst gesetzten Kurs zu steuern, — das Meer ist stärker als das Steuer, stärker als der Steuermann. Es zwingt sein Schiff, nicht er mit seinem „freien Willen" zwingt das Schiff.

Ist diese Deutung recht, dann aber lehrt sie uns auch ein Entscheidendes. Sie zeigt, wohin ein Schiff trotz Sturm und Meer gesteuert worden ist. Sie zeigt, daß es den Kurs hielt, — trotz des Zwanges durch die Wasser, daß alle Flut und alle Wellen nichts als ein Vorübergehendes waren, denn stärker als das Gefühl, im Zwang des fremden Willens stehen zu müssen, — obwohl den fremden Willen als den Willen Gottes bejahen, schon ihn überwinden heißt —, noch stärker als das ist doch der Kurs im Triebe des heiligen Geistes, das heißt, im

Zwange seiner innersten und im Gotteserleben angenommenen Erkenntnis. Der „Umbruch" in eine neue Welt hat Theophrastus Paracelsus nicht zerbrechen können.

So wird dies Buch zu einem für ihn und seine Zeit bedeutenden Dokument, es stellt sich dar als Buch des deutschen Menschen in der Not der Zeit.

St. Gallen

Das zweite paramirische Buch, die Schrift vom Tartarus, gab an, daß Paracelsus am 15. III. 1531 in St. Gallen weilte; er war gewiß schon Wochen vorher dort, denn wie die Schrift vom Tartarus, so sind die beiden ersten Büchern seines Paramirum Vadianum zugeeignet. Der Villacher Joachim von Watt stand damals auf der Höhe seiner Wirksamkeit; St. Gallen ward eben reformiert, und er, der Freund von Huldreich Zwingli, war hier der politische einflußreichste Mann. An ihn, den Stadtarzt, Bürgermeister und den Landsmann aus dem Kärntnischen wandte sich der Hohenheimer. Sie sind zwar wissenschaftliche Gegner, — Watt hat Plinius herausgegeben, — doch Watt hat den Kollegen auch bei der Behandlung Christian Studers zugezogen, ihm widmet Paracelsus nun das dritte wie die ersten beiden Paramirica.

Aus dem St. Galler Jahr gibt der Lokalhistoriker Rütiner mehrere Anekdoten. Er meldet von Hohenheim: er ist sehr fleißig, schläft nur wenig, zieht sich nie aus, mit Stiefeln und Sporen ruht er drei Stunden, auf das Bett geworfen, dann schreibt er wieder —, also fast wortwörtlich das, was der „getreue" Schüler Oporinus schon berichtet hat. Dazwischen erscheint ganz deutlich

Sagenhaftes: der Hohenheimer habe dem Herzog Ulrich auf dem Hohentwiel die Zukunft prophezeit, — und eine Geschichte von einer Operation, bei welcher Paracelsus die dem Herausnehmen eines Knochen folgende Schwellung an der Hand durch aufgelegte Regenwürmer heilte. Ganz offenbar hat Paracelsus in St. Gallen einen festen Ort zu finden geglaubt; er hält sich wohl ein Jahr, wenn nicht noch länger in St. Gallen auf; die manchen umschwirrenden „Sagen" lehren, wie er bei den Menschen Wurzel faßt, und seine Bemühungen, einzuwurzeln, gehen ja aus den Zuschriften seines Opus Paramirum an den Bürgermeister sowie Stadtarzt Vadianus auch hervor.

Der Hohenheimer gewinnt auch unter den St. Gallener führenden Persönlichkeiten Freunde. Von seinem Verhältnis zu Vadianus, von seiner Kur an Studer sprach ich eben. Bartholomäus Schobinger, der Reiche, hatte nicht geringe alchemistische Interessen, das führt zu einer näheren Beziehung zu dem „Alchemisten" Paracelsus. Ein Brief, den Schobinger später schrieb, berichtet darüber allerhand Besonderes, wenn auch in diesem Briefe Paracelsus als ein halber Tor erscheint. (Wieviel in Wahrheit er gegolten hat, das zeigen die Bemerkungen über die Quintessenz, die ja direkt aus paracelsischen Lehren und Erfahrungen kommen werden.

„Ewer schreiben hab ich empfangen, vnd desselben frundtlich inhalt vnd erpieten mit freuden vernommen, insonder dz sich mein Gnädiger her der Probst, auch ihr, euch der Alchimia nit hitzigcklich ergeben. Daran tunt ir gar wol vnd recht. Dan diese kunst hat vor vil iaren, vnd auch auf disen tag vil grosser herren vnd Reicher leuth, deren ich noch vil weiß vnd kenn, mit

irem grossen schaden verfuert vnd ain tail verderbt. Dz aber üwer lust zu der nutzlichen vnd lustigen kunst der distilation, durch welliche man außer ainer ieden materi die 5a essentia, als die aller subtilist substantz vnd hochste krafft durch hitz deß feurs schaiden vnd außziehen mag, dieselbige vnd anderi arbeit, durch welche man den menschen in gsundhait enthaltten, oder dem kranckhen mit gwissen artzneien zehilf kommen vnd gsund machen mag, dz ist die kunst, die Got seinen geliebten (welche mer uß liebe deß nechsten, dann von ihrs aignen nutz den Menschen zehelffen bgeren) erofnet vnd mittailt.

Es hat Theophrastus, den ich gar wol kent, vnd in 27. wochen in mines Hern schwehers sellig (Christian Studer) Haus ghalten, fil buecher von solchen dingen ains teils verporgelich, und ains tails, die er warlich selb nit verstanden, hinder im verlassen. Dan der Schulmaister, von welchem er sein kunst gheb, hat in in vilen stuckhen betrogen, zum teil die wahrheit verhaltten vnd der mer tail, so er in gelehrt, nit genug verständig underwisen, wie es sich dann in zeit so er bi mir gewesen, offt im werckh befunden, dz er ettlich ding, die er geschrieben, selb nit recht verstanden hat, vnd dises ist die vrsach, dz seine hinder im verlassne buecher vnd kunst, wenigen zenutz vnd hilf kommen mogen. es werden auch auch (noch?) vil buecher vnder sin nammen getruckht, die Theophrastus weder gesehen noch gemacht hat. Dan ich ken des Theophrasti stilum wol, wie sein brauch in seinem schreiben gewesen ist."

Es hat demnach ein Fremder Bartholomäus Schobinger nach den paracelsischen Schriften, die alchemistischen Inhalts sind, gefragt, und Schobinger stellt sie

als die unwichtigen Arbeiten eines Irren hin, wohl um sie nicht dem Fragenden mitteilen oder leihen zu müssen. Für uns ist aus dem Briefe aber nur der kleine Passus wichtig, daß Paracelsus über ein halbes Jahr in Christian Studers Hause saß, — das wird, da Studer am 10. Dezember 1531 gestorben ist, die Zeit von etwa Anfang Juni 1531 an gewesen sein. In eben der Zeit, behauptet Johann Rütiner nun, sei in dem Hofe des Hieronymus Schobinger, jenes Bartholomäus Bruder, von Paracelsus eine culina, also wohl ein Laboratorium, errichtet worden.

So bagatell es scheint, vor allem in bezug auf unsere heutige Zeit, — ich halte den Fund von diesen Nachrichten aus St. Gallen trotzdem für ein großes Glück. Sie zeigen uns klar, was man an Paracelsus gern vergessen hat, weil man nur immer auf die großen neuen Gedanken seines Suchens sah, — er war ein Alchemist, auch einer hinter den glühenden Öfen und Retorten. Er war ein Alchemist, wie sie in jenen Jahren auf den deutschen Straßen lagen; er hat bei Männern, die der Scheidekunst nachgingen, immer gern geweilt; der Nürnberger Doktor Magenbuch, wohl auch der Pfarrer Brant in Eferdingen waren Alchemisten, und beim Hieronymus Schobinger in St. Gallen wie bei Bartholomäus war er Gast. Daß freilich ein Feuer in seiner Brust glomm, reiner als der Schobinger kleine Flamme, daß seine Alchemie sich weit von der der Gold- und Sudelköche unterschied, — wenn er es aussprach, wer von jenen hätte ihn verstanden? So hat er um seiner Leibesnahrung willen wohl zu ihren Prozessen stillgeschwiegen, hat nur mit kleinen Worten auf die Möglichkeiten eines neuen Tuns verwiesen. Der, den

der Hunger jagt, der lernt sich unterducken und bescheiden.

Es ist genug, daß er trotz allem seine Flamme rein und brennend hält.

Nicht nur mit alchemistischen, sondern auch astrologischen Fragen können wir Paracelsus in der zweiten Hälfte des 1531. Jahres beschäftigt sehen. Er schreibt am Tage Bartholomaei, also am 24. August, seine „Vßlegung des Cometen erschynen im hochgebirg / zu mitlem Augsten / Anno 1531" und kurz darnach eine „Vßlegung der Erdbidem beschehen nach vßganng deß Cometens in den Alpischen birgen / Im M. D. XXXi.", und darnach eine „Vßlegung deß Fridbogens / so erschinen ist im Winmon gstanden vff den Bodenseeischen Grentzen / Im jar 1.5.31. der do abkündt den vnfriden / so der Comet im Ougstmon erschinen, angezaigt hat".

An diesen Schriften interessiert am meisten der der ersten vorgesetzte Brief; er ist an Leonhard Jud in Zürich, den Schweizer Reformator adressiert: „Einmal muß ich dich überlaufen; du wirst mirs aber nit unbillig aufnehmen, daß du jetzt dies kleine Werk überlesest, das ich dir und zuvoran unserm hocherfahrenen Meister Ulrichen Zwingli sonderlich zu entbiet, und betrifft den Kometen, der jetzt zugegen steht, von dem mir zu schreiben Gewalt gegeben ist, — aber viel möchten hierin betrogen werden. Darum ihr zween, als die sonderlich der Wahrheit Vorgänger sind, hierin Urteilssprecher und Richter sein sollt... Laß dich das Durchlesen nicht dauern, als wenig es mich dauert, dein oder Meister Ulrichs Arbeit zu durchlesen. Wenn es durch-

gelesen ist, fördere es, daß es ans Licht komme; denn ich ermahne dich als meinen Gemeinisten zu Zürich, und doch daß du nit handelst, es habs denn unser Patron Meister Ulrich Zwingli wohl und gütiglich verhängt, und verhoff auch euch beid so fleißig an meiner Arbeit, als ich in der euern ungespart, zu sein."

Man hat geglaubt, in den soeben zitierten Worten eine Hinneigung zu Zwingli und zu der Zwinglischen, reformierten Konfession zu finden, und hat an diesen Schluß noch eine Reihe anderer Schlüsse hängen wollen. Das greift zu weit, denn eine besonders ausgezeichnete Rolle hat wohl Zwingli für ihn nie gespielt. Schon Bullinger hatte an Paracelsus auszusetzen, daß dieser bei seinem Aufenthalt in Zürich in den Semesterferien 1527 nicht in die Kirche gekommen sei, Zwingli predigen zu hören, und Oporinus hat eine Bemerkung über die Schriften Luthers sowie Zwinglis angegeben, die alles andere als eine besondere Hochachtung verrät. Es heißt auch später in De secretis secretorum theologiae, die wir wohl etwa 1532 anzusetzen haben, daß Zwingli nicht mehr sei als die andern theologischen Sektenführer alle. Was also in dem soeben zitierten Brief steht, ist nur eine Höflichkeitsbezeugung, die gegenüber dem geistigen wie politischen Führer des Landes angebracht erschien.

Daß wir die Worte als ein Kompliment zu deuten haben, als eine Verbeugung vor dem strengen Herrn, lehrt eine weitere Betrachtung. Die kleine Kometenschrift druckt sie wie eine Zueignung oder Widmung ab, — man hat in Zürich Paracelsi artige Geste also wohl verstanden. Ihm selbst muß diese Druckanordnung, die durch Leo Jud geschah, in seinen St. Gallener Verhältnissen nicht unangenehm gewesen sein. Man könnte aus

diesem Vorgang ebenso wie aus den Widmungen der paramirischen Bücher vielmehr schließen, daß er bestrebt gewesen ist, sich einen festen Lebensgrund zu zimmern, daß er die ausschlaggebenden Mächte des Staates wie der Stadt sich hold zu stimmen suchte. Daß er vielleicht auch ein sich in der Stadt zusammenballendes Gewitter, — denn Vadiani Stimmung ist gereizt, — durch diese Gunstbezeugung eines Mächtigeren zu zerstreuen hoffte.

Die hier genannten Schriften, zugleich mit einer „Vßlegung deß Cometen vnd Virgulte in hohen Tütschen landen erschinen. 32" suchen einen geistlichen Grund. „Sie lont sich natürlich ansehen und sind übernatürlich." Das geht zum Beispiel bei den Kometen daraus schon hervor, daß sie „nit in der Zahl der Sterne in der Schöpfung verfaßt sind worden, sondern diese ungezählten Sterne gründen sich auf das Wort Gottes, der da sagt, es werden Zeichen in Sonne, Mond und Sternen. Hie teilt sich nun der Himmel in zwei Teil, in seinen natürlichen Lauf durch die gezählten Sterne und zum andern in die Zeichen der Zeit durch die neugeborenen Sterne." Darum dürfen diese Dinge nicht physisch, sondern biblisch gedeutet werden; „die Zeichen der Zeit sollen nit saduceisch ausgelegt werden, das ist nach der Lehre Ptolemaei, sondern nach der Lehre Christi."

Das scheint, wenn man es ernst nimmt, ein sophistischer Schluß zu sein; es sieht nach einer weiteren Verbeugung vor den geistlichen Herren aus, die wie in Zürich, in St. Gallen die Dinge in den Händen haben. Wie aber die letzte Schrift von 1532 zeigt, ist dieses

nicht der Fall; Zwingli ließ in der Schlacht von Kappel am 31. Oktober 1531 Leib und Leben; die Gegenreformation ergreift St. Gallen, — und es wäre darnach leicht gewesen, die eben geäußerten Meinungen abzuschwächen oder vorsichtig aufzugeben. Das aber geschieht dort nicht; sie bleiben in der 1532er Schrift bestehen.

Und eben im Jahre 1532 begegnet uns ein weiteres Dokument. Von neuem beginnt er die Evangelien zu kommentieren und zu erklären. Dazu schreibt er als Vorrede über der bisherigen Auslegungen Wert:

„Wiewohl das ist, daß in den 1532 Jahren von der Geburt Christi her, gar mancher von den Hochgelehrten des Glaubens Christi sich unterstanden hat und vollendet hat große Werk, — wie aber dem allem sei, daß man mannigfaltig spüren mag in ihren Schriften, daß viel Eigensinn da vorgelaufen ist, von solchen, die da vielfältig mit gutem Herzen etwas übel verstanden haben und doch nit vermeinten, wider Christum zu sein oder seinen Glauben und seine Lehre auszutilgen, denn der Unverstand gibt große Irrung."

Es sind trotz guten Willens, also viel falsche Auslegungen vorhanden. Zu diesen gehören auch alle philologischen: „Es soll sich keiner unterstehen, er sei im Latein so geschickt, wie er wolle, im Griechischen desgleichen und Chaldäischen, sich da anzunehmen, wegen der Geschicklichkeit der Sprachen, Christum auszulegen, denn die Sprachen gebens nit.

Do muß vielmehr ein Philosophus reden und sein Ausleger sein; nit ein Philosophus der Logiken, sondern der natürlichen Dinge, denn Christus hat dieselbigen gewaltig geführt in Gleichnis, Beispiel und in andern Wegen. So dieselbigen Reden Christi nit aus natür-

licher Philosophie des Lichts der Natur fließen, wo wird derselbigen Ausleger bleiben, zum Beispiel wenn er sagt, wo da Aas sei, da sammeln sich auch die Adler. Desgleichen so redet er auch als ein Arzt aus der Natur und handelt in der Arznei, dazu dann gebührt einem Arzt zu reden aus dem Grund, aus dem der Arzt geschaffen ist, als er sagt, sie haben viel Kranke mit Öl gesalbt und sind gesund geworden. Also auch gebührt sich zu sein ein Magnus; der das nit versteht, dem ist die Auslegung zu schwer von den Magis aus Orient und derselbigen Stern...

Es ist eine grobe Auslegung dessen, der sich einen theologum nennt und schmeckte noch nit die philosophia der Natur. Was kann er reden von dem Herkommen der Menschen, Mariae und des Christ, was redet er von Myrrhen, von Gold und Weihrauch, das versiegelt wird..., was redet der theologus vom Adler und Aas, so er nit weiß, was es ist. Was redet er, daß die Kranken eines Arztes bedürfen, und weiß nit, von wannen der Arzt kommt und die Arznei und die Krankheit. Sondern es muß am ersten im Licht der Natur erkannt werden, darnach so gibt es einen theologus.

So ich über die vier Evangelisten aus den bemeldten und andern Professionen rede, geben sich hierin die alten Geschichten der Bibel. Billig sind sie hervor zu bringen einem philosophum, denn Ursache: das vor ihm steht, ist billig, daß es der philosophus schreibt. Nit daß er wisse seinen Ursprung und materiam; er weiß aber zu beweisen, daß es von Gott ist, nit von der Naturn, nit auch vom Teufel. Ob schon ein Ding nit philosophia ist, so ist es doch der philosophia so weit unterworfen, daß auch der philosophus das zu

reden hat, das nit in die philosophia gehört noch der Natur nit zugestellt wird. Der Arzt redet von natürlichen Krankheiten, von den unnatürlichen hat er auch zu reden, als von den Plagen, es sei pestis, es sei ein Schweiß oder anderes, darum daß er beweist und lehre das Volk, daß sie nit aus der Natur, sondern aus dem Zorn Gottes komme."

Die beiden Erörterungen gehen sichtbar auf dasselbe aus. Vorhin wird eine natürliche von einer biblischen Astrologie geschieden; man kann die Sterne natürlich deuten, die „Zeichen" aber nur auf theologische Art. Hier ist von einer doppelten naturgeschichtlichen „Philosophie" die Rede; es gibt den einen philosophus, der redet vom Adler, von der Lilie auf dem Felde, und gibt den andern, der von dem Adler, der Lilie in der Bibel sprechen kann. Das wenigstens liegt dem soeben Mitgeteilten doch zugrunde.

Ich will zunächst nur davon sprechen und will alles übrige auf die Seite schieben, denn was hier steht, das ist ein neuer Anfang in den paracelsischen Erkenntnissen. Auf die Natur und nur auf sie begründete er die Medizin in seinem Buche Paragranum. Da war Natur das große, in seinen hermetischen Gebundenheiten klare Sein. Hier aber, hier hat Natur ein von dem vorigen verschiedenes Gesicht. Die Bibel tritt neben die Natur als ein ihr gleichwertiger, wenn nicht überwertiger Grund. Das will nicht heißen, daß ihm Natur ein Gottesfremdes und Selbständiges war, — durchaus nicht; er hat immer ihre Qualität als Schöpfung zugegeben, — doch er vermochte sie außerhalb der theologischen Sphäre zu erfassen. Nun aber, nun hat sie neben der physischen eine theologische Qualität.

Das ist ein neuer Abschnitt in der Entwicklung seines philosophisch-theologischen Weges, ein sehr entscheidender, und für das erste Jahrhundert einer paracelsischen Lehre der bedeutendste, indes für spätere Saeculi doch der Gelehrte der Para-Zeit der wichtigere wurde.

Es ist, wenn das Erkennen uns im Vordergrunde steht, ein Rückschritt, zumindest ein Rückschritt, was die Exaktheit des zu Erkennenden betrifft, denn nun wird eine Unsicherheit in den Erkenntnisvorgang eingeführt. Was denn entscheidet, ob ein Erdbeben ein natürliches Geschehnis ist, so daß der Philosoph es untersucht und nicht der theologische Gelehrte? Das sah auch Paracelsus bald, — er hat in seiner 1532er Schrift die Frage angerührt, und hat versucht, für den im Zwiespalt Stehenden eine Richtschnur festzustellen.

Vor dieser sich plötzlich auftuenden, bisher nie erwogenen Frage hält nun Paracelsus. Er kann sich ihr nicht entziehen, und er ist zeitlebens nie der Mann gewesen, der einem sich vor ihm neu erhebenden Probleme aus dem Wege ging.

Das nun ist seine Antwort, seine Entscheidung diesen Dingen gegenüber: „Es hat nit alles von Stund an einen geistlichen Verstand, sondern es muß am ersten im Licht der Natur erkannt werden, darnach so gibt es einen theologus. Nit daß ich ein theologus sei, denn ich berühm mich keines Geistes, aber der Künste (der Arznei). Es möchte vielleicht einer meinen, es wäre eine theologia, (die ich gab); so laß sie eine natürliche sein, die da fleußt aus natürlichem Grund. Als ein Bauer, der seinen Acker kann bauen, kann säen, kann

schneiden, kann dreschen, derselbige denkt nach: von wannen kommt das? Von Gott nämlich. Jetzt so sinnet er in Gott, daß der groß muß sein und wunderbarlich, der also aus der Erde die Dinge gibt, — bist also auch ein theologus.

Daß ich aber die andern Ausleger, die so lange Zeit haben geschrieben, entsetzen will, ist nit meiner Gewalt, noch sie mich. Das ist aber bei mir, daß ich mich des theologischen Geistes nicht berühm, und mag wohl sagen, daß ich ihn nit kenne. Aber dieweil Christus, unser Erlöser, der Sohn Gottes geredet hat, und sein Wort durch vier (Evangelisten) beschrieben, und befindet darin die Magiam, die Arznei, Philosophiam, die Astronomia, die naturalia, das Licht der Natur, — so ich denn in denen meinen Namen und Erfahrenheit habe, so soll sie heraus; gibts einen theologischen Geist, ist mir ohn Wissen.

Ich wollte aber, daß ich den theologischen Geist hätte, denn ich denke, er sei nit so groß auf Erden, als etliche schätzen, bei ihnen zu sein. Ich wollte aber einmal, ich hätte ihn. Aber ich kann wohl erkennen, es mag mit Nöten nit erlangt werden; dieweil und ich mit so viel Armut, Elend und Jammer diese kleine Fakultät habe müssen erfahren, noch viel mehr Ernst, Armut, Hunger, Elend gehört zu dem theologischen Geist.

Von langer Zeit her schreibe ich darüber, und vielmals erneuert, anders und anders angefangen. Mit der Zeit habe ich gefunden, daß vor Jahren nichts kommt; Zeit muß alle Ding bringen, da hilft kein Eilen, kein Sinnen, kein Rank; Zeit muß Weile han. Von der Zeit, ehe das recht kam, will ich euch beichten und bekennen, daß ich niemand gefallen hab mit meinen Argumenten. Ich ward zu schweigen genötigt, Ver-

achtung halben. Jetzt wie es wird angehn, das muß die Zeit tun."

So, weiß er selbst, steht er an einem neuen Abschnitt seines Werkes.

Flucht

Den wunderlichen Regenbogen vom 28. Oktober 1531 hatte Paracelsus theologisch ausgelegt: er sei das Zeichen des Friedens nach der bösen Drohung des Kometen. Drei Tage darauf geschah die für die Akatholischen böse Schlacht bei Kappel, in welcher die reformierte Sache wie ihr großer Führer Zwingli fiel. Nun brach auch über das zwinglifreundliche St. Gallen eine harte Zeit herein; die dunklen Wolken hingen nieder und es mußte jeder um den Ausgang bangen. Ein neuer Komet samt einer Rute wies sich im Dezember über den Gebirgen; er machte den schon verzagenden Reformierten ihre Herzen nur noch schwerer.

In dem vorhin erwähnten Büchlein über den Kometen sagte Theophrastus Paracelsus: „Diese Krieg, die jetzt läufig sind, sind die Krieg, die Christus weisgesagt hat, daß da werde eins wider das andere sein, denn Ursache, so der Tempel Gottes verunreinigt wird und zu einem Steinhaufen gemacht, was sollen die Ding anders geben denn Uneinigkeit und eine Vergießung des Bluts, was sollte anderes draus erwachsen denn Verachtung und Gespött einer des andern, und das erschlagen Fleisch zu einer Speis der Vögel gemacht? Was ist das anders denn das Elend, das jetzt zugegen ist?... Nun wisset, daß alle diejenigen, so den Tauf empfangen haben, Kinder Christi sind, die ihn aber nit empfangen haben, die werden unter die Heiden gezählt. Die nun des Taufs

wegen die Getauften töten, die verunreinigen den Tempel Gottes."

Ein Schreck erfaßt das Land, ein Schreck erfaßt auch Theophrastus Paracelsus. In Huntwil wird er ein Zeuge, wie man dessen reformierten Prädikanten aus dem Amte jagt. Es scheint, daß Paracelsus selbst in die Verborgenheit entwichen ist; wir wissen nicht recht, wo er sich 1532 und in der ersten Hälfte 1533 aufgehalten haben mag. Vielleicht erwartete er die apokalyptischen Tage, von denen er im Eingang seiner „Vßlegung des Fridbogens" im Oktober sprach, und er floh deswegen, wie Christus es geraten hatte, in die Wüste.

Die Jahre, fern hinter den Menschen, die ihn in das Appenzellsche wie nach Schwaben und St. Moritz führten, sind für den geistlichen Menschen Paracelsus das Entscheidende. Hier wächst er zu dem theologus, der er so gern hat werden wollen.

„Indem ich nun in die zwanzig Jahr angefangen und gearbeitet habe", beginnt er sein Buch De secretis secretorum theologiae, „worum ich also lange verzogen und mich gesäumt habe, ist ohne Ursach nit geschehen. Eine ist die, daß die Jugend nit soll vor der Zeit aufgehen, und nichts soll vor seiner Zeit hervorbrechen, sondern der Stund erwarten, in die wir alle gehen. Zum andern, nit allein meine Jugend, sondern auch, daß mich andere Sachen meiner Fakultät abgehalten haben, als die Astronomei und auch die Medizin, und daß die Werk der Philosophei auch beschrieben würden, das ist, was da antrifft das Licht der Natur, — und lassen einen spätern Herbst fallen zu der hl. Schrift, (ich habe) bis in das End damit verzogen und das Wenigere zuvor abgefertigt. Das sind zwo Ursachen, die mich sehr geursacht haben. Nit allein aber, daß in dem die Hinde-

rung gestanden sei, sondern in dem viel mehr, daß ich in großer Armut erzogen und aufgewachsen bin, daß meines Vermögens nit gewesen ist, meinem Gefallen nach zu handeln.

Und so ich gleichwohl gefertigt gewesen wäre, so sind in meinen Sachen, heimlichen und offentlichen, viel Widerwärtigkeiten zugestanden, die allein auf meinem Rücken gelegen haben, und niemand ist da gewesen, der mir hätte Rücken und Schirm gehalten, denn die viel seltsame Art der Menschen hat mich schwer gejagt und getadelt, gehindert und unwert gemacht, daß ich nit viel Ansehen gehabt habe vor den Menschen, sondern Verachtung, denn meine Zunge ist zum Schwätzen nit gerichtet, sondern allein zum Werken. Das hat die Ursach gegeben, daß ich bei den Logicis, Dialecticis, in der Arznei und Philosophei und Astronomei nichts hab gegolten; auch ihrer Pracht, Pomp und schöne Red bei den Fürstenhöfen und vor den Reichen, denen ich gar nit gleich gewesen bin, also verlassen blieben bin. So hat mich auch groß gepeinigt der Pflug meiner Nahrung.

Noch ist das alles das wenigst gewesen über das, daß ich andern hab Gutes bewiesen und hätte ein Schloß auf sie gebaut, und bin ihnen am wenigsten, in Wert eines Steins, gewesen. Und das, das ich erzählt habe, ist der wenigste Teil; der mehrere ist groß, daß ich ihn nit beschreiben kann, und das ist die größte Ursache, die mich gehindert hat zu schreiben, daß ich nit für einen vollmächtigen Christen bin geachtet worden, das mich hart betrübt hat. Denn dieweil ich bin eine Kreatur Gottes, erlöst mit seinem Blut, damit gespeist und getränkt in die neue Geburt, hat mich das für genug angesehen, ein vollmächtiger Christ zu sein. Aber mir

ist entgegen gestanden ein anderer Hauf und Reich, der da gesagt, du als ein Laie, als ein Bauer, als ein gemein Mann sollst von den Dingen nit reden, was die hl. Schrift antrifft, sondern uns zuhören, was wir dir sagen, dabei bleiben und keinen andern sollt du hören oder lesen denn allein uns. Nun dieweil ich dermaßen in eine Frist getrieben worden bin, hab ich mich nit fast mögen rühren, denn sie waren groß vor der Welt, hab es müssen gedulden, als einer, der unter der Stiege hat müssen liegen. Jedoch aber, so ich gelesen hab den Eckstein der Christenheit und hab gehört der andern Predigt und Disputationes, so ist es gegeneinander gewesen wie ein Müller und Köhler."

Dieser an Zwist der kirchlichen Parteien und ihrer Mächte verzweifelnde Mann, dem man verwehren will, sich auf dem eigenen Wege Gott zu suchen, und dessen Herz doch darnach brennt, zu einem theologus zu werden, obwohl er weiß, daß er es mit noch größerem Haß erkaufe als sein Amt —, er muß als erstes sich einen Ausgang aus der Wirrnis der Parteien suchen. Und findet den Ausweg in der eben schon zitierten Schrift durch folgende Kritik: „Die dem Papst beistehen, die halten ihn für einen lebendigen Heiligen; die dem Ariano beistehen, den für einen Gerechten, die dem Zwingli beistehen, den für einen gerechten Menschen, die dem Luther beistehen, den für einen rechten Propheten. Also werden die Leute beschissen mit euch. — Der auf dem Papst stehet, der stehet auf einem Kies; der auf dem Zwingli stehet, der stehet auf einer Spelunken; der auf dem Luther stehet, der stehet auf einem Rohr.

Sie richten sich selbst einander und schänden einander Antichristen, Widerchristen, Ketzer, und sind vier Paar Hosen eines Tuchs... Welcher kommt wider euch und sagt die Wahrheit, der muß sterben."

Es ist nicht not, die manchen Sentenzen gegen die römische Kirche und die protestierenden Konfessionen zusammenzutragen, sie nehmen einander an Grimmigkeit und Härte nichts. Wenn es auch heißt, die Sekten seien noch ärger als die Kirche des Papstes, so schrieb er doch schon im 1530er Psalmenkommentar: „Nun sagt aber der Prophet: suchet den Herrn! So wir ihn suchen sollen, so müssen wir hinaus, denn in der römischen Kirche finden wir ihn nit." — Die römische Kirche, das ist jedoch nicht die katholische Kirche. Sehr scharf wird immer wieder die „katholische" Kirche von der „römischen" unterschieden, — und man merkt nun, wohin es Paracelsus in den Jahren treibt. Er sucht die wahre katholische, die Kirche des Pfingsttages, der Apostel.

Denn sehet die Wahrheit in dem, heißt es im vierten sermo in incantatores, „die Apostel haben ihre Liebe besonders. Sehet an der Apostel Reinigkeit und des Papstes und aller seiner Glieder, auch des Luthers und Zwinglis Reinigkeit. Nun sehet, was von Christo sei und was von uns." — So, wie die Liebe des Papstes und der Sekten von jener der Apostel differiert, so differieren ihre „Kirchen", um so viel minderer müssen sie erscheinen. Darum, heißt es im sermo I in incantatores, wo er von einer Teufelsaustreibung spricht und schließt, in Wahrheit seien beide besessen, der Teufelsaustreiber und der Patient, „und das ist die Uneinigkeit in der Welt, daß wir einfältigen Christen unser Gemüt und Herz allein setzen in die Leute, die also gegen einander zanken und aufgebärden. Mit allen Sekten werden wir

verführt, so wir uns partieren; so wir aber den Teufel ließen zanken in seinem Reich, wie er wollte, und wir blieben in unserm Christo, der uns erlöst hat, — so täten uns die bösen Geister nichts."

Ein apostolisches Christentum, das also ist des unrastigen Suchers Ziel. Es gründet auf rechtem Bibellesen und es steht im rechten christlichen Tun. „Der Glaub ist unter uns Christen genugsam am Tag, und wir bedürfen keiner Prediger, Apostel, Propheten bei uns, wir haben die Schrift. Die selbige zu lesen und vorzulesen ist genug." Viel wichtiger als dieses aber ist ihm noch das Tun. Jacobus treibt die Christen, die nur glauben wollen und die Liebe nit vollbringen, heißt es in einer Vorrede zur Auslegung der Epistel St. Jacobi. Das ist viel mehr als eine philologische Feststellung eines Bibelkenners, das ist die Kampfansage gegen den reformierenden Mann in Wittenberg, der die Jakobusepistel eine stroherne nannte, — zwei große Tendenzen im evangelischen Sein und Leben werden in dem Worte sichtbar.

Das Tun, das Werk, es steht bei Paracelsus ja im allervordersten Vordergrunde. Man darf nur an den Eingang des Spitalbuchs erinnern, und es hat ja ein großes Bild von diesem werktätigen Gläubigen sich entfaltet, als wir vorhin zu seinem kostbaren Buch „vom seligen Leben" kamen. Dies Werk, und das ist wohl das Ausschlaggebende, kommt aus seinem apostolischen Denken. Das Wort meint also nicht die äußeren kirchlichen „Werke", Zeremonien, meint kein Fasten, kein Messelesen, kurz nichts aus dem Sein der Mauerkirche,

— es meint das Liebestun, das Wandeln im Gebot „werktätigen Christentums".

Wo nun entspringt dies Denken? Wieder muß die Antwort lauten: es ist das apostolische Christentum der ersten oder Pfingstgemeinde.

Indem er sie so zum Maßstab macht, ergeben sich zwei weitere wichtige Konsequenzen. Die erste ist die, daß unsere geistlichen Leiter wie die Leiter jener Gemeinde gefunden werden müssen. „Wir setzen uns einen Papst, einen Bischof, einen Abt, einen Propst, einen Pfarrherrn, einen Kaplan usw.; die erwählen wir selbst, die sollen uns zum Reich Gottes führen, und (wir) vertrauen ihnen. Nun sehet unsere große Einfalt und Torheit, daß wir es dafür halten, daß es in unserer Hand stehe, Christo seine Propheten von den unsern unter uns, durch uns zu erwählen, und wissen nit, welcher Christo gefällt oder nit, wählen nach unserm Gedünken, nach unserer Weisheit, die eine Narrheit vor Gott ist. So wir sie nun erwählt haben, so haben wir doch (keine Möglichkeit), ihnen den Heiligen Geist einzugeben. — Doch, heißt es im Liber de officiis, wie die Welt ist, so ist allemal einer, der da Apostel ist unter ihnen, das ist, einer, der da apostolische Wahrheit sagt, aber nit all werden sie gefunden in der Zahl derer, so der gemein Mann oder der einfältige Mann dafür hält." Damit spricht Paracelsus also von „Aposteln", durch den Geist Berufenen, die es auch heute noch gibt, und die noch heute in der Gemeinde lehren. Sie reden vom Heiligen Geist, aus einer inneren göttlichen Erleuchtung. Nicht so ein „allgemeines Priestertum", um das es damals geht, als eine Priesterschaft der Erleuchteten wird hier vom Hohenheimer eingesetzt. Zusammen damit hängt

nun die Ablehnung aller äußeren Zeremonien, wie sie De septem punctis 1525 schon verwarf.

Zusammen damit hängt eine Hinwendung zum gemeinen Mann, denn die Berufung, nicht die Hohe Schule, gibt die Erleuchtung aus dem Heiligen Geist, der Geist aber geistet, wo er will, und also auch bei denen. „Gott hat euch geschickt Propheten und weis Leut und Schreiber, heißt es in De secretis secretorum theologiae; das ist, er hat nit den Luther, den Zwingli, den Butzer, den Lamperten usw. geschickt, denn sie sind Kinder derer, die der Propheten Blut vergossen haben; sondern er hat zu den allen und dem Papst Propheten, und weis Leut und Schreiber geschickt, viel. Sie haben getötet, gepeinigt, ausgestrichen und haben sie für Narren, für Lahme gehalten, für Lügner, für falsche Christen, für ungläubige Leute, für Besessene mit dem Teufel, und verachtet und verschmäht, daß ein solch narret Volk sollte wider solche hochgelehrte Leute reden, die Griechisch, Chaldäisch, Hebräisch, Halekutisch, Lateinisch usw. können, gleich als sei es ihnen eine Schmach, mit solchen unflätigen Bettlermännlein zu reden." — Aber er hat es selbst an sich erlebt, wie er im nämlichen Buch bekennt: da er den Unterschied zwischen den Sekten und der Bibel gesehen hat, hab ich den christlichen Eckstein (Bibel) vor mich genommen; da ich denn gefunden hab, daß im Laien, in dem gemeinen Mann, im Bauern die Vollkommenheit christlichen seligen Lebens am meisten wohnt, bei den andern gar nicht.

Das ist ein Weg, der nahe, sehr nahe in eine andere christliche Gedankenwelt der Jahre führt. Denn diese Abkehr von den „Sekten", das Bauen auf den Geist, der geistet wo er will, das alles begegnet bei Franck

und es ist bei den „Täufer" gescholtenen Christen jener Zeit zu finden, — nur daß Sebastian Franck dem Bauern und dem gemeinen Manne weniger traut, als Hohenheim ihm traute; für Franck ist der gemeine Mann Herr Omnes und er verachtet ihn, er will von ihm und seinem Tun nichts wissen, er sieht ihn im priapischen Gottesdienste toben, — er wendet sich nicht wie Paracelsus immer wieder den Erniedrigten und Beleidigten zu.

So wie dem Bauern, so aber quillt Paracelso auch ein unbezwingbarer Wunschtraum in den Glauben: die goldene Welt, das tausendjährige oder das Reich des Friedens, — wenn nicht dem Alchemisten, der in der Temperatur der chemischen Verbindungen das Erstrebenswerte und Gesunde sah, aus der alchemischen Erkenntnis dieses sein Begehren aufgegangen ist: „zu der Zeit der großen Ernte wird die guldene Welt angehen, eine einige Hut sein und Regent und sonst keiner, und wir alle ein Schafstall."

Daß es der Bauer hat, der Einfältige vor den Städten, der gemeine Mann, vereinigt sich für den Hohenheimer mit der Abendmahlserkenntnis, wie er sie 1530 in der Schrift an Clemens VII. vorgetragen hat. Die es genossen haben, die Apostel — nicht die weitere Gemeine — vollziehen dann, jener jerusalemitischen Urgemeinde gleich, den Auftrag der Apostel; sie gehen hinaus und lehren das Evangelium Christi allen „Heiden". So auch verschwindet er für anderthalb Jahre aus der lauten Welt; so lehrt er Christum im schwäbischen oder Appenzeller Lande. Und so gewinnt er eine Gemeinde, — denn es muß wohl eine Gemeinde sein, wenn er den socii fideles, den amici et sodales seine Schriften wid-

met. Ein paracelsisches Christentum geht in den abgeschiedenen hinteren Tälern auf. Ein Christentum, in dem er das Apostelamt versehen haben muß. Ein Christentum, in das er seine Liebe zu den Armen und Geringen eingehen lassen darf.

Wir haben ein Wort von ihm, das in die letzten Wochen dieser Apostelzeit gehört; es steht am Schluß der Schriften über das Abendmahl des Herrn, — und es sagt mehr von ihm, als lange Beschreibungen es vermöchten: „Also will ich beschlossen haben vom Brot und Wein Christi das letzte Buch. Der es nun unter euch nit annimmt, dem wird alle Gnade entzogen sein. Wann ich euch so viel nit kennte und euer geneigtes Herz und Willen, so wollte ich mich dieser Arbeit nit unterstanden haben, denn auch mein Pflug kommt mich auf diesmal hart an, daß ich nit wohl die Weil habe, mich vom selbigen säumig zu machen — von wegen der Kranken, so mir (mit ihrem Drängen fast) feindlich zukommen und der Hülfe groß notdürftig sind.

Ich bitte euch, wollt solche Bücher bei euch behalten und nit offenen, denn ihr alle wißt, wie die Ärzte von den Pfaffen verschmäht werden und von den Predigern; so will ich aber von ihrer Hoffart unangetastet sein; Gott wird auch wohl selbst hervorbringen zu seiner Zeit, wie sein göttlicher Wille ist. Ich hätte hie bei mir mit etlichen Pfaffen davon geredet, aber große Hoffart praesumieren und andere Torheit ist viel bei ihnen. Etliche, aber wenige, kommen oft zu mir und ich zu ihnen, die nit gar ungeschickt wären, so sie nit in der Hundskette gebunden lägen. Ihr aber grüßt mir meine Gesellen und Gönner und die euren, so euch alle wohl bekannt sind. Trägt mich der Weg bei euch vorüber, wie ich denn nit weiß, wo ich jetzt hin werd wandern,

so ich meine Kranken abgefertigt werd haben, so werde ich mich bei euch ein wenig säumen. Damit seid Gott befohlen mit allen denen, die Christum von Herzen meinen. Gegeben zu..., am Montag nach Ascensionis Domini im 33 ten.

D. Theophr. Hohenh."

Das ist ein Brief, wie ihn kein anderer als ein „freier Christ" hat schreiben können, ein Christ von Franckscher Art, um seine geistigen Wurzelgründe etwas genauer zu bestimmen, ein Christ, der so wie Franck allein steht und doch letztlich aus den apostolischen oder Täufergemeinden kommt, in denen es auch dem Amte der Apostel zugehörte, die Kranken zu heilen, ihnen zu dienen und ewig auf den Straßen der Verkündigung zu sein.

Wie sich sein Werk und Tun zu einem apostolisch anmutenden geschlossen hat. Ich meine hier nicht sein Tun an den ihn überlaufenden Kranken 1533, ich denke an eine Stunde, da er einem Menschen der Erretter wurde. Es war Sebastian Franck, der ihm in diesem uns so dunklen Jahr begegnet ist. Er hatte zur selben Zeit wie Paracelsus Nürnberg hinter sich gelassen und ging nach Straßburg, um dort seine „Geschichtsbibel" in Druck zu geben. Sein Werk zerbrach, wie seine Ehe ihm in Sprüngen auseinanderklaffte. Noch konnte er atmen, denn im Hause seines Verlegers traf er auf ein Mädchen, in dessen Nähe ihm das unruhvolle Herz zur Ruhe kommen wollte. Was ihm geschah, das wußte er nicht und hat es sicher in den Straßburger Monaten jenes Jahres 1531 nicht begriffen; er fühlte sie nur, wie

ein ermatteter Wanderer eine reine Quelle fühlt, — da wies ihn Straßburg als Sektierer und als lästigen Büchermacher aus. Er wartete vor der Stadt und bat um ein Rückgängigmachen des Beschlusses, bat, ihn in Straßburg wieder aufzunehmen, nur um ein verstärktes Nein zu hören. Verstört, im Innersten zerbrochen, strandete er in Eßlingen am Neckar. Sein Werk lag tot, — als Seifensieder zog er auf die oberdeutschen Märkte, vor einer Jahrmarktsbude seine Seife als die beste in ganz Schwaben preisend. So sehr war er zerbrochen, daß er sich nicht hatte raffen können, daß er sich selbst und seine Arbeit im verbitterten Spott verhöhnte. Da fand ihn Paracelsus — und er riß ihn wieder aus der Hölle.

Die Worte, die damals zwischen beiden fielen, sind verloren und verklungen. Und doch blieb das, was Paracelsus sagte, nicht vergebens ausgesagt. Wir sehen, wie Franck sich auffängt, und wir hören den und jenen Satz, der aus den Unterredungen nachblieb, einging in die Franckschen Schriften, — ich habe in meiner Biographie Sebastian Francks die Einzelheiten angegeben, — wir sehen, wie von dem apostolischen Sucher eine Hilfe ausgegangen ist. Es ist, und das macht dieses Stück des Lebens Paracelsi ja noch heute wert, das Menschliche, was für ihn das eigentliche „Apostolische" ist; das Theologische und Dogmatische liegt ihm in der Stunde fern. Wie es ihm immer fern liegt, wie er stets nur um das Menschliche sich müht, auch wo es scheint, als ob er in dogmatische Auseinandersetzungen träte.

Sein apostolisches Christentum ist das des menschlichen Herzens Paracelsi.

Rückkehr in die Welt

Im Hinterlande von St. Gallen, im Appenzellschen verloren sich Ende 1531 Paracelsi Spuren; im Schwäbischen muß er irgendwo gewesen und zwischen dem 1532er Mai und 1533 Franck begegnet sein; dann hören wir, — und es gehört gewiß in diese Jahre, — daß er den Gotthardt und den Splügen sah, daß er das Veltlin und die saure Quelle von St. Moritz aufgesucht hat, — er nennt die Berge und Kämme, die den Ort umgeben, in der Großen Wundarznei, und zählt sie in einer Ordnung auf, die nur der wundernde Augenschein gegeben haben kann. In diese Jahre hat man — vielleicht zu Unrecht — denn er ist ja unablässig unterwegens, vielleicht zu Recht, denn sie steht paramirischen Erkenntnissen nahe, seine Bücher „von der Bergsucht" setzen wollen. Das Werk selbst gibt uns keine Möglichkeit, es zeitlich irgendwie genauer festzulegen, an die Hand.

Die „Bergsucht" umfaßt drei Bücher; das erste behandelt die Bergsucht selbst, die Krankheit der unter Tage arbeitenden Bergleute oder Knappen, das zweite betrifft die Schmelzer, die Abtreiber und die Silberbrenner, das sind die Hüttenarbeiter oder die sogenannten Alchemisten bei den Gruben, das dritte begreift die quecksilberischen Krankheiten, wen sie immer auch ereilen. Die Medizin-Geschichte hat in der Schrift die erste Arbeit über „Berufskrankheiten" festgestellt; uns interessiert an ihr nur ihre philosophische Ordnung und Fundierung.

Was ist die Bergsucht? Es ist die Lungensucht der Bergleute und der Schmelzer. Die Lunge des Menschen nährt sich von der Luft, vom Chaos in der Luft, und wie es möglich ist, dem Magen eine falsche Speise zu-

zuführen, so geschieht es auch der Lunge. „Und aber ist auch ein Chaos in der Erden, das die Lungen führt derer, die in den Bergen wohnen. Und wie die auf der Erde aus ihrem Chaos lungensüchtig werden, also werden auch die lungensüchtig, die in den Bergen dem irdischen Chaos unterworfen sind. So scheiden sich die Namen nach ihren Elementen, nämlich lungensüchtig in denen, so auf der Erde sind und bergsüchtig in denen, so in der Erde sind. Der obere Himmel in seinen Sternen ist der, der die Luft ‚kocht', so zwischen ihm und der Erde liegt; also sind die Mineralia der Erde, der Himmel und die Sterne, und regieren den Chaos gleicherweise wie der äußere Himmel seinen Chaos." — So also hat diese Krankheit ihren Ort im elementischen Weltbilde Paracelsi, denn Himmel und Erde sind zwei gleiche Himmel, und die Miner und das sidus sind zwei gleiche sidera, Darum der Medikus den Anfang in der Astronomei nimmt und beschleußt mit der Philosophei.

Wie aber die Krankheit selber philosophisch zu ergründen ist, so in noch tieferer Weise ihre Kur, die Gleiches gegen Gleiches braucht. Das ist nun ganz aus Paracelsi Temperaturenlehre hervorgegangen, denn „was die Gelbsucht macht, heilt auch die Gelbsucht. Das ist also: im selben Ding ist das Böse und das Gute; aus dem Bösen wächst die Gelbsucht, und so das Gute geschieden wird vom Bösen, so ist das arcanum wider die Gelbsucht da". Das heißt: wenn etwas aus der Temperatur, aus seiner Harmonie geraten ist, wenn also das Böse in ihm überwiegt, so wird das Böse fortan wirkend werden. Nun muß der Arzt das Gute, welches ihm die Wage hielt, so daß es für gewöhnlich in der Temperatur stand, irgendwie „gewinnen" und es wird gegen jenes Böse angesetzt, um wieder ihre gegenseitigen Wir-

kungen auszugleichen. Das ist das „Gleiches gegen Gleiches", wie es Paracelsus meint, ein Weg, um aus der Harmonie Geratenes wieder zu ihr zurückzubringen und -zuzwingen.

Das zweite Buch spricht von den flüchtigen Giften in den Hütten und alchemistischen Küchen, denn jedes gute Ding, mithin auch jedes kostbare Metall, muß von dem Bösen geschieden werden, wobei nun freilich ohne Leides nichts Liebes gewonnen wird. Doch dessen unangesehen will es Gott haben, daß die Schätze und Wunderwerke Gottes, so er in den Metallen beweist, gewonnen werden, — damit den Krankheiten aber vorgekommen wird, hat er den Arzt geschaffen, der vor den Bosheiten der unreinen Beimengungen den Arbeiter behüte und bewahre. So wiederholt er einen Gedankengang des ersten Buches und dieser Umstand läßt allein schon darauf schließen, daß ihm an diesem Gedankengange ganz besonders muß gelegen sein. Es ist ja ein Ja zum Übel, weil das Übel ein Notwendiges gibt, ein Ja aus tapferem Herzen und die beinah überirdische Fundierung alles ärztlichen Seins, und alle solche Gedankengänge erinnern an den Denkermut der Para-Schriften.

Und diese Bejahung tritt noch deutlicher im dritten Buch der Bergkrankheiten hervor. Es handelt vom Quecksilber, „und also ist das Quecksilber in ihm selbst, daß es Gut und Bös miteinander vereinigt hat, also daß sie nit von einander zu scheiden sind. Aus der Ursache folgt, was Böses dir geschieht, dasselbige ist dem Guten und dem Bösen beiden zuzulegen, und was Gutes geschieht, ist aber ihnen beiden zuzumessen". Er weist dann auf den Theriak hin, die aus Giftschlangen bereitete Arznei: „gleicherweise mögt ihr es

am Exempel des Theriaks verstehen, dessen Güte ohne Gift nichts taugt." — Das Böse muß also sein, denn ohne das Böse ist das Gute nicht mehr gut. Gewiß bejaht das Paracelsus aus der schon erörterten Temperaturenlehre; doch ganz gewiß ist auch hier mehr als nur die Alchemie. Genau wie seine weiteren Darlegungen Alchemie und doch noch etwas Größeres sind: „Ein jeglich Ding, das kommt auf die Perfection, ist ohne Gift und wohl temperiert..."; Reife, Vollendung ist also Ausgewogensein und Harmonie in seinen inneren Verhältnissen, und Harmonie, das ist die völlige Vollendung, wie ja Gott „vollendet" ist.

So stellt das Buch von den Bergkrankheiten zwar eine Krankheitslehre dar, und es ist eine richtige Krankheitslehre mit Genesis, Beschreibungen und Rezepten; dahinter jedoch, sie tragend, steht die Lehre von den Dingen Gut und Böse in der elementischen Schöpfung. Und eben dadurch, daß er sich nur im Rahmen einer sachlichen Erörterung bewegt, erlangt er auch die überzeugende Kraft für eine solche in die Tiefe greifende These. So sehr es scheint, als ob dies Buch nur eine spezielle Fachschrift sei, so sichtbar greift es doch über die fachlichen Fragen aus ins Allgemeine.

Ist wahr, daß Paracelsus damals auch in Hall und Schwaz gewesen ist, so kehrt er aus der Gegend doch im frühen Sommer 1534 wieder. Es muß ihm in jenen Städten und Orten nicht sehr schön ergangen sein; ihn habe das gegenwärtig Jahr (1534) in ein ungeduldig Elend getrieben, schreibt er im Nachwort des „Büchleins von der Pest an die Stadt Sterzingen", wohin er über Innsbruck in dem Jahr gewandert ist, — „denn

Gunst, Gewalt und die Hundsketten waren mir zu schwer überladen; aus welcher Zwangnis, fremde Land behend zu besuchen gezwungen, Innsbruck heimgesucht. Dieweil ich aber der gleichmäßigen Staffierung mittelmäßig erschien, not was, fürbaß zu streichen". Er ist demnach zuwideren Verhältnissen, die ihn zwangen, ausgewichen, und tauchte, nicht eben ansehnlich angezogen, in der Tiroler Hauptstadt auf; weil er dort aber in seinem dürftigen Aufzug kein Vertrauen finden konnte, not was, fürbaß zu streichen, also Sterzingen erlangt. Was diese Hundsketten waren, hat der Hohenheimer niemals deutlich ausgesprochen. Erinnert man sich jedoch des Buches von der freien Liberalität und setzt man ferner in Rechnung, daß die zitierte Nachschrift noch aus jenem Geiste lebt, dann möchte man glauben, er habe in jenen Monaten in irgend einem Herrendienst gestanden, wozu ja auch die Klagen über Gewalt und Gunst nicht übel passen würden.

In Notdurft und Not, im Elend kommt er auch in Sterzing an. Sterzing ist damals nicht das stille und verschlafene „Rothenburg" Tirols gewesen; was heute an ihm noch köstlich ist, verdankt es vielmehr jenen, seinen großen Jahren, da es ein Ort von reichen Bergherren und Patriziern war, und da die Bergwerke im Mareiter Tal und über Gossensaß noch blühten. Nichts, was das späte Mittelalter schön gemacht hat, fehlte dieser Stadt. In sie kehrt nun der abgerissene und in üblen Kleidern gehende Paracelsus ein. „Zween Gebresten hatte ich an mir an demselben Ort, meine Armut und meine Frommheit. Die Armut ward mir ausgeblasen durch ihren Bürgermeister, der etwa zu Innsbruck die Doktoren hat gesehen in seidenen Klei-

dern an den Fürstenhöfen, nit in zerrissenen Lumpen an der Sonne braten; jetzt ward die Sentenz gefällt, daß ich kein Doktor wäre. Der Frommheit halber richtete mich der Prediger und der Pfarrer aus, weil ich der Venus kein Schmeichler bin, auch mit nichten liebe diejenigen, die da lehren, das ich selbst nit tu. Also ward ich in Verachtung abgefertigt, doch nicht von gemeinem Rat noch der Gemeine, sondern wie oben wohl verstanden mag werden." — Sein Büchlein von der Pest, mit dem er sich bei der im Juni 1534 von dieser Plage heimgesuchten Stadt hat fördern wollen, kam nicht bis zur Gemeine, sondern es wurde vom Bürgermeister aus dem oben angeführten Grunde abgewiesen, — er mochte sich von dem zerlumpten Fahrenden nicht besonders viel versprochen haben, denn, schloß er, hätte Paracelsus was verstanden, käme er glänzender aufgezogen.

Uns ist hier etwas anderes wichtiger —: das Bekenntnis über die Geistlichen beider Glauben; sie haben ihn mit Verachtung abgefertigt, also hatte Paracelsus seine Lehren vorgetragen; das aber heißt, sein religiöses Suchen und Schriftstellern war nicht ein stoßweises Quellen; er lebte in ihm, wie es seit 1530 dauernd in ihm lebte. Er war der heiligen Schrift, wie beider Arzneien Doktor und Professor.

Die Sterzinger Pestschrift stellt den schmalen Abschluß eines Schriftwerkes dar, das in den Jahren 1529/30 in Nördlingen begonnen worden ist. Zu ihm gehören „Zwei Bücher von der Pestilenz und ihren Zufällen" in Nördlingen, De peste libri tres cum additionibus, die sicher zeitlich nahe an die Nördlinger

Theophraſti Paracelſi von Hohenheim/ beyder Artzney Doctor ꝛc. Von der Bergſucht oder Bergkranckheiten drey Bücher/ inn dreyzehen Tractat verfaſt vnnd beſchriben worden.

Darinnen begryffen vom vrſprung vnd herkommen derſelbigen kranckheiten/ ſampt jhren warhafftigen Preſeruatiua vnnd Curen.

Allen Ertz vnnd Bergleüten/ Schmeltzern/ Probierern/ Münzmaiſtern/ Goldſchmiden/ vnnd Alchimiſten/ auch allen denē ſo inn Metallen vnd Mineralien arbayten/ hoch nutzlich/ tröſtlich vnnd notturfftig.

Mit Röm. Kay. Maieſt. freyheit.

Anno Domini 1567.

Am Ende:

Getruckt zu Dilingen durch Sebaldum Mayer.

Titelblatt des 1567er Druckes der „Bergsucht“

Schrift zu rücken sind, und neben vereinzelten Zetteln des Sterzinger Büchlein für die Laien.

Die Hohenheimsche Pesttheorie bedeutet in seinem Werke eine neue Stufe des Erkennens. Die Pest ist ihm zwar eine äußere Krankheit, und er kann von sich behaupten, daß er sich schon in Basel mit ihr ernsthaft abgegeben habe. Das Wichtige ist aber nicht der Ort der Wunde, sondern die Entstehung, und die Entstehung der Pest führt tief in metapsychologische Zusammenhänge. Es gibt — ich halte mich an De Peste — zweierlei Arten Pest; die eine wirkt Gott, die andere wieder macht der Mensch sich selbst.

„So Gott plagen will, so ist es gleich, als wenn einer eine Rute aus einer Birke macht; also nimmt Gott die Ruten im Himmel, Martis, Saturni usw. und schlägt mit derselbigen. So Mars und andere Planeten, Sterne erzürnt werden, das dann allein aus der Hand Gottes muß geschehen, der über sie allein herrscht, folgt auf das, daß sie sich aufbäumen, das ist, sie stoßen sich gegen die Erde, wie zween Hahnen gegeneinander. Jetzt ist wissend, daß da ein Plag und große Krankheit kommen."

Pest also entsteht aus dem Erzürnen des Himmels, der Gestirne, — oder wir würden sagen, aus einer Verstörung, einem Durch- und Widereinander in der Natur. Doch diese Verstörung kann auch von uns angerichtet werden, und zwar sowohl absichtlich wie auch ohne unsern Willen. Was eine unabsichtliche Anreizung schafft, erklärt der Hohenheimer so: „Die Pestis käme auf uns nicht, so wir sie nicht machten, das ist, ich würde nicht krumm und lahm, wenn ich mich nicht selber erkrümmete und erlähmte. Also geb ich meiner Krankheit selbst die Ursache und materiam. Nun, der

Himmel ob uns ist nit wider uns, sondern mit uns. Aber so wir ihn vergiften, so schüttet er das Gift als einen Mörtel über uns aus. Der Anfang ist in uns, der Neid, Haß, Falsch, Untreu und alle die falschen Tücken in uns und Untugend. Dieselbigen sind nichts anderes denn Imaginierung, die in uns Tag und Nacht liegen. Diese Imaginatio geht in den oberen Himmel durch beide astra, von einem in das andere."

Den Vorgang des in den oberen Himmel Imaginierens erklärt Paracelsus so: durch sein Vornehmen, seinen Wunsch vergiftet der Mensch die eigene Konstellation. Der sidus im Menschen aber ist das Mittel, um den oberen sidus gleich zu stimmen, — man muß sich an den Gleichlauf Venus und luxuria erinnern, der nur von oben nach unten, statt wie diesmal aus dem Unteren in das Obere wirkte. Denn das ist bei ihm eine völlig neue Formulierung, daß der Mensch den Himmel zwinge.

„Nun, wenn des Menschen Imaginatio durch beide astra in den oberen Himmel geht, da überwindet sie den oberen Himmel und vermag ihn zu regieren. So sie nun in den obern Himmel kommt durch unsern Himmel, was ist es anders denn eine Mutter einer neuen Operation? — Und diese im oberen Himmel erzeugte Operation wirkt wieder herab auf unsere Welt. So es nun auf die Erde kommt, ist es nicht anders als eine Krankheit. — Daraus folgt nun, daß ein gemeiner Neid gemeine pestem, gemeiner Geiz gemeine Pestilenz macht." Je böser des Menschen Imaginieren ist, um so gefährlicher wird die Pest, „und wenn ein Weib in ihrem vergifteten menstruo imaginiert, so wird daraus die schlimmste, lehrt De virtute imaginativa in der Philosophia magna: Eine Frau, die in puerpurio liegt

und soll sterben, ist sie dem Tod gram und feind und stirbt in Neid und Haß über den Tod, und wird dahin gewiesen oder phantasiert: ich wollte, daß alle Welt mit mir stürbe! Jetzt sieh, so ist imaginatio da und der Fluß menstrui, (der Paracelsus als eine Verunreinigung, ein böses Gift erschienen ist), und jetzt generiert sich ein gemeines Landsterben".

Es gibt demnach noch eine zweite, die vom Menschen gemachte Pest. „Die Weisheit des Menschen ist ein Anfang der Imprimierung. Herrscht der Mensch über das Gestirn, so muß das Gestirn tun, was der Mensch will, aus Kraft dieser Weisheit. So nun der Mensch in dieser Weisheit lebt, so hat er unter sich den Himmel, wie ein Mensch auf Erden einen Hund oder Roß zwingt oder zähmt, nach seinem Willen. Diese Meisterschaft ist der Anfang der Incantation; daraus entsprungen ist, daß der Mensch den Weisen einen magum genannt hat. Denn sie heißen magi, dieweil sie den Himmel gemeistert haben, und er hat müssen tun, was sie wollen in Wachs, in Brief, mit Wörtern usw. Und die magica ist Zauberei genannt worden, das doch nit Zauberei ist, sondern die höchste Weisheit." — Auf diesem Wege sind also die nämlichen Wirkungen im Himmel zu erzielen. Denn beide Wirkungen, die eine wie die andere, gehen auf die Imagination zurück, es sind vom Menschen bewußt, auch unbewußt gewollte Entladungen der „Natur".

Wir kommen damit zu einer schon häufig aufgeworfenen und mit Eifer diskutierten Frage: ob man durch seinen Willen irgendwelche Ereignisse erzwingen könne, vielmehr Ereignisse, die nicht in meiner Hand sind, zur Auslösung bringen kann? Es ist hier nicht der Ort, das Für und Wider einer Ansicht zu erörtern,

von der ich glauben möchte, daß sie doch zu gutem Recht bestehe, — wir haben allein zu konstatieren, daß sie Paracelsus als den Faktor setzte, der eine „natürliche" Pest im Gegensatz zu der von Gott gesandten, machte und erregte.

Nichts von dem allen aber klingt in seiner Pestschrift nach, die er für die Gemeine Sterzing, für den unerfahrenen Mann geschrieben hat, und die nur nützliche Ratschläge für die Pestgefährdeten vorzutragen sucht.

Magie

Die Schriften über die Pest, die in die Jahre der Paramirum-Zeit gehören, stehen nicht nur mit der Philosophia magna in gedanklichem Zusammenhange; sie weisen zeitlich wie gedanklich auch auf die „Bücher von den unsichtbaren Krankheiten" hin. Sudhoff vermutet für diese eine Entstehung 1531/32; ich glaube, daß man sie tiefer herab und auf die Astronomia sagax zu zu rücken hat; die Vorrede mit ihren Ausführungen über die Erkenntnis aus den Werken und die Erwähnung Dionysius, des Areopagiten, legt die Annahme nahe. Doch dem sei, wie ihm wolle; auf jeden Fall gehört das leider wiederum defekte Werk, ihm fehlt das zweite der fünf Bücher, in die Nähe der Schriften von der Pest. Das Vorwort beginnt:

Nachdem ich vollendet hab die drei Bücher im Licht der Natur, — was diese drei Bücher gewesen sind, und ob es wirklich unser Opus Paramirum war, wie Sudhoff glaubte, das ist nicht mehr möglich festzustellen —, „und im selbigen erzählt die Anliegen und Gebresten des sichtbaren und leiblichen Teils Mikrokosmi..., so ist aber doch das Anliegen des sichtbaren Teils Mikro-

kosmi noch nit gar erzählt... Nun aber, wie vorgehalten, ist doch nur begriffen worden in denselbigen Büchern des halben Menschen Widerwärtigkeit, des einen Teils, der sichtbar ist. So erfordert die Notdurft weiter, auch den andern Teil des andern halben Menschen zu beschreiben, wiewohl unsichtbar derselbige ist und doch greiflich," das will sagen materiell. Neben dem sichtbaren materiellen steht also ein unsichtbar materieller Leib, vielmehr, die beiden sind zwei Hälften und machen zusammen erst den Leib. Wenn unser Ich als Mikrokosmos aus den Elementen geschaffen worden ist, so gaben die beiden unteren den sichtbaren, die beiden oberen den unsichtbaren und doch materiellen, — denn Luft und Firmament sind ja im Makrokosmos auch nur unsichtbare Körper.

Die Bücher von den unsichtbaren Krankheiten, das besagt den Krankheiten dieses unsichtbaren Leibes, sind nun folgendermaßen disponiert: „Wisset, daß zwo Philosophei sind, also sind auch zween Wege der Arznei. Der eine ist beschrieben von den leiblichen Krankheiten; hier werden nun weiter die unleiblichen begriffen und geteilt in vier Bücher, warum sie unsichtbar sind und sichtbar sollen werden. Das erste beschließt die Krankheiten, so uns der Glaube gibt, und so weit der Glaube begreifen und einfassen mag. Das andere Buch traktiert von den impressionibus des verborgenen Himmels, in was Wege und Gestalt derselbige in uns wirkt. Das dritte Buch von den Krankheiten der Einbildung, wie die Einbildung ohne alle materia sich selbst gebären mag. Darnach das vierte von den Heimlichkeiten der natürlichen Kräfte, die da wider die leibliche Vernunft wirken... Und da eins gebresten wird, nämlich das Buch der Heilung, darum so folgt

nach den vier Büchern das fünfte, darin ein jeglicher genugsam ersättigt wird." — Von diesem Programm hat Paracelsus alles außer dem letzten Punkte eingehalten; sein fünftes Buch behandelt wie das vierte magische Fragen, von einer Erörterung der Heilung ist in ihm kein Wort zu finden.

Was Paracelsus im ersten Buch vom Glauben sagt, betrifft die Suggestionserkrankungen. Wir können durch unsers Glaubens Kräfte Gutes oder Böses wirken, wir Menschen gegeneinander. „Unser Glaube ist nit anders denn wie eines Werkmannes Instrument. Derselbige Werkmann, der schmiedet ein Messer, damit er seinen Nächsten schlage und letze ihm seinen Leib, und ohne Messer und dergleichen kann er ihn nit hauen; so schmiedet der Mensch sich mit dem Glauben ein Messer und wirkt mit ihm." Und wie wir auf solche Art dies oder das im elementischen Bereich bewirken können, so glauben wir selbst uns Krankheiten an und fügen sie uns zu. — Wir sehen, wie diese Schrift sich eng an jene von der Pestilenz anlehnt; es ist deshalb nicht nötig, ausführlich auf sie einzugehen, genau so, wie man auch das dritte Buch mit wenigen Sätzen charakterisieren kann. Es handelt so wie das erste von den Suggestionserkrankungen, vorzüglich von der Einbildung, das ist der Imagination, in welcher der Mensch sich etwas in den Leib ein-bilden kann. Die Glaubenskraft geht wie die vorherige und wie jede geistige „Kraft" aus dem Gestirn; sie wird jedoch erst dann „vollbracht", wenn eine Einwilligung des Menschen, also ein Ja geschieht, denn die Imagination an sich ist ja nichts anderes als ein geistiges Bild. Jegliche Lust und Begierde aber ist eine Verwilligung und ein Geheiß, daß, wie es in der Imagination stand, es also ge-

schehe. Der psychologische Vorgang ist ohne Zweifel in dem Satze klar umrissen.

Nun fehlt jedoch noch eins, damit der seelische Vorgang ein materieller wird. „Ein Maler, der malen will, muß eine irdische Wand han, ein Steinmetz, der bauen will, der muß den irdischen Boden han, das ist in summa so viel geredet: was der Mensch macht, das muß er auf etwas machen, denn ohne das etwas ist alle seine Kunst nichts. Die Imagination ist ein Werkmeister in ihr selbst und hat die Kunst und alles Werkzeug, alles was sie gedenken mag, zu machen. Was geht ihr nun ab? Nichts als allein der Grund, darauf sie es mach, das ist die Wand, darauf sie mal, was sie haben will." Dieser Grund ist bei der Schwangeren das Kind, dem sie das Muttermal imaginiert.

Ich muß mich auch hier begnügen, das Thema des Buches in den allergröbsten Umrissen anzudeuten und kann auf seine weiteren Erörterungen, die auch die Incubus- und Succubusfrage, die Hexengeburten streifen, nicht mehr kommen; sie führten zu weit ins Einzelne und lenkten uns vom großen Gedankengange ab, der bisher immer noch die Kräfte der Suggestion zum Gegenstande hat, — die Kräfte, die nach den paracelsischen Anmerkungen nie vorher behandelt worden sind und deren erster Entdecker und Erkenner er deswegen ist. Das vierte Buch weicht aber vom Thema der vorherigen ab; es handelt von der Mumia, so wie das fünfte von den Charakteren und den Segen. Damit erhält die Schrift von unsichtbaren Krankheiten nun ein anderes Gesicht, denn weder die Mumia noch die Charaktere führen Erkrankungen herauf; die Suggestionserscheinungen werden ein Unterteil in einem größeren Gebiet, das mit den Heimlichkeiten, mit den

geheimen natürlichen Kräften sich beschäftigt. Wir wissen, daß dies Gebiet der Untersuchung als magia naturalis bezeichnet wird, wie es der junge Paracelsus als adepta philosophia kennenlernte; magia naturalis aber rechneten jene Jahre zur Magie, — die Bücher von unsichtbaren Krankheiten werden so zu einer Schrift in der Magie.

Das vierte Buch will also von den unsichtbaren Dingen sprechen, die sich durch ihre Werke leiblich erzeigen, wie sein Vorwort sagt. Die unsichtbaren Dinge dieses Buches aber sind die „Mumia". Mit Stücken ägyptischer oder anderer Mumien haben die Ärzte damals viel verrichten wollen; für Paracelsus ist aber die Mumia die Quintessenz des menschlichen natürlichen Leibes, die Lebenskräfte, wie er es in den Schriften von den Franzosen einmal nannte. Da nun der Mensch der Mikrokosmos ist, die Summe aller Tugenden der Welt, sind all die Kräfte und Tugenden, all die edlen Dinge auch in seiner Mumia, das heißt im toten Leib, wenn dieser des Menschen Leib nicht langsam sich zersetzte, wenn er vielmehr — wie ein geschlachtetes Tier — in allen seinen Kräften blieb. „Das ist die Mumia, so der Mensch das Leben nimmer hat, so gehet seine Blust an in den natürlichen Kräften der Arkanen. Und: gleicher Weise, wie der sichtbare Leib redet und niemand sieht das Ding, das die Rede ist, und wie die Augen sehen, und niemand sieht das, das das Gesicht ist, also versteht auch, daß der sichtbare Leib, so er eine Mumia ist, noch bei sich hat den unsichtbaren Leib, darum er noch wunderbarliche Dinge wirken kann, gleicherweise als wenn er noch lebte."

Und dieser unsichtbare Leib, das sind die „Kräfte", die am sichtbaren Körper haften. Der Hohenheimer führt aus, daß nicht das ganze Kraut das Heilende, die Arznei sei, daß diese vielmehr nur einen einzigen Bruchteil ihres „Leibes" ausmache. „Es liegt nit am Leib, sondern an der Kraft; darum das fünfte Wesen erfunden ist, aus zwanzig Pfunden ein Lot zu machen. Darum je weniger Leib, je höher die Arznei in Tugenden ist. Darum wird dem (menschlichen) Leib an sich nichts zugemessen, sondern den Kräften, die aus ihm gehen, gleicherweise wie der Bisamgeruch, dessen Leib auch still liegt. Also auf diesem Grund sind in vielfältigen Experimenten die Kräfte der Mumia erfunden worden."

Zu diesen Kräften gehört nun auch diejenige des An- und Heranziehens zu der Mumia, durch welche Paracelsus die Wundertaten an den Heiligengräbern deuten will. Dabei soll „mir keiner aufwerfen, als ob ich ein Verächter der Heiligen sei und der Heiligen Werk und Zeichen. Denn so viel bin ich wohl erfahren in der Natur und auch bei den Heiligen, daß ich die natürlichen Werk wohl kann erkennen und was der Natur möglich ist zu tun. So kann ich auch wohl wissen, so ich durchlese die Zeichen der Heiligen im Alten und Neuen Testament, welches Heiligenzeichen sind, welche nit". — Die Mumia in den Gräbern, die nichts mit irgend einem Heiligensein zu tun hat, lockt die Menschen, so wie ein fremder Mann in einem Dorf die neugierigen Bauern an sich zieht, und aus den Kräften der Mumia werden die Kranken auch geheilt.

Wie dieses Buch, so handelt denn auch das fünfte von den „Geheimnissen" der Natur. Es will die Charaktere deuten, greift also ganz und gar in die Magie.

Zu ihrer Begründung sagt Paracelsus: „Wisset, weil wir Menschen nackend und bloß geboren sind und bringen weder Kunst noch Weisheit mit uns und warten der Gnaden Gottes, was er uns zuschickt, und gibt uns nit mehr aus freien Stücken als das Leben; wir seien oder werden gesund, das befiehlt er der Natur; lernen reden befiehlt er unsern Eltern, und weiter, wenn wir aufwachsen, müssen wir alle Dinge hart und schwer erlernen, und die wenigste Kunst können wir nicht, — so muß etwas sein, das uns lehret, denn der Mensch kann im Anfang nichts. — Wenn wir nun etwas lernen wollen, so müssen wir zu allererst den affectum haben auf dasselbe. So die Begehrlichkeit in uns ist, soll sie in Gott stehen, Gott um Weisheit bitten. Auf solches ergeht das Geheiß Gottes: du Engel oder du Geist lehre den das und das, auf daß er die Gab habe."

Durch diese „Mittel" also belehrt uns Gott, denn „alle Künste sind in den Geistern, sie seien gut oder böse. Aus ihnen muß es an uns kommen; sie geben uns als ein Mittel, wie die Sonne den Sommer und den Schein, was wir auf Erden können. Weil aber die bösen wie die guten Geister erschaffen sind, so ist auch das erschaffen, das sie können; sie haben nichts aus sich selbst, sondern alles von Gott.

Nun, haben wir etwas von Gott zu erbitten, so sieht er die Herzen an und nit die ceremonias; hat er uns etwas zu geben, so will er auch nit, daß wir es in ceremoniis verbrauchen, sondern mit unserer Arbeit. Wie aber eingerissen sind ceremoniae in alle Ding und verderben deren eigene Gewalt, solches hat auch verderbt die Kunst magica. Was sind nun die Zeremonien dieser Künste? Gleisnerisch Fasten und Beten. Wie

die Pharisäer vor dem Volk einen Spiegel machen, so muß hie dem Teufel die pharisäisch Weise auch gebraucht werden mit der Zahl, mit der Zeit und mit mancherlei Abstinenz, mit viel Segen und Benedeiung, mit Weihwasser und dergleichen. Also hat es der Teufel unter seine Hände gebracht, welcher etwas dermaßen erlangen wolle von Gott, der müsse Gottes vergessen und diese cermonias gebrauchen. — Und auch die Charaktere, die Zauberzeichen unserer Überlieferung, sind weder Wörter noch Namen; aber die Zeremonischen, die habens in die Wörter gebracht und Namen, damit die Geist hierinnen angesehen würden; gleich als wenn man den Geist nicht riefe, taugte es nichts. Das ist gleich so viel, als wenn man Petro nit gute Wörter gäbe, so würde die Huld vor Gott verloren sein. Dieweil aber Petrus und die Geist Knecht sind, und was sie geheißen werden, müssen sie tun; daraus folgt, heißt Christus Petrum ledigen, so muß ers tun, heißt er binden, so muß ers tun; und so ers tut, so hat er Kraft im Himmel und auf Erden. Also, das ist der Schluß, haben die Geister nur aus Gottes Erlaubnis ihre Kraft. Darum sich ein jeglicher erinnern soll, ehe er abtrete vom Brunnen und falle in das Mittel".

Aus diesen Voraussetzungen aber geht nun auch der für die Zeit so wichtige Schluß: wenn alle Geister ihre Kräfte aus Gottes Erlaubnis oder Gabe haben, dann ist es dem Menschen nicht verboten, sich ihres Könnens zum Guten zu bedienen. Und Paracelsi fünftes Buch „von unsichtbaren Krankheiten" wird auf solche Art zu einer das magische Tun erlaubenden und befürwortenden Schrift.

Fällt jetzt von hier der Blick zurück auf die „Bücher von den unsichtbaren Krankheiten", so wird man sie kaum länger zu den krankheitsätiologischen Schriften rechnen dürfen, und Sudhoffs Versuch, sie auf das engste an das Opus Paramirum anzuschließen, erscheint als eine Bemühung am untauglichen Objekt. Es ist vielmehr das wichtigste paracelsische magische Werk, das wir aus den Jahren haben, das wichtigste, weil es in keiner Hinsicht angezweifelt werden kann, wie doch die meisten andern dieser Gattung angezweifelt und verunecht worden sind.

Nur noch ein Buch blieb nämlich vor Karl Sudhoffs fragendem Blick bestehen, das ist De characteribus fragmentum in der Philosophia magna. De characteribus schließt stofflich an das fünfte Buch „von unsichtbaren Krankheiten" an. Es ist nur dadurch interessant, daß es zu diesen Zeichen positiver als das vorige steht: „Die Geister und himmlischen Kräfte können uns nicht anders helfen denn durch die Namen und Wörter; so wir die haben, so haben wir den Garten der Arznei. Der Name ist eine Arznei wie das Kraut, nur dieses in der sichtbaren und jener in der unsichtbaren Natur." — Mit einer solchen Behauptung erhalten die Dinge aber ein ganz neues Licht; vorhin war ein Charakter nichts anderes als der Name eines Dämons oder Geistes, und was gewirkt ward, wurde durch dieses Geistes Kunst gewirkt. Nun aber hat der Charakter an sich selber eine Kraft; das magische Tun wird entpersonlicht, wird zu einem beinah sachlichen Tun. Das ist der Schritt von einer dämonischen Magie zu einer magia naturalis, denn das, was jetzt geschieht,

ist ein Auslesen von natürlichen Gegebenheiten. So wie ein Wort in einer bestimmten Tonhöhe eine Geige klingen macht, so wird durch einen bestimmten Inhalt eines Wortes eine natürliche Kraft geweckt, — das ist der Sinn der Magie in den Fetzen dieser Schrift De characteribus.

Ein Sinn, der seine wahre Bestimmung aber erst erhalten kann und wird, wenn wir in der Philosophia sagax ihren geistigen Hintergrund erleben.

Es ist, denkt man zurück an seine frühen Versuche im Liber de imaginibus, ein großer Schritt geschehen, — ein Schritt voran und in die Tiefe. Gerade, wenn man die Bücher Von den unsichtbaren Krankheiten oder dies Fragmentum de characteribus mit jenem Dokument des in die Zukunft spürenden Mannes vergleicht, wird die Entwicklung sichtbar, die in Paracelsus sich vollzogen hat. Magia des Liber de imaginibus war eine Abenteuerei in den „Geheimnissen" der Natur, — Magia der „Bücher von den unsichtbaren Krankheiten" ist ein philosophisches Versuchen. Sie bleibt gewiß im fünften Buch noch eine Geister- und Dämonenlehre; doch nun, da eine Wertung, nicht mehr eine Sachbestimmung dieses Werkes erfolgen soll, da heben die ersten Bücher sich in überzeugender Weise über jenes letzte. Magia wird eine Wissenschaft aus der Erkenntnis psychologischer Bedingungen. Was in den Tagen Agrippae und Trithemii noch ein Suchen nach den Wundern war, ein Zucken von Ahnungen in einem verhangenen, finster schwebenden Gewölk, das wird in einem seiner Teile nun als eine wissenschaftlich zu erfassende Kraft erwiesen.

Die „Bücher von den unsichtbaren Krankheiten" bedeuteten ein Morgenrot der neuen Zeit, so fern der

Morgen auch noch lag, so viele Stunden noch vergingen, bis er kam, — sie haben ein metaphysisches Begebnis in ein psychologisch greifbares umgewandelt.

Die große Wundarznei

Paracelsus war von Sterzing aus nach Meran aufgebrochen, wo er Ehre und Glück gefunden haben will. Von dort muß er nach Norden zurückgewandert sein, wie hätte er sonst über das Penser Joch, wovon die Große Wundarznei berichtet, laufen können. Dann bog er im 1535. der Heimat Villach zu, — er wandte sich aus dem Innsbruckischen hinüber und zog die Krimmler Tauern, Felber Tauern, Fuschk und die Rauriser Tauern hin, — um plötzlich doch umzukehren und die jenseits ihrer Höhen liegende kärntnische Heimat samt dem Vaterhause hinter sich zu lassen. Wir wissen es nicht, warum er umkehrt, vor der Türe der Heimat zögert, — vielleicht hat er dem Vater im Bettlerkleide, in dem er gezogen kam, wie wir ja aus den Sterzinger Tagen wissen, nimmer vor die Augen treten wollen, vielleicht deshalb — um einen Beweis der eigenen Tüchtigkeit zu geben — geht er jetzt an die Niederschrift der Großen Wundarznei. An dieser gewiß schon arbeitend, erreichte der Hohenheimer endlich das Bad Pfeffers (Pfäffers-Ragatz), wo er im 1535. August sein Büchlein über das Bad Pfeffers schrieb.

Doch seine Wanderunruhe trieb ihn weiter ins Allgäu und nach Schwaben. Vor Memmingen und in Memmingen hat er manche Händel. Ein Brief, den er in Augsburg am 10. Oktober 1536 schrieb, ist eine Antwort an das Landgericht in Isny, das ihn mit freiem Geleit zu einer Verhandlung vorgeladen hat. Die La-

dung, am 12. Juni 1536 ausgestellt, ist, da man den Landfahrenden sonst nicht zu erreichen wußte, anscheinend im Lande ausgestreut und in den Städten angeschlagen worden. Man ist mit ihm sehr wenig ehrerbietig umgegangen, der fahrende Arzt ist wie ein übler Quacksalber hergenommen worden. Dagegen erhebt er nun Protest, und was die Ladung sonst enthält, macht ihn der Meinung des Pfaffhans geneigt, der ihn vorm Eysener (Isnyer) Gericht und dessen Parteilichkeit nur warnte. Ich lasse den Brief, den Sudhoff falsch verstanden hat, nun folgen:

„Fürsichtig, Ersam, vnnd weis Herren, Euern Weishaiten sein mein willig Dienst altzeit zuuor berait, günstig Herrn, Es ist am 25 tag Junij durch ain vergebne person ongeuarlich ain brieff gefunden, mich betreffenndt, des datum hintersich 13 tag gestelt außganngen vnder E. Wt. namen und Sigil, meldet ain abforderung vom Landtgericht, des Millers halben, von vngershausen, mir als ain glait, bey euch In Rechtlich zu ersuchen. DarInn ettlich Artikel stiendt, mir schwerlich von E. Wt. zugedulden, Nemlich das mir der briff zu aignen hannden vnd zu gehöriger Zeit nit zugestelt vnd eberantwurt ist worden, damit Ich mich vor betrug het wissen zu bewaren, Zum andern, das der müller soll abgefordert werden vom Rechten, vnd Ich wieder In mit procediert, hab auch von meinet wegen niemans gewalt gehabt, ob Ich gleich wol In geladen hab, Ist an mich gelangt, wie müller die vertröstung hab den Langen auffschub, deren Ich nit erwarten möge, als Im Landgericht, vnnd durch eure abfordrung mir begegnen werde, habs also lassen stan, Zum dritten steet Im brieff, wie Ich solle vermainte sprüch haben, gegen gemelten Müller, das mit keiner wahrheit erfunden wirt, sondern aufrecht und wahrhafftig sprüch, das so Ich gegen Miller hab, würd Ich zu seiner Zeit wol eintziehen, als gegen einen der betrüglich gegen mir gehandelt hat, So will ich auch vnuerhalten haben,

das zu solcher Ladung gen Eysenen pfaffhaus mich vnderricht vnnd geratten hat, so vil vrsach angezaigt, das vor Euerm stab, Recht zu nennen (nehmen), mir nachthaillig sein mechte, wiewol Ich seinen worten auf dießmol nit glauben gib, als Ich geben hab, Jedoch wil Ich dem müller sein Richter wol finden, darumb mich solche glaitsbrieff ettwas spetlich ansicht vielleicht auf sonder arglist erdichtet, will E. Wt. vnuerhalten haben. Datum Augspurg den X. tag Octobris Anno etc. E. E. Wt. gehorsamer,
Theophrastus vonn Hohenhaim der heiligen geschrifft vnd beder Artzney Docter."

Drei Anstöße also sind: daß man ihn nicht persönlich lud, daß seine Ansprüche an den Ungershausener als „vermeinte" bezeichnet worden sind, und daß man seinen Gegner ebenso wie ihn vorladen müsse; dem Müller habe man einen langen Aufschub zugebilligt und die Sache hingezogen. Man sieht daraus, es war mit Paracelsus auch nicht eben leicht; er ist mißtrauisch und empfindlich gegen jedes falsche Wort. Auch der persönliche Umgang mit ihm mochte nicht immer Freude machen. Es liegt vom nämlichen Oktober 1536 noch ein Schreiben vor, das einen Rechtsstreit gegen einen Memminger Pfarrer zum Gegenstand hat. Als er nach Memmingen kam, das eine evangelische Stadt sein sollte, hat er auf solche Behauptungen hin sich ainen sonndern wirt, der nach den Memmingischen fruchten handle unnd wanndle, gesucht. Ist mir bemelter diacon Petter Algewer als für ain sonderlichen Euangelischen Brueder angezaigt, hierauff sein herberg haimgesucht, welche fruchten, lehr und tugenten weder beim wirt noch wirtin gefunden, ubel angefaren bin, hab Ich ain anndere herberg gesucht, nach wellichem Suchen schenndbrieff und erlogen nachrede nachgefolgt sind.

ASTRONOMIA MAGNA:
Oder

Die gantze Philoso phia sagax der grossen vnd kleinen Welt / des von Gott hocherleuchten/erfahrnen/vnd bewerten teutschen Philosophi vnd Medici / Philippi Theophrasti Bombasti/ genannt Paracelsi magni.

Darinn er lehrt des gantzen natürlichen Liechts vermögen/vnd vnuermögen/auch alle Philosophische/vnd Astronomische geheimnussen der grossen vnd kleinen Welt/vnd deren rechten brauch/vnd mißbrauch/Zu dem andern / die Mysteria des Himlischen Liechts / Zu dem dritten/ das vermögen des Glaubens / Vnd zum vierdten/ wan die Geister durch den Menschen reichen etc. Vor allen Truck ausgangen.

Mit Röm. Keys. Maiest. gnad vnd freyheit auff 10. Jar.

M. D. LXXI.

Titelblatt des 1571er Druckes der Philosophia sagax

Nun soll der Rat von Memmingen den sogenannten Gabelpfaffen laden und ohne Ansehen der Person und Schwagerschaft verhandeln. — So wie in Sterzing gab es also mit den Pfarrern Händel, und dieser Streit wuchs dann ins Tägliche hinüber.

Von Memmingen aus hat Paracelsus wohl das Schwäbische durchstreift. Wir kennen noch ein Consilium für Adam Reißner, Stadtschreiber in Mindelheim. „Wie er zu Memmingen vor wenig Jahren, da er mir dieses Consilii Abschrift gab, selber gesagt, nachdem er gemeldete Stück angefangen zu brauchen bis auf diese Stund, da ich dies schreibe (1576), gesund blieben, über seine siebzig Jahre kommen und noch lebt", behauptet Michael Schütz oder Toxites. Nach Reißners Angaben erhielt er das Consilium im Jahre 1535.

Am 24. März des folgenden Jahres konsultiert den Hohenheimer, der möglicherweise schon in Augsburg auftaucht, eine Familie Zerotin. In diesem Frühjahr 1536 ist er auch in Ulm, wo er Hans Varnier die Große Wundarznei zum Drucke übergeben hat. Die Widmungsvorrede für sie an König Ferdinand datiert von Mönchs-Roth südlich Dinkelsbühl am 7. Mai. Wir fügen dem gleich hinzu, daß er am 24. Juni dieses 1536er Jahres bis mindestens zum 22. August in Augsburg weilt.

Es ist das Jahr des Druckes der sogenannten „Großen Wundarznei".

Der Hohenheimer hat dieses Hauptwerk seiner Chirurgie in einer Niederschrift besessen, aus welcher er sie diktierte; der Schreiber taugte nicht eben viel, so daß der Druck nicht sehr korrekt und ordentlich erschien, und Korrektur wie Satzfortschritte befriedigten Theophrastus Paracelsus nicht. Mit kurzem Entschluß

diktierte er das Buch zum zweiten Male, wobei der Schluß des dritten Traktates eine völlig neue Form erhielt, — anscheinend besaß er diesen Schluß in seinem Manuskript nicht mehr. Nun übernahm der Augsburger Heinrich Steyner Werk und Druck; er fing erst Ende Juni an, beendete die beiden Bücher aber schon am 22. August, — der Ulmer Verleger erhielt vom zweiten Buche keine Zeile Manuskript. So liegen allein in Steyners Druck die beiden ersten der geplanten Bücher vor.

Die Große Wundarznei beginnt mit einem Rückblick auf das eigene Leben. „Ich hab je und je mit großem Aufsehen fleißiger Arbeit mich geflissen, zu erfahren den Grund in der Arznei, ob sie doch möge eine Kunst geheißen werden oder sein oder nicht, oder was doch in ihr sei. Denn dazu hat mich bewegt vielerlei Ursach, nämlich die Ungewisse des Fürnehmens, nämlich, daß so viel Kranke verdorben, getötet, erlähmt und gar verlassen worden sind, nit allein in einer Krankheit, sondern gar nahezu in allen Krankheiten und daß doch bei meinen Zeiten kein Arzt gewesen ist, der doch nur gewiß möchte ein Zahnweh heilen oder noch ein minders. Auch bei allen Alten solche Torheit erfunden in ihren Schriften... hab ich auf solches mehrmalen mir vorgenommen, diese Kunst zu verlassen. Hab oft von ihr gelassen und mit Unwillen in ihr gehandelt. Doch aber mir selbst hierin ganze Folg nicht gegeben, sondern meiner Einfalt zugemessen." — Und er erzählt dann seine Wege durch Spanien, Preußen und den Balkan, sein Suchen bei Mönchen, Alchemisten, alten Weibern, Henkern, — „hab aber so ganz gründlich

nichts können erfahren, gewiß zu sein, in welcher Krankheit es wolle. Hab ihm viel nachgedacht, daß die Arznei eine ungewisse Kunst sei, die nicht gebührlich sei zu gebrauchen, nicht billig mit Glück zu treffen, einen gesund zu machen, zehn dagegen zu verderben, das mir eine Ursach gegeben hat, es sei ein Betrugnis von Geisten, den Menschen also zu verführen und gering zu machen. Hab abermals von ihr gelassen, in andere Händel gefallen, jedoch aber wiederum in diese Kunst gedrungen. Doch funden den Spruch Christi: die Gesunden bedürfen keines Arztes, allein die Kranken. Bewegte mich so viel, daß ich mir mußte ein ander Vornehmen setzen, nämlich daß die Kunst nach Inhalt des Spruchs Christi wahrhaftig, gerecht, gewiß, vollkommen und ganz wäre und in ihr nichts von Geisten zur Verführung. Auf solches ward ich gezwungen, fürbaß zu suchen, der jetztgemeldeten bösen Lügen Lesen verlassen und einem andern Grund nachzufahren, der da unbefleckt sei mit den gemeldeten Fabeln und dem Klappern, erstlich in der Wundarznei, die ich als das gewisseste noch bisher erfahren habe."

So also beginnt er, was er schon so oft begonnen hat, und er setzt da an, wo er den gewissesten Grund weiß, in der Wundarznei. „Nun ist nit minder, bei meinen Zeiten werd ich das Fabelwerk nit umstoßen können, — gibt er jedoch gleich zu, als sei er müde von dem ewigen und vergeblichen Tun, — denn es sind alt unbändig Hund, lernen nichts weiter, schämen sich abzustehen von ihrer Torheit. Jedoch aber liegt in dem nicht viel, sondern es liegt an dem, daß ich hoff, die Jungen werden in eine andere Haut schliefen. So die Alten abgehen werden, werden sie ihr Wunder auch verlassen, und mit der Zeit wird der Grund einen Fortgang

haben." Er spottet wohl noch, daß sie Sebastian Brant in seiner Fahrt gen Narragonia abmalt, — dahinter stehet aber doch der Wille zum Positiven und die Hoffnung auf das Regenerieren der Arznei.

Was ist der Grund der Regeneration? — Nur die Natur. „Ich such einen andern Grund der Arznei, denn mich die Hohen Schulen gelehrt haben, die in den Werken gar nit Meister sind noch ich ihr Jünger. Darum mag ich wohl über sie sein, sonderlich so ich meine Werke von der Natur gesehen habe, äußerlich bewährt von ihr und wiederum also auch im Menschen befunden. — Denn: daß ich schreib in der Wundarznei, werd ich geziehen, allen Ärzten contrari zu halten und contrarius zu sein, wie sie es heißen, und alleweg in opposito gestellt. So ich solches ermeß und betracht, finde ich, daß sie recht haben, doch mit dem Unterschied, ihnen bin ich contrarius, aber der Natur familiaris. Nun urteilt, dieweil ich der Natur nit contrarius bin, ob ich nicht billig mög von den andern contrarius geheißen werden. Es ist besser, die Natur läßt mich unbeklagt denn der Mensch."

Natur, das ist das irdische Sein und ist darüber hinaus „Erfahrenheit". „Es sind zweierlei Schüler, die da anhangen eigner Phantasei und die da anhangen der Erfahrenheit. Allein die Erfahrenheit bleibt in der Wahrheit, und was eigener Sinn spekuliert, das mag nit bestehen. Denn was die Natur in ihr hat, das muß durch den Gegenwurf, den sie gibt, gelernt werden, und ohne denselbigen mag nichts aus dem Schatz der Natur gezogen werden."

Wie die Natur der paracelsische Baugrund bleiben soll und muß, so auch behält er seine paragranischen vier Säulen.

Drum könnte es scheinen, als sei die „Wundarznei" nur eine Wiederholung des bereits Gegebenen. Das ist sie wohl — und sie treibt dennoch tiefer in die Heimlichkeit. Sie treibt in eine beschwerte, beinah melancholische und verzagende Tiefe. Das lehrte bereits der Eingang, da er zwar die Reformation noch will, jedoch auf einen Erfolg in dieser seiner Zeit verzichtet hat. Er ist der Reformator, aber wird die Reformation nicht sehen; sie kann erst dann geschehen, wenn er längst im Grabe liegen wird.

Dies Melancholische färbt nun auch sein Philosophieren trübe. Wir wissen, es wurde schon oft gesagt, wie stark sein Glaube daran war, daß dieses Sein ursprünglich in eine Harmonie gebunden ist. Nun aber vernimmt er einen Fehlklang, der seit Anfang schon vorhanden ist, und dessen die Harmonie zerstörenden Schwingungen er bis dahin nicht bemerkte: „Weil der Mensch in ein solch Wesen gekommen ist, daß in der Geburt und in der Schöpfung sein eigner Feind in seinen eigenen Leib beschlossen ist, muß er aus der Ursach mit der Krankheit und dem Tod umgeben sein. Und so er am gesündesten ist, so dünkt ihm das nur so, denn die Zerstörung feiert keinen Augenblick. Also ist der erste Ursprung aller Krankheiten ein oportet, das ist ein gemüßt Ding. Denn in die Uneinigkeit der Glieder ist er geschaffen und geboren und dermaßen umgeben mit den Dingen und den Geisten, daß weder in uns noch außerhalb etwas ist, das uns ohne Zerstörung wohl wolle, — allein was Gott in den Schatz der Arznei aus Mildigkeit gegeben hat."

Ein Kämpfer läßt nach.

Ein Kämpfer verzagt an seinem Werk. Nein, er verzagt nicht, aber ihn packt die Müdigkeit; er hat seit

zehn und mehr Jahren um die Reformation gerungen, doch seine Gegner wachsen wie die Köpfe einer Hydra nach. Für einen, den er gefällt hat, stehen zwei andere auf.

Es ist die Müdigkeit des Mannes, der sein Werk verloren sieht, nicht weil sein Werk nichts taugt, — nein, weil er es nicht halten kann, weil es, zu schwer, ihm aus den aufgereckten Händen gleitet.

Nun aber ist das begreiflich, was die Memminger Briefe lehren: der Übernommene, Überarbeitete ist ein überreizter Mann. Er wird aus Müdigkeit zum Zänker und zum Quängler oder Nörgler.

Er ist ein müder Mann — und er läßt doch nicht ab vom Werke. Mit übermenschlichem Sichbemühen hält er es in Händen, hebt er es auf, — empor, obwohl ihm seine Arme zittern. Doch stärker als alle Mühe ist der Wille dieses Mannes für sein Werk. „Auf solches ist zu wissen", fährt er im eben zitierten Texte fort, „daß einem Arzte eingeleibet sein soll solche Art der Zerstörung, also daß er wisse und erkenne, wie sich dieselbigen zutragen. Denn die Arznei ist geschaffen, solchen Sachen fürzukommen."

Er ist der Arzt. In seine Hände gab Gott die Arznei; er ist berufen, hindurchzuschauen und sein gottbefohlenes Werk zu tun. In einem Werk, das Gott will, aber gilt kein Müdewerden. Und er nimmt seine Last von neuem auf die wunden Schultern.

Die Große Wundarznei ist eines der zugänglichsten Bücher Paracelsi. Der Leser braucht sich hier nicht mit ungefügen lateinischen termini, die er so selten klärt, mit medizinischen Erörterungen zu plagen, — das Werk

ist viel mehr ein Bericht von seinem medizinischen Tun. Das mag das erste sein, was ihm den köstlichen „erzählten" Ton verleiht. Dann kommt dazu, daß er für ungelehrte Ärzte, für die Bader und Chirurgen schreibt, in deren Händen die Wundarznei ja damals größtenteils noch lag.

Sie geht ganz vom Erlebnis aus. So spricht er etwa vom Erfrieren. „Im Erfrieren der Glieder hab ich große Nachforschung gehabt an denselbigen Enden und Örtern, wo sich solches am meisten täglich begibt, aber keinen rechten Grund, weder von Ärzten noch von andern, erfahren können, damit ich eine gewisse Arznei euch vorhalten möchte. Hab mich in solcher Arbeit nit gespart, sondern durchwandert die Tauern, die Joch, die Alpen, als den Krimlertauern, Felbertauern, Fustk, Penser Joch, Setmer, Vogel, Elble, Gotthard, Sankt Bernhards Berg und andere Gletscher, aber bei ihnen nichts sonderliches können erfahren von allen denen, so in diesen Bergen wohnen." — Und auch die manchen Anekdoten und Erinnerungen aus den zwanziger Jahren, von denen wir vorhin einige kennenlernten, werden hier erzählt. So also gibt dieses Werk die ganze chirurgische Praxis Paracelsi wieder.

Was er mit ihm geplant hat, lehrt der Eingang in das erste Buch: Ich hab mir vorgenommen, die ganze Wundarznei zu beschreiben, — so wie er sie, das fügen wir zu, schon etliche Male gegeben hat, am letzten in Kolmar und in den Nürnberger Franzosenschriften. Wozu die Wiederholung? fragt man, und man kann darauf nur sagen, daß er seit jener Zeit in allen ihren Zweigen Neues lernte, — die eben zitierte Stelle über das Erfrieren zeigt es ja, — und daß er nun durch ein methodisch aufgebautes Werk die Reformation ein-

leiten will, die er nicht selbst mehr sehen, sondern jüngeren Geschlechtern überlassen muß. Zu solchem Zwecke aber ist ein klar geordnetes und vollständiges Werk vonnöten. Daß das dahintersteht, das lehrte ja schon der Prologus, in dem er schrieb, die Wundarznei sei von den medizinischen Künsten die gewisseste, und eben deshalb am besten geeignet, in sein neues Denken einzuführen.

Doch ich will wieder von der Ordnung seines Werkes sprechen: „Ich hab mir vorgenommen, die ganze Wundarznei zu beschreiben und sie geteilt in fünf Teil: den ersten in die Wunden, so von außen an kommen, den andern in die offenen Schäden, den dritten in die auswendigen Gewächse und Gebresten, den vierten in die französischen Blattern und Lähme mitsamt ihren Schäden, und den fünften in die äußerlichen Geschwär. — Es ist die Einteilung, nur differenzierter, die die Kolmarer Schriften haben. Das erste Buch hat drei Traktat. Der erste Traktat lehret und unterweiset, was zu einem Wundarzt gehört und ihm notwendig ist zu wissen, der andere Traktat lehret alle Wunden, Stich und Pfeilschüsse — also die Wunden durch Waffen — heilen, der dritte Traktat lehret alle Tierbiß und Vergiftungen von außen und Beinbrüche heilen, auch den Brand, wie er bei Handwerksleuten, bei den Bergwerken, im Salzsieden geschehen kann, auch den Brand durch Büchsenpulver, Kugeln und andere Schäden, so vom Geschütz geschehen, vom Strahl (Blitz), Erfrieren."

Der Grundriß des zweiten Buches korrespondiert beinahe dem ersten; sein erster Traktat behandelt wie der erste des vorigen allgemeine Fragen und schreitet wie überhaupt das erste Buch, zu einer Art Arznei-

geschichte vor; der zweite Traktat beschreibt die offenen Schäden und der dritte ihre Heilung. Es ist mithin der völlig geordnete Aufbau eines Lehrbuches, den wir in ihm haben. Und auch ein spezieller Teil wie etwa die Heilung wandelt in systematischem und methodischem Gang. Das wichtigste der Heilung ist, die Grundursache zu beheben; da diese Schäden aus dem Salz kommen und das Salz im Blute liegt, ist es das erste, dieses Blut zu reinigen, zu erneuern und zu stärken; das nächste ist erst die Heilung durch spezifische Remedia.

So zeigt der Bau des Werkes in seiner Gegliedertheit und Symmetrie und Ordnung, die sich hier stärker als in einer andern Schrift bemerkbar macht, weil sich hier Paracelsus stärker an den vorgezeichneten Plan gehalten hat, daß er ein rechtes Lehrbuch für die kommenden Chirurgen schaffen wollte, — ein Werk für die, auf die er seine reformatorischen Hoffnungen setzt. „Mein Grund ist anders; des sollst du dich nit verwundern, sondern du sollst das betrachten, daß bisher der alte Weg eine schädliche Verderbung der Menschen eingeführt hat; vor dem zu behüten, deshalb schreib ich. Ob gleichwohl ein groß Gift wider mich aufstehen wird, ist klein zu betrachten, dieweil das Werk den Grund und die Wahrheit anzeigt."

Und doch, — obwohl die Schrift ein buchhändlerischer Erfolg gewesen ist, obwohl der Stoff für die ausstehenden Bücher schon parat gelegen hat, — der Stein entfällt den müden Händen dieses neuen Sisyphus. Es ist hier nicht wie sonst, daß er aus Ungeduld nicht weiter schreibt, es ist das einfache Versagen eines überarbeiteten Mannes. Was man im Jahre 1579 als das dritte Buch gefunden haben will, ein Werk von den

französischen Blattern, ist verunechtet worden, und auch die sogenannten „Drei chirurgischen Bücher", Husers „drittes bis fünftes Buch", gehören nicht hierher; sie müssen aus einer erheblich früheren Zeit des Hohenheimers stammen.

Es war wohl auch ein Nachlassen, daß ein weiterer Plan zerfiel. In einem Widmungsbrief an Doktor Wolfgang Thalhauser in Augsburg, der Augsburg, den 23. Juli 1536 datiert, schreibt Hohenheim: „Ich hätte wohl Lust gehabt, dies Buch (die Große Wundarznei) mit großen und subtilen Künsten... zu zieren und am hübschesten anzugreifen. Dieweil aber die Wundarznei bei denen ist, die solches nit verstehen, hab ichs nit höher wollen verfassen, als es dieselbigen möchten vernehmen und ertragen. Darum ich die höheren Künste dieser Wundarznei in einem besonderen Büchlein, die Kleine (Wund-)arznei geheißen... anzeigen und vollenden will. Im dritten Traktat des zweiten Buches führt er das noch genauer aus: Die Nesseln, die flammulae, die Kanthariden erzeigen ihre Wirkung also, daß sie cicatrizieren und brennen Blattern auf. Nun ist solches eine äußerliche Beweisung ihrer Kräfte; so sie aber werden bereitet durch die Kunst Alchemiam, so tun sie noch viel mehr, — das heißt, ihre rein dargestellten Essenzen wirken dann noch stärker. Der Hohenheimer fährt fort: Aus solchen bereiteten Stücken, bereiteten Dingen sollen die Stichpflaster (für die Wunden) gemacht werden. So werden wunderbarliche Künste erfunden, und ich hätte gern mit der Subtilität das erste Buch meiner Wundarznei geziert, aber dieweil die Kunst der Alchemie in Ver-

achtung liegt, und der andere Teil der Ärzte in der Sophisterei, hab ich es unterlassen bis in die Kleine Wundarznei." — Die Kleine Wundarznei ist also ein Anhang oder Ergänzungsband für Kenner, nicht wie man glauben wollte, ein kurzes Vademecum für die Unerfahrenen.

Die Kleine Wundarznei ist aber anscheinend nicht geschrieben worden. Die großen Geheimnisse seines Könnens nahm der Hohenheimer mit ins Grab.

Philosophia sagax

Das 1536er Jahr neigt sich dem Herbst und Winter zu. Die Unrast ergreift den ewigen Wanderer neu und treibt ihn wieder auf die Straße. In München, wo er wahrscheinlich Ende des Jahres weilt, gewinnt ein neues Werk, das ihn wohl schon seit Monaten beschäftigt hat, die erste flüchtige Gestalt. Es ist das Schriftchen „Von der Massa, auß welcher der Mensch geschaffen worden" „geben zu München", die erste Skizze seines Hauptwerkes, das im kommenden Jahr begonnen ward. Von München ritt Paracelsus weiter und hinab nach Eferding, wo er den ehrwürdigen und hochgelehrten Pfarrherrn Johann von Brant, der Rechte Doktor, grüßte, — „denn ich hab je und je gelehrt erfahrene Leut in der Kunst adeptae philosophiae gesucht und ihnen einen langen Weg nachgereist, und, was mein Gemüt begehrt hat, stattlich gefunden. Aber nicht minder ist auch jetzund zu diesen Zeiten die Jugend der adeptae philosophiae gar nicht anhängig, und die Alten, von denen ich schreib, ist der mehrer Teil zu unsern Vorvätern gefahren. Was noch etliche der Alten sind, ist eine kleine Zahl, deren euer Ehr-

würden einer ist unter den Ältesten, so jetzund adeptae philosophae vermag".

In Eferding beschickte Johann von der Leipnick auf Mährisch-Kromau, der oberste Erbmarschall von Böhmen, Paracelsus. „Als mich, bekennt derselbe im Sommer 1536, Euer Gnaden von Eferding usw. beschicken hat lassen durch E. G. Herr Hansen von Lottitz, welcher mir E. G. Krankheit angezeigt hat, — dieweil er aber der Arznei und E. G. Krankheit unwissend gewesen ist, hat er mir solche Krankheit, wie ich sie (später) gefunden hab, nit können anzeigen, sondern (ich habe sie später) anders gefunden, denn sie mir fürgehalten ist worden. So ich ihrer hätte dermaßen einen Verstand gehabt, als ich nachfolgends erfahren habe, hätte ich mich eines solchen abgezehrten, ausgedörrten Leibes nit angenommen, der von der Arznei so gar verderbt und in solchem schweren Abnehmen war." — Wir haben heute noch den Krankheitsbericht und die Verhaltungsmaßregeln Paracelsi, als er nach der vollzogenen Kur von ihm hinunterritt nach Wien.

Doch uns ist wichtiger, daß wir wissen, was auf dem Ritt nach Mährisch-Kromau und was im Schlosse des Herrn v. d. Leipnick selbst geschehen ist. Das erste berichtet die Widmung an Johann v. Brant, die vor dem „Buch von den tartarischen Krankheiten" steht, der letzten zusammenfassenden Behandlung dieses Themas durch den Hohenheimer. Da gibt er an: „Weiter sollt ihr wissen, als ich von Eferding zum böhmischen Marschall gezogen bin, (habe ich) dieses Buch de tartaro mit weiter Vollstreckung vollendet." — Es scheint demnach, als habe er es schon in Eferding begonnen, und es nun Brant als ein verspätetes Gastgeschenk von unterwegs gesandt. Auf jeden Fall ist diese Tartarus-

schrift jedoch nur „nebenbei" entstanden, denn was in München schon zur Feder zwang, das wird in Mährisch-Kromau nun vollendet, das erste und ohne Zweifel entscheidende Buch des Hauptwerkes seines ganzen Lebens. Am 22. Juni beschließt er zu Mehrerischen Kromau anno 1537 dessen Niederschrift. Zwar ist er müde, denn er denkt an keine Federkriege mehr: „Sollte mir hier zu schreiben nicht wohl anstehen von denen, die diese Kunst (des Lichtes der Natur) zwischen Stühle und Bänke gehängt haben und also die Kunst in die Finsternis geführt? Ich wüßte ihnen ihre Heimlichkeit wohl zu offenbaren, warum solches geschehen ist. Darum aber, daß mir nicht wohl ansteht, Ruh halber, die selbigen zu melden, denn sie würden mir meine Werke niederlegen, — damit ich aber mög hie vollenden, laß ich sie auf diesmal ruhen."

Er hat es satt; das Blut fließt langsamer, ruhiger in den müden Adern, und es ist wichtiger, sein Werk zu schaffen als zu zanken. Denn dieses sein Buch ist das entscheidende und es wird für immer bleiben: „mein Schreiben geht ja mit mir in das, daraus wir beide gekommen sind; die Gedächtnis und das Werk, das bleibt, und in der Auferstehung folgts hernach" — wie er sich Apocal. Johannes 14, 13 erinnert. Es ist die Arbeit, mit welcher er vor Gott bestehen will.

Die Astronomia magna oder die ganze Philosophia sagax der großen und kleinen Welt, so lautet der für den fremden Leser etwas unverständliche Titel dieser Schrift. Daß Philosophia die Wissenschaft vom Kosmos, speziell der beiden unteren Elemente, und Astronomia die Wissenschaft der oberen ist, das lehrte ja das Para-

granum. Hier nun wird Astronomia in einem — zwar noch entsprechendem — aber etwas engeren Sinne genommen; es ist die Lehre von den Influentien, den Einflüssen aus der oberen Welt. Sie ist so viel wie eine geistige Naturgeschichte. Sagax ist scharfsinnig; für ihn ist es gleich adeptus; er schreibt: „adeptus medicus, das ist sagax in der Arznei." Die Philosophia sagax ist also eine adeptische Philosophie. Ist jene, die ihm schon bei der Niederschrift der Großen Wundarznei im Sinne lag, da er die viel zitierte Stelle über den Vater und die adepta philosophia schrieb. Und diese Kunst adepta ist die, die „hindurchzusehen" vermag, die unter der Oberfläche die bewegenden geheimen Kräfte findet.

Für philosophia sagax oder adepta steht oft eine andere Formel; die, die sie haben, wandeln und sind im Lichte der Natur, — wie die vom heiligen Geist Erleuchteten sich im Licht der Gnade halten. Heut aber ist wie das Licht der Natur auch „das des heiligen Geistes erloschen und in ein unansehnlich Wesen gebracht. Das möchte vielleicht die Sünde sein in den heiligen Geist, so weder hie noch in jener Welt vergeben mag werden. Das ist das Heulen Rahels, die niemand geschweigen konnte. Dahin ist es kommen, so die Königin austri auf diesmal käme und suchte die Weisheit Salomonis, sie würde keinen finden, der mit ihr Gespräch hielte, und ist doch das Licht der Natur und des heiligen Geists nicht erloschen, sondern noch so gut als am Anfang des Pfingsttages. Daß es aber also ist, das macht die Sophisterei, die beide Lichter verboten hat. Das ist zu klagen. Käme ein Apostel vom Himmel oder Prophet, es wäre niemand da, der mit ihm reden könnte. Käme Jupiter vom Gestirn herab zu uns, er

fände niemanden, mit dem er Kundschaft könnte machen, also ist der Grund erloschen. Aber käme der Satan, er fände seinen Leviathan, mit dem er spielen könnte, also sind ihre eigen erdichtete Fabeln an die Statt gesetzt. So diese Sekte nicht wäre eingerissen, so wäre die Schule der Apostel fürtrefflich im großen Schein und das Licht der Natur in großen Künsten und Würden. Aber diese Sekte, die eine Mutter ist der Pestilenz, eine Mutter Neides und Hasses, Zankes und Haderns, das ist der nagend Wurm, der aus der Hölle geht.

Der Reformationsgedanke steht also noch immer hinter Paracelsus; die wahre und rechte Weisheit ist gestorben, falsche Gaukler setzten sich an ihre Stelle. Doch diese Weisheit, die wir wieder finden müssen, hat hier eine andere Qualität. Es ist nicht mehr nur Wissen, — es ist eine Erleuchtung aus dem Lichte der Natur. Erleuchtung jedoch bedeutet ein Wirken von außen in den Menschen; nicht ich ergreife „es", ich bitte, daß es mir gegeben werde. So steht das Wort vom Bitten, daß euch gegeben werde, und vom Suchen, daß ihr findet, immer wieder in dem großen Werke; es ist die Basis alles Erkennens für den späteren Paracelsus, die Basis, von der ihn dann die „Pansophie" ergriffen und gewonnen hat. (So wie die Pansophie die Lehre von ihm übernommen hat, daß alle Geschöpfe Buchstaben in dem göttlichen Buch der Schöpfung seien.)

Ist aber dies Wort vom Bitten und Suchen (Matthäus 7, 7) seine Basis, so wird es auch begreiflich, was er über das neue Philosophieren sagt: „da ist von nöten, daß am allerersten vor allen Dingen die heilige Schrift gebraucht werde, die an dem Ort (Genesis 1)

allen philosophis und naturalibus den Anfang legt und anzeigt, ohne welchen Anfang alle Philosophei umsonst gebraucht und geführt werden. Das ist, so ein philosophus nicht aus der Theologei geboren wird, so hat er keinen Eckstein, darauf er seine Philosophei setzen möge."

Was Paracelsus gewinnt, ist demnach eine geistige oder geistliche Philosophie, das heißt, nach unserm Sprachgebrauche, eine geistige Naturgeschichte. „Also ist mein Vornehmen, die Natur zu beschreiben in ihrem Wesen, Werken, Gewalt, Kräften, was sie hab zu tun gegenüber den Elementen und allen den Dingen, so in den Elementen liegen. Was die Natur in Macht und Gewalt hab gegenüber dem Menschen, wie ihre Gewalt sei und wie ihr Gang und wieviel und wohin. Alsdann ist von Nöten, zu beschreiben die Gewalt Gottes und seines Sohnes, auch ihr beider heiligen Geistes, was sie gegenüber dem Menschen vermögen, Gewalt haben, tun und vollbringen, ohne Hülfe der Natur und einigerlei Hinzutuung der Natur oder anderer Geschöpfe, damit auch die Gewalt des Glaubens zu Gutem und Bösem erkannt und verstanden werde, wie derselbige geschickt ist, wer da wirkt und womit da gewirkt wird, alsdann auch des Teufels Gewalt, was er hat gegenüber dem Menschen und den Elementen und allen Geschöpfen."

Mithin hat diese neuerrichtete Naturgeschichte vier Bezirke, die Astronomia naturalis, die himmlische, die des Glaubens und die teuflische; darnach hat Paracelsus sein Hauptwerk in vier Bücher eingeteilt. Und vier Bezirke hat jede Kunst und Wissenschaft, ein jedes menschliche Verlangen. „So sind vier Ordnungen, dadurch der Arzt den Kranken gesund machen kann. Die

erste ist nach der Natur, nach deren Kraft, Macht, Gewalt, Bestimmung und Ordinaz. Zum andern, so es die Natur nit kann, so mag der Arzt ihn gesund machen durch die Macht Gottes, als durch Hände Auflegen und Sagen: Stehe auf, nimm dein Bett, gehe hin... Zum dritten, so der Arzt die zwei nit braucht, sondern er liegt im Glauben, so spaltet sich der Glaube, der eine in Gott, der andere in den Satan. Glaubt er recht, nach Inhalt des Evangeliums, so senkt er einen Berg in die Tiefe des Meeres, wieviel eher mag er einen Kranken gesund machen. Solche Arznei braucht keine Hilfe, als allein Gott im Glauben. So er aber in Gott nicht glaubt, sondern sein Glaube steht in inferos, so folgt, daß derselbige Glaube auch wirkt durch die infernalische Kraft... Zum vierten, so er keines braucht, wie gemeldet, so muß er durch den Teufel handeln ohne alle Mittel."

So gliedert der Kosmos sich also für den älteren Paracelsus in den Bereich der göttlichen Macht und ihres Widerspieles, des Teufels, in eine makrokosmische geistige Welt, die Firmament genannt wird oder das Gestirn, und eine mikrokosmische geistige Welt, in welcher der „Glaube", oder wie wir nun nach den vier Büchern „von den unsichtbaren Krankheiten" sagen dürfen, in welcher des Menschen psychische Äußerungen wirksam werden wollen.

Die wichtigsten Darlegungen, durch welche diese Philosophie begründet wird, stehen ohne Zweifel im ersten Buch, und zwar in dessem ersten Teile. Dort nämlich gibt Paracelsus eine menschliche Naturgeschichte. Sie geht von einer Neugestaltung seiner Limuslehre

aus. Wir wissen, ihm war der Mensch von Anfang an der Mikrokosmos. Doch seine Mikrokosmoslehre ist in den Para-Schriften eine ziemlich grobe; sie stimmt auch mit der biblischen Schöpfungsgeschichte noch nicht ohne weiteres überein. Nun aber fügt sie sich ganz in das alchemische Denken Paracelsi. „Der limus terrae, der Erdenlehm, aus welcher Gott den Menschen schuf, ist ein Auszug vom Firmament und allen Elementen, ein Auszug aus allen corporibus und creatis. Nachdem Gott alle Kreaturen und Element, alle Sterne und Geschöpf geschaffen hat und alles nach seinem Willen gestanden ist, nach dem hat er den Menschen in solcher Gestalt zu machen vorgenommen: er hat ausgezogen das Wesen von den vier Elementen zusammen in ein Stück, hat auch ausgezogen von dem Gestirn das Wesen, und also beide Wesen, der Elementen und des Gestirns, zusammen gestellt in eine massam, welche massam die Schrift limum terrae nennt. Und nach dem natürlichen Licht heißt es das fünfte Wesen. — Der limus terrae ist also die Quintessenz der Schöpfung.

In die Hand Gottes, fährt Paracelsus fort, ist gekommen alle Natur, Kraft und Eigenschaft und alles Wesen in der oberen und unteren globul; die allesamt hat Gott in seiner Hand gehabt realiter und den Menschen nach seinem Bildnis daraus formiert. So Gott soll eine Arbeit tun, so ist sie nit auf goldschmiedisch, sondern ein Werk über alle natürliche Kraft. Das Zeug zu solchem ist das größte und edelste Zeug gewesen von allen seinen Geschöpfen, das arcanum und Wesen in seiner Hand."

Und diesen limum terrae, diese Quintessenz der menschlichen Entstehung, sieht Paracelsus im sperma

oder im Samen des Menschen wieder, damit an Spekulationen über die matrix im sogenannten vierten Buch des Opus Paramirum knüpfend. Und was die Nürnberger Syphilisschriften in ihren Erörterungen über die Konkordanz von Venus und luxuria schon sagten, das klingt hier klarer auf: „der Samen im Menschen liegt umsonst, so die äußere Konfluenz nicht mitwirkt. Denn ob schon ein Korn in einem Acker liegt, und ist wohl gedüngt, wirkt das Gestirn und Element nicht, so stirbt es und bringt keine Frucht, denn eins ohne das andere mag nicht sein. Also auch mit dem Menschen. Denn also ist je eins in das andere gehängt und zusammen gebunden", — der mikrokosmische Ablauf ist in den Makrokosmos eingebettet.

Doch dieses sich Ineinanderfügen der beiden Welten ist noch viel bedeutungsvoller. Zunächst sind aus der Zusammenfügung der Elemente zwei corpora entstanden, die beide im limus terrae doch nur eine massa sind; die beiden unteren Elemente bilden das elementische, die beiden oberen das siderische corpus, wir können auch sagen: die siderischen und den elementischen Teil des „Leibes". Der elementische Leib — aus Erde und Wasser — ist greiflich, fest; der firmamentische oder siderische — aus den Elementen Luft und Feuer — ist zwar ein Körperliches, aber ungreiflich wie die Luft, die ja ein Corpus ist und die man doch nicht greifen kann. Der menschliche Leib aus jener massa ist also eigentlich zweileibig, ein elementischer Leib aus Beinen, Adern, Fleisch und Blut, und ein siderischer Leib, der wie ein Schatten ist. Ich füge es hier gleich bei, daß dieser siderische Leib das ist, was nach dem Tode als „Spuk" erscheint und sich am Grabe des Verstorbenen zeigt, denn dieser siderische

Leib muß sich in seinem Element verzehren, so wie der elementische in der Erde und im Wasser sich verzehrt. Spuk also ist nicht die Seele, sondern ein Irdisches und Vergängliches.

So viel vom Leibe. Nun aber kommt dazu der Geist, viel mehr hier ist das Werk noch nicht zur letzten Klärung vorgedrungen, denn einmal ist das, was sichtbar ist, der Leib in den zwei unteren Elementen, und ist der menschliche Geist gezogen aus dem Gestirn, dann aber, und diese Erkenntnis ringt im Lauf des Werkes sich deutlicher durch, steht jedem der Elemente ein Geistiges, seine „Idee" zur Seite, so daß dem elementischen Leib ein elementischer Geist und dem siderischen Leib ein siderischer Geist entspräche, (was seine Seele betrifft, das bleibe vorläufig einmal außer acht). Der Geist des elementischen Leibes ist die Unkeuschheit, ist die Begier nach Essen und Trinken, Haß und Rache, Neid, das menschliche Triebleben, wie wir sagen, und der gestirnte Geist ist Weisheit, Vernunft und Kunst, — es sind die geistigen (nicht die geistlichen) Gaben unseres Seins.

Aus diesen Überlegungen nun erwächst das Thema dieses Werkes: „Damit ich euch wohl unterricht, daß der Mensch seine Sinnlichkeit — das heißt bei Paracelsus: seine Sinnen und Gedanken — vom Himmel empfange, so merket mich in diesem Exempel. Ihr seht, daß der Leib an sich selbst gar nichts ist, und so die äußere Welt nicht wäre, so hätte er nicht einen Augenblick zu leben. Alles, das ihn erhält, das ist in der äußeren Welt, und alles das, das die äußere Welt trägt und bringt, ist alles des Menschen wegen (da). Weil nun der Mensch sich von der äußeren Welt erhalten muß in seinem elementierten Leib, und alles was ihm

not ist, in demselbigen nehmen, also desgleichen muß auch die Sinnlichkeit von der äußeren Welt in den Menschen kommen. Zu gleicher Weise, wie die Speise den Leib führet und gibt ihm Fleisch und Blut, erwecket (ihn) in aller seiner Wollust, also gibt die äußere Welt dem Menschen all seine Vernunft, Kunst und Weisheit und Geschicklichkeit, und (das) kommt nicht aus sondern Gnaden von Gott, sondern aus dem Licht der Natur, das Gott gegeben hat."

Damit ist denn das Thema dieses Buches klar umrissen. Ihn interessiert hier nicht der elementische Leib mit seinem Trieb, er will von dem siderischen sprechen, vielmehr nicht vom siderischen Leib, sondern vom „Firmament", dem „Himmel", dem „Gestirn", aus welchem der siderische Leib sich „nährt", denn jedes Geschöpf, heißt seine alte Lehre, lebt aus seiner Mutter. So wird sein Werk zu einer „Naturgeschichte" des Geistigen in der Welt.

Und diese Naturgeschichte wird überdies ein Auftrag an den Menschen, „nämlich daß durch denselben die Weisheit des Gestirns vollendet würde, auf daß nichts verborgen bliebe, sondern alles an den Tag käme und vollbracht würde, das in das Gestirn geschaffen ist, auf daß durch die Handwerk alle Hantierung gefunden würde, durch die Kunst alle Heimlichkeit der Natur in der Arznei, in den Bergwerken, in den Weisheiten der Menschen und alles andere öffentlich sichtbar würde." — Das ist ein Schluß, der zwar nicht bis in alle Konsequenzen deutlich wird, denn Paracelsus hat es hier nicht gesagt, daß wir die Schöpfung Gottes eigentlich erst vollenden müßten, der aber in einem Punkt immer wieder unterstrichen wird: Gott will, daß wir die Heimlichkeiten, die Geheimnisse der

Natur erforschen. Es ist der Auftrag an den Menschen, Gottes Schöpfung zu erforschen. Er will erforscht sein —

und begreift man dies einmal, dann liegt das „faustische" Herz des Hohenheimers sichtbar vor uns sein —

Wenn Paracelsi „Philosophia sagax" die Naturgeschichte des Geistigen ist, so ist es selbstverständlich, daß sie ganz ausführlich von ihm handelt. Es ist der „Kosmos" draußen, außerhalb des menschlichen Seins, und es „wirkt" draußen, wirkt als Sein und Kraft und Äußerung. Um diese Äußerungen oder Kräfte geht es nun in seinem ganzen Werk. Da ist die Generatio. Sie regt die „Samen" in den Elementen an zu wachsen. Sie ist nicht selbst der Same, sondern allein die Kraft, die weckt und, die damit, was in der matrix Element vorhanden ist, gebären macht. In den Inanimata gibt die Natur die unbeseelten Wesen, die Wassermänner und -frauen, Waldwesen und die Feuermänner, — dagegen sind die Novalia, die Mißgeburten, errata naturae, die die astralische Natur verursacht, — und man soll sie nicht als Vorbedeutungen nehmen. Die Meteorica erlaubt zum ersten Male eine deutlichere Erklärung. Die minor meteorica gehört dem membrum generationis an, denn Regen ist ja nichts anderes als die „Frucht" des Firmaments, so wie das Korn die Frucht des Elementes Erde ist. Hier aber ist von der meteorica sagax die Rede; „sie wird im oberen olympus als ein Regen geboren, kommt aber nur als Chaos oder Dunst zu uns herab; das was sie gibt, das wird

mit keiner Substanz auf uns gegossen, sondern es kommt nur spiritualisch und nicht corporalisch nieder." Die meteorica der sagax ist also eine geistige meteorica. So wie die mathematica adepta, um nun einmal zu den scientas zu greifen, die mathematische Erkenntnis der sidera, der generata, essentia in ihren Sphären, Zirkeln, Massen, Linien, Konkavitäten, Zahlen ist, zwar wesentlich aber ungreiflich, sichtbar doch nit in leiblicher Substanz, und sie ist eine höhere als die „tote" elementare Mathematik, ist eine solche der Bewegung.

In eben dem Maße redet Paracelsus auch von der medicina und philosophia adepta, deren Begriff in seinem Volumen Paramirum auftaucht. „Zu wissen, was philosophia adepta sei, so merket am ersten, daß alle irdischen corpora über das, das sie von Elementen haben, eine firmamentische Kraft und Tugend tragen, also wo ein elementisch corpus ist, da ist auch eine firmamentische Eigenschaft. Der nun weiß, was firmamentisch ist im elementischen corpus, der ist philosophus adeptus. Und gleicherweise, wie der philosophus communis describiert die natürlichen Kräfte der Kräuter, so soll auch der philosophus adeptus describieren die firmamentischen Kräfte in denselben." All diese adeptischen Kräfte oder Wissenschaften sind demnach „firmamentische", geistige.

Nun lassen sich diese firmamentischen Kräfte in zwei Arten von Wirkungen beschreiben; sie äußern sich — in Hinsicht auf den Menschen — unmittelbar oder mittelbar. Unmittelbare Äußerungen (dona) sind zum Beispiel die novalia oder die generatio. Der Himmel ist bei ihnen der astronomus, ist selbst derjenige, der sie tut

und vollbringt und macht das Werk, ohne menschliche Hilfe, — während die scientiae Künste sind, die durch den Menschen vollzogen werden müssen. Die dona sind also rein natürliche Kräfte und Gegebenheiten, hingegen die scientiae ein vom Himmel entzündetes menschliches Tun.

Unter die dona rechnet Paracelsus das membrum aegrorum, das ist die Abspieglung makrokosmischen Geschehens im Mikrokosmos, das augurium, das ist das Vorspiel des Geschehenden in den Tieren, die divinatio, das ist das Eingeben aus dem Gestirne in den Menschen, die inclinatio, das ist das firmamentische verborgene Einwirken auf den Menschen, und die impressio, das ist der Zwang, der uns bestimmt. Das alles sind Kräfte, physischer wie psychischer Art, die Paracelsus zwar erkennt, in ihrer Entstehung aber nicht zu fassen weiß und sie nur als ein Wirken firmamentischer Gegebenheit erklärt. Wenn wir sie heut als psychologische oder metaphysische bestimmen, so tritt ein anderes Wort an Stelle des von Hohenheim gebrauchten; was sie in Wahrheit sind, das wissen wir noch immer nicht. Denn was schon ist es, wenn wir die impressio in einzelnen Zügen als „Genie" erklären?

Scientiae sind firmamentische Kräfte, die des Mittels Mensch bedürfen, wie etwa die Signatur, die nichts ist, wenn der Mensch sie nicht erkennt, die nigromantia, die des Erkennen des siderischen Leibes ist, die philosophia adepta, die firmamentische Geheimnisse sucht und weiß, die nektromantia, die das Versteckte sucht, des Menschen Gedanken zu erschließen vermag, die astrologia, die eines Menschen Anlage zu erkennen strebt, die artes incertae, in denen des Menschen „freie Gedanken" wirk-

sam sind, und die magia, die mit den heimlichen Kräften der Natur zu handeln weiß.

Es ist nicht wichtig, in welche der heutigen Disziplinen diese Künste einzureihen sind, — viel wichtiger ist, daß wir an ihnen die siderische scientia begreifen. Sie ist ein Fragen nach den Geheimnissen und ein Handeln im Geheimnis. Sie geht, das lehrte die Scheidung in philosophia communis und adepta, weit über die alltägliche oder gemeinen Erkenntnisse hinaus, und handelt mit Kräften, die einem gewöhnlichen Menschen unzugänglich sind. „Denn ist es möglich, in den Menschen Gift zu bringen, Arznei mitsamt ihrer Wirkung, durch den Menschen in einen Menschen, so ists auch möglich, dem astronomico magico die firmamentischen vires in den Menschen einzutreiben."

Was ist das nun? Erkenntnis der firmamentischen Kräfte, wie sie philosophia adepta lehrt, und der Gebrauch der Kräfte, wie sie magia und nectromantia usw. kennen, Erkenntnis der psychischen Kräfte im Menschen und der metaphysischen draußen, Vertrautheit mit den Waldgeistern und den Melusinen, weissagende Begabung, — es ist, was wir mit einem Worte als Magie bezeichnen, was „metaphysisch", „metapsychisch" heißt, und was man als „okkult" erklärt.

Den Laien des paracelsischen Jahrhunderts war die Magie ein teufelsmäßiges Tun; der Prototyp des Teufelsbündners, Johann Faust, gehörte ihr ja an. Für Paracelsus aber ist magia eine natürliche Wissenschaft. Es ist die Summe der unklar ergriffenen physischen und psychischen Kräfte oder Mächte. Sie ist so sehr „natürlich", daß sogar der Spuk natürlich ist.

Die Philosophia sagax ist in ihrem ersten Buche eine magia naturalis.

Von einer magia naturalis sprachen jene Jahre längst. Ich möchte hier nicht mehr wiederholen, was die „Pansophie" erklären will, — nur eins scheint nötig, weil dies eine leichtlich übersehen wird: die paracelsische magia naturalis löst sich von den ähnlichen Versuchen, die in Italien geschahen, und geht einen neuen Weg, — sie ist in Wille und Wesen eine deutsche magia naturalis. Nicht nur deswegen deutsch, weil sie in deutscher Zunge vorgetragen wird, nicht nur deswegen deutsch, weil sie die deutschen Mittelwesen nennt, die Feuermänner und die Zwerge, Wasserfrauen und Wesen in den Wäldern, nicht nur deswegen deutsch, weil ihre auguria dem deutschen Glaubensbereich entstammen, — sie ist deutsch, weil sie das Erkennen vor die Praxis setzt. Weil ihr nur daran liegt, „es zu erkennen" — nicht: die Kräfte auszuüben. Denn Gott will ja erkannt sein aus den Werken der Natur.

So steht dies Buch als eine der großen Leistungen eines deutschen Menschen da. Es ist skurril, verschroben, alles gebe ich gerne zu, und ich geb zu, daß wir es ein Stück „weiter brachten", ich gebe zu, daß sich viel „Abergläubisches" in dies Suchen mischte, — wer aber begreifen will, was wahrhaft Großes dennoch hier geschehen ist, der halte dies magische Werk nur neben die magische „Bibel" jener Zeit, nur neben die glatte, renaissance-glatte Schrift des Nettesheimers.

Der metaphysische Teil der paracelsischen magia ging verloren; es ist auf uns nur noch das zweite

und ein Stück des vierten Buches gekommen, die philosophia der himmlischen und der satanischen Astronomei. Die beiden Bücher beschreiben zunächst — so wie das erste schon — die Situation. So handelt das zweite vom oberen oder „inneren Himmel" gegenüber unserm äußern. Der innere Himmel ist der Ort des göttlichen Tuns und Wirkens. Der Stern von Bethlehem war ein Gestirn des inneren, nicht des äußeren Himmels, der Sündfluß ein Regen aus dem inneren Himmel, und deswegen nur dem himmlischen, nicht aber dem äußeren Astronomen zu verstehen und erkennen möglich. Wer ist der himmlische Astronom? Ein jeder Mensch versteht nur das, aus dem er ist, aus dessen matrix er sich „nährt". „So wir die heilige Schrift lesen, so verstehen wir sie durch den Geist, der uns von Gott aus dem Himmel gegeben ist, ohne denselben verstehen wir alle Ding irdisch. Darum teilt sich hier der Verstand des Menschen nach dem natürlichen Geist und in die andern Geist, so von Gott der eine und der andere vom Teufel sind. Darum liegts nun am Menschen, nach welchem Geist ers verstehen will."

Das Göttliche und damit auch die himmlische Erkenntnis nimmt der natürliche Leib nicht an; nur der, der wiedergeboren wird, wie Christus es im Gespräch mit Nikodemus fordert, nur der vermag das Himmlische anzunehmen und es zu erkennen. „So nun der Mensch ein gut Erlangen tun will, so muß er in dieser Komposition erfahren sein, und sich in die himmlische Wirkung richten, auf daß er ein magus coelestis sei, ein medicus coelestis usw. Denn alles, was das Himmlische anbetrifft, das muß ganz und gar aus der neuen Geburt laufen und gehen und gar nicht aus der irdischen.

Und wie Erkennen, so steht auch Handeln in der neuen Geburt. Nun soll sich der Mensch nicht verwundern, daß er mit Gott zu handeln hat und mit seiner Kraft Wunderwerk auf Erden tut, denn er ist (durch die Wiedergeburt) der Natur Gottes; wie die Schrift sagt: dii estis et filii excelsi omnes." Der Mensch wird also Gott, — und kann nun wirken, wie Gott wirkt.

Es wäre verlockend, das schöne einleitende Stück noch weiter auszuschöpfen, auch eine Linie von dieser Schrift zu jenen von der Taufe zu ziehen, — es führte zu weit, denn das Entscheidende wurde ja schon sichtbar: daß hier ein neues Erkennen, eine neue Magie gewiesen wird. „Denn philosophia coelestis soll vorgenommen werden von uns, daß wir nicht nur irdisch von Kräutern schreiben, sondern auch schreiben das Ewige, das Himmlische, das ist: von dem, in des Hand alle Dinge stehen."

Und eben das gleiche gilt für die Magie, die ja aus einem adeptischen Lichte der Natur erwachsen ist. „Denn es sind viererlei magi: magus naturae, wie gemeldet ist, magus coelestis, der Moses (Exodus 7) gewesen ist, magus fidei, die durch ihren Glauben gesund sind worden, darnach magus infernorum, das sind die malefici. Die Magie Moses und aller deren, die coelestes magi sind, ist keine Kunst, sondern ist potestas divina." Die Magier der göttlichen Weisheit also handeln aus Kraft und in der Kraft des Höchsten, und ihre Magie ist keine verderbliche Kunst, — es ist die weiße Magie.

Das paracelsische Jahrhundert hat viel von Magiern und vom magischen Tun gewußt. Doch seine Magie ist, wie wir vorhin hörten, eine magia naturalis, wenn es nicht eine solche wie die Doktor Johann Fausts gewesen

ist, der mit dem Abgrund einen Pakt schloß, um machina mundi zu erkennen. Hier aber wird eine neue Magie und ein neues magisches Tun gelehrt. Mit dieser Schrift entspringt die weiße Magie, — die Magie aus Gott, die hundert Jahre später in Johannes Beer Gestalt geworden ist. Und die der große Traum des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts wurde.

Das ist, was als das Letzte und das Höchste aus der tiefen Schrift entkeimt. Sie war die deutsche magia naturalis, — und sie wurde sehr viel mehr. Sie träumte den „Heiligen" vor, den zwei Jahrhunderte süchtig suchten. Den Magier aus Gott, der mehr war als ein Doktor Faust.

Faust, sagte ich schon, ging in den Abgrund, um Erkennen zu gewinnen. Es war ein Weg, den alle Schauer eines verbotenen Tuns umwehten. Der weiße Magier blieb auf einem Wege, den die höllischen Feuer und den damit auch die Anreizungen aus der Tiefe nicht versengten, und der dadurch ein schwererer Weg ward als der durch die Dämonien.

Es ist der große entscheidende Weg des Ja, den Paracelsus aufgefunden hat.

Was reut den Medicus?

„Solches hat mich geursacht zu schreiben", schließt Paracelsus das zweite Buch der Philosophia sagax ab, „und das nit zu unterlassen; nit allein, daß ich die Federn ein Mal sollte brauchen, sondern erneuern zum andern Male, zum dritten bis hin zum siebenten Male, wie das Gold durch das Feuer; also auch purgieren, examinieren und wohl besehen, das dünkt mich, gut zu sein — (und) nicht fliegen vor den Flügeln. Es ist ein schön Ding

um eine Rose, aber sie muß ein ganz Jahr haben, bis sie zum Gestäud kommt, zur Dolde, zur Blume; also auch alle anderen Dinge. Der das Gestäud will für eine Rose achten, der hat keine Rose, kennt sie nicht; der die Knospe für die Rose halten will und abbrechen, was hat er? Der aber die Zeit erwartet, bis die Natur auszeucht und wächst auf ihren Termin, der hat eine Rose. So die Natur also handelt, wievielmehr das Himmlische über die Natur! Darum soll keiner vor der Zeit sich etwassen berühmen, sondern die Zeit ermessen. Der die Zeit nit erkennt, der gibt einen Irrer und Verführer, bricht ab, das nicht zeitig ist; nimmt das ihm nicht befohlen ist."

Paracelsus muß also das Gefühl gehabt haben, seine Zeit, die Zeit seiner Philosophia sagax sei da. Und nun sie da ist, zwingt ihn der heilige Geist, die Wahrheit zu bekennen, das, was in ihm zu seiner Vollkommenheit gediehen ist, zu sagen.

Aus diesem Erlebnis heraus entsteht sein Labyrinthus medicorum errantium, ein Wegweiser für die irrenden Ärzte. Es spricht von deren Irren, ist aber kein Buch wie seinerzeit die Imposturen, in dem die einzelnen Fehler durchgenommen und zernichtigt werden; es zeigt vielmehr, auf welcher Basis der gerechte Arzt zu stehen habe.

Sein Thema gibt dieser Lesergruß: „Dieweil, Leser, das Geschrei über mich geht, ich sei der, der da in die Arznei falle und steige nit zur rechten Tür hinein, wie sichs gebührt, nun, Leser, gegen dich will ich mich verantworten und das also. Sage mir, welches ist zur rechten Tür hineingegangen in die Arznei? Durch den Avicennam, Galenum, Mesue, Rhasim usw. oder durch das Licht der Natur? Denn da sind zween Eingäng; ein

ander Eingang ist in den bemeldten Büchern, ein ander Eingang ist in der Natur. Ob nun nit billig sei, Leser, daß da ein Übersehen gehalten werde, welche Tür der Eingang sei, welche nit? Nämlich die ist die rechte Tür, die das Licht der Natur ist, und die andere ist oben zum Dach hinein gestiegen... So sie nun nit eines Weges sind und doch der rechte Weg in dem einen liegen muß, achte ich, das Buch sei das rechte, das Gott selbst gegeben, geschrieben, diktiert und gesetzt hat." — Es ist die alte Basis, welche Paracelsus sieht, doch diese Basis ist zu einem neuen Bild gewandelt worden, zum Buch von der Natur, das Gott mit eigner Hand geschrieben hat. Wir sollen studieren, nicht in den menschlichen Schriften, sondern in diesem Buche des Schreibers und Schriftmeisters Gott. Ein Bild, das durch das ganze folgende Jahrhundert geht, auf welches die Rosenkreutzer gründen, wird in dieser Schrift geschaffen, denn sie ist eine Besprechung von zehn Büchern, die dem Arzt zu lesen nötig sind.

Zehn Bücher umfaßt der Labyrinthus, und er nennt sie nach der Wichtigkeit. „Das höchste und erste Buch aller Arznei heißt sapientia, und ohne dies Buch wird keiner etwas Fruchtbares ausrichten. Und das ist sapientia, daß einer wisse und nit wähne. — Ich darf hier gleich aus einem späteren Kapitel Einiges anführen, wie so sehr wichtig Wissen ist, denn, heißt es da, der nichts weiß, der liebt nichts; der nichts kann, der versteht nichts; der zu nichts gut ist, der taugt nichts. Der aber versteht, der liebt, der merkt, der sieht. — Und: je mehr Erkenntnis ist in einem Dinge, je mehr ist Liebe." Erkennen und Wissen ist also das Höchste, das wir haben können. Denn alles, was uns an Menschlichem auszeichnet, und zu Gottes Kindern macht, — denn der

Gott nicht erkennt, der liebt ihn nicht, — geht über das Erkennen. Hier hat in einem der Menschen dieser Jahre jene große Wende statt, die alles entthront, um das Erkennen auf den Thron zu setzen. Hier wird Erkennen, Begreifen zum Schlüssel dieser und der andern Welt. Es ist die Zeitenwende, welche in Paracelsi Schriften schlaglichtartig sichtbar wird. Er wollte ein Reformator sein und wollte die Wiedergeburt, die Reinigung der Medizin vollziehen; er hat sie wohl vollzogen, und er hat Natur zum Maß gesetzt; er hat die chemische Medizin gebracht —, doch tiefer in die Geschichte unserer Menschheit schneidet dieser Satz. Die Dinge alle liegen im Erkennen.

Ich wende zurück zum ersten Buche und dessen Thema, welches sapientia geheißen wurde. „Das Buch ist Gott selbst; denn allein bei dem, der alle Dinge geschaffen hat, bei demselbigen liegt die Weisheit und der Grund in allen Dingen. Auf solches folgt, daß die erste Lehr und Erforschung ist, daß wir am ersten sollen suchen das Reich Gottes. Da liegt der Schatz, die Schule des Grundes der Weisheit eines jeglichen Menschen in seinem Amt.

Es soll sich niemand befremden, daß ich sage, daß Gott das erste Buch sei, denn... wer ist, der die Arznei gemacht hat anders als allein Gott? Wer ist denn, der sie wisse, als allein Gott? Nun fließt es aus ihm, wie die Wärme von der Sonne, die treibt die Blühe herfür.

Das andere Buch des Arztes ist das Firmament, denn der Arzt wird gezwungen, wie einer ein Buch auf dem Papier liest, also die Sterne des Firmaments zusammen zu buchstabieren, und nachfolgend die Sentenz daraus zu nehmen." Das dritte Buch ist das der Elemente, also der makrokosmischen Welt, das vierte das Buch des

Mikrokosmos, also das Buch Physica, — mit einem Wort: die Lichte Natur und Gnade müssen uns belehren. Es ist die Nutzanwendung aus der Philosophia sagax auf die medizinische Kunst, die Theophrastus Paracelsus jetzt im Labyrinthus medicorum gibt. Vom Grunde der Philosophia sagax aus wird weiter philosophiert.

So etwas wird kritisch zwischen experienz und experiment geschieden; „experimentum ist ein Versuchen ohne irgend einen wissenschaftlichen Grund, experienz hingegen ist niemals ohne scientia; scientia ist Magie, sie bringt die Heimlichkeiten der Natur heraus"; experimentia oder Erfahrenheit „ist eine Kenntnis von dem, in dem scientia sich erweisen muß; sie ist die Wissenschaft und rechte Anwendung des durch die Magia entdeckten Geheimnisses der Natur. Denn, heißt es wieder, die Arznei ist nicht ein elementisches Corpus, sie ist ein Geistiges im Corpus — und infolgedessen ein siderisches. Weil nun die Hilfe der Kranken dermaßen ein spiritus ist, und liegt verborgen vor dem elementischen Leib und allein dem siderischen offenbar, jetzt folgt nun, daß magica zu lehren hat und nit der Avicenna noch Galenos. Und er bekennt: Viel hab ich gedacht und gemeldet (von) der magica, und noch oftmals der Erfindung der Natur Heimlichkeit in diesen Büchern, auch in andern. Darum sollt ihr das wissen nach der Kürze, daß dies Buch magica inventrix von einem jeglichen Arzt soll wohl gelernt werden. Ob alsdann alle Bücher verdürben und stürben und alle Arznei mit ihnen, so ist doch nichts verloren, denn das Buch inventrix findet alles wieder und noch mehr dazu."

Nun halte man zu dieser Erklärung seine Vorrede an die hippokratischen Doktoren: „Wisset, liebe Herrn und gute Freund, daß die Bücher, so an euch und an mich von den Alten her gelangt sind, mich genugsam zu sein nit gedäucht hat. Nun ist nit minder, ein Jünger mag ohne einen Meister nit sein, der Jünger muß vom Meister lernen. Und das ist je und je an mir gelegen, wo der Meister sei, der da lehre, dieweil die Skribenten für Meister nit mögen geachtet werden. Auf solches habe ich gedacht, wie wenn kein Buch auf Erden wäre, gar kein Arzt, wie müßte gelernt werden? So befindet es sich, daß die Arznei ohne Menschenmeister wohl mag gelernt werden." Und er nennt in der Folge wiederum das Licht aus der Natur als Grund. Das also, das lumen naturae, oder seine magische inventrix, das ist das Spüren nach den Geheimnissen der Natur, gebiert allein den Arzt. So fordert er weiter von einer medizinischen Lehre oder Theorie: „Wir haben das ewige Leben beschrieben im Evangelio und in der Schrift mit aller Notdurft; mehr ist nicht not. Nun, obgleich das ewige Leben in der Schrift auf dem Papier ist, es ist noch nit genug (und nie genug), daß es bleib, wie es im Papier ist, sondern es muß weiter gesucht werden. Was im Papier angezeigt wird, ist nur ein Buchstaben; was er aber vermag und was er uns lehrt und warum er da steht, das muß von oben herab gelehrt werden und erleuchtet. Also mit der Theorie und Praktik der Arznei zu verstehen ist. Wiewohl sie ins Papier des Buches gebracht werden kann, so ist es doch ein toter Buchstabe. Aber aus dem Licht der Natur muß die Erleuchtung kommen, daß der textus libri naturae verstanden werden mag. Darum soll sich keiner verlassen allein auf das Papier, sondern auf die

Illumination, die da ausgehet von dem, der selbst das Licht ist."

Damit erlangt das lumen naturae nun eine Qualität, die es ganz nahe an das Licht der Gnade rückt. Es ist „Erleuchtung", muß im Suchen, Bitten und Anklopfen gefunden werden. Wenn aber das ist, dann schließt der große, weitgespannte Bogen sich. Es ist nicht hier das Licht der Gnade, dort das der Natur, nein, eines tritt nun zum andern, und der Zwiespalt unserer Welt verschwindet. Das Wort fällt weg: hoc per philosophiam verum est, sed per theologiam falsum, — sondern es muß von nun an gelten, daß beide Bücher, das der Natur und das der Evangelien, eine Wahrheit lehren.

Die Fama der Rosenkreutzer, die das im Jahre 1604 als Ziel hinstellte, und die die schon zersplissene Welt zur Einheit hat zusammenbringen wollen, sie wußte, warum sie Paracelsus ihren geistigen Ahnherrn hieß. Noch einmal, eh alles zerbrach, war der ersehnte Weg gefunden worden.

Der Labyrinthus medicorum, der so im engsten Zusammenhang mit der Philosophia sagax steht, wie beider Entstehungszeit sich deckt, denn an der Philosophia sagax arbeitet Paracelsus noch im Jahre 1538 zu St. Veit in Kärnten, und in St. Veit hat er den Labyrinthus für den Druck zurecht gemacht —, der Labyrinthus medicorum mußte den Ärzten seiner Zeit unheimlich sein. Ob er, wie man geglaubt hat, 1538 niedergeschrieben worden ist, das möchte ich bezweifeln; das eben erwähnte Datum sagt nicht mehr, als daß das Buch druckfertig wurde, nicht aber, daß es in diesen Tagen erst entstand. Ich möchte es lieber in die zweite Hälfte 1537

rücken. Dafür spricht ein Bekenntnis Paracelsi in dem Schreiben an die Kärntner Stände vom 24. August des Jahres 1538, wo er sagt: „Mich hat vor etlichen Zeiten gut vermeint, daß ich dreierlei Bücher in der Arznei zu schreiben für mich nehme... Demnach... hab ich das Buch gemacht, nämlich den Irrgang oder Labyrinthum der Ärzt... Und damit das Werk den Meister probier, hab ich vor mich genommen die gemeinsten dieser Länder Landskrankheiten" — nämlich sein Tartarusbuch. Der Druck der Schriften sei aber von den Wiener Ärzten verhindert worden. Da Paracelsus im Herbst des Jahres 1537 Wien besuchte, gehört der Labyrinthus ohne Zweifel in dies Jahr. In dieses Jahr, das auch die Philosophia sagax werden sah, und das wir ohne Wanken als das wichtigste Jahr des ganzen Tuns bezeichnen müssen.

Der Labyrinthus sollte zusammen mit dem Tartarusbuch, das Paracelsus auf der Reise nach Mährisch-Kromau schrieb, im Druck erscheinen. Von diesem Druckversuch spricht Paracelsus noch bestimmter als von dem des Labyrinthus: „Als ich von Eferdingen zum böhmischen Marschall gezogen bin, habe ich dieses Buch de tartaro mit weiter Vollstreckung vollendet. Nun aber hab ichs im Druck wollen lassen ausgehen, ist doch solches von meinen Standsgenossen verhindert worden. Hat sich indess zugetragen, daß ich in das Land Kärnten gekommen bin, ... welchem zu Ehren ich zum dritten Mal dieses Libell emendiert und korrigiert, auch genugsam mit allen medicaminibus versorgt." — In Kärnten, im Jahre 1538, schrieb er mithin das Tartarusbuch von neuem; das vorige scheint, als es zum Druck gegeben wurde, untergegangen zu sein.

Doch ich will noch einmal vom Labyrinthus medicorum sprechen. Vielleicht als eine Vorrede zu ihm, — der Plan wird später fallen gelassen und aus der Vorrede wird ein eigenes kleines Werk, — schrieb Paracelsus nach dem débacle mit den Wiener Ärzten „Sieben Defensiones". Sie haben ersichtlich auf den Labyrinthus und die neue Grundlegung der Medizin Bezug, denn sie beginnen: „daß ich hie in diesem Werk eine neu Theorie, auch Physicam, mit samt neuen rationibus hereinbringe, welche von den philosophis, astronomis, auch medicis bisher nie gehalten noch verstanden, geschieht wegen der Ursachen, deren ich euch jetzt berichten werde." Und er weist nach, es sei nun eine neue Monarchie der Medizin hereingebrochen, in welcher das Alte vergehen muß. Wir haben aus jenen Jahren keine paracelsische Schrift, auf welche die eben angegebenen signa passen, — hinwiederum behauptet der Labyrinthus, eine neue Physica und eine neue Theorie zu lehren. Auf ihn hat also dieser Einsatz der ersten Defension einmal Bezug gehabt.

Nun aber sind die sieben Defensiones nicht der Art, daß man sie gleich von Anfang an als eine den Labyrinthus einleitende Schrift ansehen müßte. Es scheint im Gegenteil, als habe der vorhin erwähnte Zusammenstoß in Wien, die Gegnerschaft der Ärzte, Paracelsus erst zu dieser Schrift gezwungen. Denn die hier widerlegten Angriffe sind die Angriffe von ihm feindlichen Medizinern. Man hatte ihm vorgeworfen, er führe eine neue Medizin herauf, er habe neue Krankheiten ausgedacht und haben den alten neue Namen beigelegt, er brauche neuartige Rezepte, und es seien giftige Rezepte, er halte mit seinen Kollegen keine Gemeinschaft, sondern gehe seinen Weg, er sei ein Landfahrer

und er habe eine wunderliche, zornige Art, und überhaupt sei er ein Arzt und Mann, der auch nicht alles weiß und kann.

Man sieht, es wurde ihm alles, aber auch alles nur Erdenkliche aufgemutzt. Man klaubte zusammen, was man nur gegen den Kollegen wußte. Nichts wurde ihm geschenkt, — und es ist wirklich doch so weit gekommen, daß er sich gegen diese Vorwürfe öffentlich verteidigen mußte. Nur — seine Verteidigung ist nun nicht mehr Angriff, was sie ehemals war. Hält man das erste Paragranum-Vorwort gegen die Defensiones, dann sieht man ohne alle Mühe, daß der große Zorn gebrach. Daß er nicht mehr mit jener sittlichen, wahrhaft glühenden Empörung wettern kann, — er wehrt mit müden Hieben die auf ihn gezielten Schläge ab.

Uns freilich sind diese Sieben Defensiones heut von großem Wert. Sie lehren uns Paracelsus in den menschlichen, kleinen Zügen deutlich sehen. Er duzt die Menschen, und deswegen sind sie ihm gehaß. Wenn er zu einem Kranken komme, brauche es einige Zeit, bis er es wisse, was dem Manne für ein Leiden fehle. Er sei ein Landfahrer, — ja, das müsse einer sein, denn man kann nicht auf ofenhockerische Art die Kunst erlernen. Und — die Verteidigung sagt noch ein sehr viel Wichtigeres heraus: „mir ist not, daß ich mich verantworte wegen meines Landfahrens und wegen dess, daß ich so gar nirgend bleiblich bin. Nun wie kann ich wider das sein oder das gewaltigen, das mir zu gewaltigen unmöglich ist? Oder was kann ich der Bestimmung nehmen oder geben?“ Es ist nicht freier Wille, das ihn umtreibt, das ihn wandern macht, — er ist bestimmt dafür, und

es liegt auf ihm wie ein Zwang; er wollte wohl Ruhe, denn besser als Unruhe ist die Ruhe, — nur er kann diesem zwingenden Zwange nicht entrinnen und nicht widerstehen. Das, was ihn auf die Straße treibt, ist stärker als er ist.

Er aber sagt zu dem Zwange, der ihn umtreibt, Ja.

Und weitere Anwürfe fallen, daß er grob sei, wunderlich, und er verteidigt sich mit einem an Francks Chronicon germaniae erinnernden Wort: „Mir gefällt meine Weise gar wohl. Damit ich mich aber verantworte, wie meine wunderliche Weise zu verstehen sei, merkt also. Von der Natur bin ich nit subtil gesponnen; ist auch nicht meines Landes Art, daß man was mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen noch mit Met noch mit Weizenbrot, aber mit Käs, Milch und Haberbrot; es kann nicht subtil Gesellen machen. Zudem, daß es einem alle seine Tage anhängt, was er in der Jugend empfangen hat; dieselbige ist nur sehr grob gewesen, nicht subtil, katzenrein, superfein. Denn die in weichen Kleidern und die in Frauenzimmern erzogen werden, und wir, die wir in Tannzapfen wachsen, verstehen einander nit wohl. Was ich für Seiden achte, heißen die andern Zwillich und Drillich."

Grobtuchen wie er war, grobtuchen war sein Wanderweg durchs Land. Er lag in bösen Herbergen, schlechte Gesellen kamen ihm verquer; es ging durch alle Höhen, alle Tiefen dieses bunten Erdenlebens. Er fürchtete sich nicht; er faßte dieses Leben an, wie es war. „Und weiter ist auch eine Klag von meinen verlassenen Knechten und discipulis, daß ihrer keiner meiner wunderlichen Weise halben könne bei mir bleiben. Da merkt meine Antwort: der Henker hat mir zu seinen Gnaden ge-

nommen einundzwanzig Knecht und von dieser Welt abgetan, Gott helf ihnen allen. Wie kann einer bei mir bleiben, so ihn der Henker nit bei mir lassen will?" — Man greift nicht fehl, wenn man den fahrenden Paracelsus jenen Männern an die Seite rückt, die auch von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt mit ihren Theriaken zogen, da drängt sich leicht ein böser Knecht dem Wandernden an die Seite.

Er aber, er ging hindurch und blieb im Innersten doch rein. Er hatte sehr böse Knechte, — aber sein Herz blieb trotzdem rein. Sie stehlen ihm seine Künste, — er aber teilt mit jenen und er hilft denen auf, die ärmer und verlassener sind als er. Jawohl, sein Wort ist rauh, — und es klingt dennoch aus der Tiefe; es ist sein Instrument, mit dem er seine Gottesnähe sagen darf, — wer hat von ihr und von den beiden Lichten Schöneres gesagt als er. Er wuchs bei Haberbrot, — doch man mag Seite für Seite durch die Bücher suchen, es ist nicht eine Zote, nicht ein niederträchtiges Wort gefallen. Der Waldesel aus Graubünden, — aber dies Jahrhundert hatte keinen, der so sein Leben als ein ständiges Opfer hingegeben hätte. Ein Opfer, für das ihn Gott doch wiederum beglückte und beschenkte, denn „was, was ist es, das den Medicum zuletzt gereut? Nichts, denn er hat seine Tage vollbracht mit den Arcanis und hat in Gott und in der Natur gelebt als ein gewaltiger Meister des irdischen Lichts".

Heimkehr

Wir haben mit den „Defensiones" den Ereignissen vorgegriffen. Sie sind, so scheint es uns, die Frucht der Wiener Mißhelligkeiten im Spätjahr 1537 oder Früh-

jahr 1538, da seine Kollegen befunden hatten: „besser sei, so ich zu Wien zu S. Steffen bin, sie seien auf dem Hohen Markt; gang ich an den Lügeck, daß sie gen S. Laurenzen gehen, und die sich erfreuen, mich zu verletzen, so ich vierzig Meil von ihnen bin". Die Wiener Wochen und Monate müssen aber einen großen Eindruck hinterlassen haben; es gehen noch heute Sagen um, in welchen Häusern er gewohnt und welche halb märchenhaften, halb „romantischen" Dinge von ihm verrichtet worden seien. Man zollte dem wundertätigen Arzte Achtung, wie ihm Preßburg vorher alle Ehre hat erweisen lassen; am Freitag vor Michaelis 1537, also auf der Fahrt von Mährisch-Kromau nach der österreichischen Hauptstadt, wurde ihm dort ein Gastmahl angerichtet, ein Festmahl an zwei Tischen, — und das dürfte für das Ansehen des gesuchten Arztes deutlich zeugen.

Von Wien ritt er im Frühjahr 1538 über den Semmering hinauf, um in das Murtal zu gelangen, jenes weite schöne Tal, das zwischen den Zügen der Tauern bis hinauf nach Judenburg geleitet. Vielleicht sind es die Bergwerke und die Hütten, die ihn angezogen haben, denn Judenburg ist ja der Mittelpunkt der steirischen Sensenschmiederei; vielleicht auch war es nur der reiche Ort, an dem er Kundschaft suchte. Doch er ritt weiter, über das Einöder Bad nach Friesach, um von der alten Stadt hinuter in die kärntnische Ebene zu gelangen. Und hier erfahren wir nun, was ihn so sichtbar südwärts trieb. Sein Vater, Wilhelm von Hohenheim, ist 1534 am 8. September in die andere Welt gegangen, und Theophrastus kehrt, den Nachlaß des Verstorbenen zu ordnen, heim.

Der Vater, den er so sehr geliebt — und dessen

„Nachruf“ schon geschrieben worden war. Wir denken der schönen Worte in der „Großen Wundarznei“ von 1535/36, die er wohl bald nach dem Erhalt der Todesnachricht niedergeschrieben hat; wir denken der andern in der Philosophia sagax, wo es hieß: „Und lasset euch das nicht seltsam sein, daß ich herfür zeuch, das euch allen noch nicht wissend ist gewesen. Denn anders bin ich. Ich bedank mich der Schule, in die ich kommen bin, berühme mich keines Menschen als allein dess, der mich geboren hat und mich jung aufgeweist hat.“ — Und nun kehrt Paracelsus heim, um seine letzten Pflichten an ihm zu erfüllen.

Am 12. Mai, das ist dem Sonntag Jubilate 1538, wird ihm diese Urkunde ausgestellt:

Vrkund Der Statt Villach / von des Theophrasti Paracelsi Vatters leben vnnd absterben.

WIr Richter / Rath / vnnd die gantz Gemain der Statt Villach / bekhennen mit disem brief offenbar / das der Erber / wolgelehrt / vnd berümbt Wilhelm Bombast von Hohenhaim / der Artzney Licenciat bey vns zu Villach als ain Inwoner bey zway vnnd dreissig Jar vngeuerlich gewohnt / vnd all die zeit seines wesens / wandl vnd leben gegen aller menigklich Erber / ehrlich vnd wol gehalten / Das wir vmb der warheit willen / sein Erbarkheit / Ehrlichen vnd vnsträfflichen wandl zuverjehen / vnd zubekhennen schuldig sein. Ist auch verschinen vier vnd dreissigsten Jars / nach der wenigern Zal / gerait an vnser Lieben Frawen tag der geburt / hie zu Villach mit Todt abgangen / der Seel Gott der Allmechtig gnedig sey / Desselben Wilhelm Bombast / der Ehrnuest Hochgelert herr Theophrastus Bombast von Hohenhaim / baider Artzney Doctor / ain natürlicher Ehelicher Sohne vnd nächster Pluet Erb ist / vnd den allain vorbemelter Wilhelm Bombast für sein Ehelichen Sohn vnd nägsten Erben der in leben sey / gehalten vnnd gehabt / Das der herr Theophrastus Bombast sein angebürendt Erbschafften / Schulden / vnd ander sein verlassung / haab vnd gut / als sein Leiblicher Ehelicher Sun / vnd nägster Erb sol nach jhme vnd seinem ab-

sterben ersuchen / erfordern / einbringen vnnd empfahen /. Alles vnnd jedes was das sey / wie es namen haben mag / an welchen orten vnd allen Enden es sey /. gar niendert nichts außgeschlossen / Bey allen denen / darzu er Wilhelm Bombast von Hohenhaim sein Eheleiblicher lieber Vatter Erblich vnd rechtlich Spruch vnd anforderung hat / Vnnd nachdem nach absterben gemelts Wilhelm Bombast von Hohenheim / der vorgedacht Herr Theophrastus Bombast von Hohenhaim Doctor an vns gelangt vnd begert /. seines Ehelichen Lieben Vatters absterben von disem zeitlichen Jamerthal jme ain Vrkhundt zugeben / Auff das zu offenbaren wissen vnd gantz volkhumen glauben seines Vaters todts abgang / Fürter Er nach seiner gelegenheit offgemelts Wilhelm Bombasts von Hohenhaim seines lieben Vaters seligen verlassen Rechtlich Erbschafften / Schulden/ vnd ander haab vnd gueter / auch ander enden da ers zuersuchen hab / als sein Eheleiblicher Sun /. vnnd nägster Erb /. vnd nun als sein Väterlich vnd anerstorben Erb mag ersuchen vnnd einbringen / Haben wir jme von billigkeit vnd zubefürderung der warheit sein begeren nit verziehen / sonder gern widerfaren wöllen / Vnd darauff disen Brief zu gantz glaubwürdigem Vrkhundt Ihme geben / mit der Statt Villach anhangenden grössern Secrete besigelt /. Der geben ist am Sonntag Jubilate / den zwelfften tag des Monats Maij / Nach Christi vnsers Heylands geburt im Fünffzehenhundert vnd Acht vnd dreyßigsten Jare.

Die Ordnung des Nachlasses scheint nicht lange Zeit verlangt zu haben; wir finden den Hohenheimer im August im Städtchen St. Veit an der Glan, das halbwegs zwischen Villach und dem einst so reichen, heut verschlafenen Friesach liegt. Wo er das Vorwort in den Labyrinthus unterschrieben hat, ist unbekannt; er zeichnet es mit dem 1. August und fügt ihm eine Huldigung an die Landschaft, die löblichen Herrn in der Gemein des Erzherzogtums Kärnten bei. Am 19. August, im Vorwort zu den Defensiones, sagt er mehr. Er sei gehindert worden, daß seine Schriften an den Tag kommen sollten. „Hab doch Kärnten, das Erzherzogtum

damit verehrt, so es durch dieselbigen löblichen Herren an dich gelangen wird, wenn du in der Welt solches empfahest. Denn ohne diese Landschaft käme es dir Leser in die Hand nit."

Am 24. August des 38er Jahres und wieder zu St. Veit in Kärnten schrieb Paracelsus dann die große Widmung der drei Bücher Defensiones, Labyrinthus und De tartaro samt einer Chronik des Landes Kärnten, die an das Germaniae chronicon Sebastiani Franck anlehnte, an die Kärntner Stände. Wir kennen aus dieser Huldigung schon einzelne Teile, so den Hinweis auf die Wiener Begebnisse, und da die Wiener Kollegen sich lieber auf dem Hohen Markte wußten, war er am Stefansdome, und seine Bücher verhinderten, — „hierauf hat mich für gut angesehen, gnädigste, gnädige, gebietende und günstige Herren, dieweil das Erzherzogtum Kärnten nach dem Lande meiner Geburt das andere mein Vaterland, in welchem zweiunddreißig Jahr mein lieber Vater gewohnt hat, gestorben und vergraben, welchem von einer löblichen Landschaft viel Zucht, Ehre und Gutes bewiesen worden, daß ich billig anstatt meines Vaters seligen in Dankbarkeit mich erzeige, welche ich mit emsiger Achtung höher zu geschehen nit befinden mag, also so ich E. F. G. Strengheit usw. diese drei Bücher offerier und verehr, daß die löbliche gemeine Landschaft desselbigen ein sonderlich Wissen habe, zu Nutz männiglichem Kranken im Erzherzogtum Kärnten."

Es ist wohl nicht gut möglich, nach diesem entscheidenden Schreiben (oder kurz vor ihm) noch den an und für sich fragwürdigen Besuch des Bades Einöd anzusetzen, von wo er über St. Veit durchs Zollfeld selbst

nach Klagenfurt geritten sei, um bei den Ständen die Zueignung samt seinen drei Handschriften abzugeben. Denn immerhin sind seit der Widmung vom 24. August, die in St. Veit geschehen ist, zwei Tage not gewesen, um bei den Ständen seine Zuschrift einzureichen. Am 2. September aber antworten sie, sie hätten seine drei Bücher durchgelesen, bedanken sich freundlich und versprechen: ungezweifelt eine ehrsame Landschaft wird solches gegen euch erkennen, dess sind wir auch zu tun begierig. Sind euch freundlichen dienstlichen Willen jederzeit zu beweisen bereit und erbietig, wollen auch keinen Fleiß sparen, damit solche eure Schriften mit dem ehsten in Druck kommen.

Damit wird ihm versprochen, nachdem er nun seit Jahren wiederum hungrig ist, seit er um seiner Philosophia sagax willen die Wundarznei beiseite legte. Man will ihn drucken, und er wartet Tag für Tag auf diesen Druck. Er will sein neues medizinisches Glaubensbekenntnis an das Lichte bringen, will sich verteidigen, — doch die Kärntener Landschaft nimmt die Schriften, und legt sie ab, wie diese grauenhafte bureaukratische Redewendung lautet. Was eines Mannes Glauben war, was seine Verteidigung war und die Rechtfertigung, das wird mit andern erledigten Akten irgendwo zusammen gebündelt und wird den Bücherwürmern, dem Staub, dem Moder, dem Schimmel und den Schaben überliefert.

Es brannte ein Feuer. Doch man hat dieses Feuer nicht aufgehen lassen. Deutschland hat einen seiner größten Söhne stumm und tot gemacht. Der ewige deutsche Spießer hat sein heißes Wollen abgewürgt.

Es ist, als sei das philosophische Wollen Paracelsi damit ausgelöscht. Wir hören nichts mehr von ihm, — vielleicht ist einiges verloren gegangen; sein Testament vermachte 1541 Meister Andreae Wendl alle seine Arznei und Kunstbücher, — es müssen mithin wohl medizinische oder philosophische Werke dagewesen sein, — doch es ist heute so, als habe es sie nie gegeben, und er steht da, als habe er unwillig nun den Mund geschlossen. Nur eine Praktika zum Jahre 1539 liegt noch vor, die also 1538 niedergeschrieben und gedruckt geworden ist; im Jahre 1539 hat er anscheinend keine mehr verfaßt. In diesem Prognostikon der kommenden Ereignisse wird gesagt, so ich eines Sitzes bleibhaftig wäre, so wollte ich (in den Voraussagen) gestrackter einander nachgefahren sein, meinem seßhaften Ort zu Ehren. Es klingt wie eine leise stöhnende Klage des landfahrenden Mannes.

Wo er gewesen ist, davon verblassen beinah alle Spuren. Nur wenige Consilia und Verordnungen geben uns ein dünnes Licht. Noch 1538 schrieb er eins für Sebald Treylings Vater, den er in Kärnten, in Wolfsberg im nördlichsten Lavanttale sah. Am 2. März im Jahre 1540 finden wir ihn in Klagenfurt, von wo er an Hans Ungnad, Freiherrn zu Sonnegg, obersten niederösterreichischen Feldhauptmann geschrieben hat:

„E. G. mir getan Schreiben hab ich empfangen und dessen Inhalt verstanden, nämlich daß E. G. etwas in einer Seiten Wehtuung und Krankheit empfinden, darin ich denn E. G. helfen und Rat mitteilen soll, und daß ich mich jetzt zu Mittfasten hinab nach Pettau verfügen täte. Darauf zeig E. G. ich in Wahrheit an, daß ich solchem Begehren Schwachheit halben nicht wohl statt tun mag, neben dem, daß ich jetzo aus dem Land, ob Gott

will, willens bin zu verreiten, und derhalben Briefe täglich allhier gewartend bin."

Ein kranker Mann —, denn Schwachheit halber kann er nicht nach Pettau kommen. Wie ihm der Mut sinkt, weil die Stände treulos an ihm handeln, wie er seit Jahren müde und immer müder zu werden scheint, so hat die Krankheit wohl die weitere Arbeit unterbunden. Er wurde müde, weil er krank war, dürfen wir das Vorige ergänzen.

Er wurde ein Polterer und Verneiner, möchte man beinahe weiter sagen.

Im Jahre 1540 fällt er von neuem in den theologischen Streit. Die Sermones in Antichristos und die Sermones in incantatores datieren von diesem Jahr, seines Alters 47 und in der Zahl von der Geburt Christi 1540. Es sind sehr böse und harte Worte wider die verschiednen Kirchen, die er, die einen wie die anderen, falsche Christen schilt. „Wie denn jetzt zu meiner Zeit von Jahrzahl 1520 bis in das 1540. Jahr genugsam die falschen Christen geöffnet sind und die falschen Propheten." Er greift sie heftig an, es sind die lebenden Gräber; die Stelle Markus 5 Vers 2 legt er so aus: „Sie werden auf den Plätzen sitzen, da man die Toten hin begräbt; bei den Gräbern werden sie ihre Wohnung haben und ihre Nahrung; da werden sie nicht von kommen, sondern alles Volk dahin bringen, daß ein Toter den andern vergräbt; von den Toten werden sie fressen, von Toten leben sie, ihre Gräber werden sie aufputzen, schön machen, das stinkende Aas darin nicht achten. — So schilt er die Gelehrten: Ihr sagt, so ein Arzt einen Kranken ermordet, es sei kein Mord, und helft ihm in seiner Mörderei, und macht, daß er nit in die Wahrheit kommt der Arznei, sondern auf den Schwur,

den ihr ihm gebt, mordet er für und für. Und liest allein die verlogenen Bücher, die zu nichts gut sind als zur Mörderei.

Aber, so hallt es nach wie eine stürmende Glocke eines letzten Tages, Gott hat das Gericht in seiner Hand, wie er mit einem jeglichen handelt, denn das ist also am Tage, bis auf die Stund, da ich das geschrieben hab zu Salzburg im Jahre 1540, daß keiner aus denen, die sich an Gottes Stadt setzen und predigen in seinem Namen, vollkommener gewesen sei als unser Vater im Himmel."

Zur Stunde, da ich dies schreibe in Salzburg 1540, — nun wissen wir, auf welcher Reise er am 2. März gerechnet hat, auf welche Briefe, die ihn aus Klagenfurt abrufen sollten aus dem Lande. Die Stadt, in welcher der Arzt im Jahre 1524 seinen uns sichtbaren Lauf begann, zieht ihn, den ewig Ruhelosen, wieder an. Aus Salzburg datiert vom 5. August des Jahres 1540 das Consilium, mit dem der Müde und Kranke einem anderen Kranken raten sollte, datiert vielmehr ein zweites Schreiben an den Krakauer Herrn Franciscus Boner, der zu den mächtigsten Patriziern dieser damals noch halb deutschen Stadt gehörte. Ein Hodenbruch hat sich verschlimmert und sieht drohend aus. Auf die Beschreibung Boners aber antwortet Paracelsus: „Dieser Krankheit ist nit zu helfen nach der Krakauischen Ärzte Urteil, und wäre es eine Torheit, in einer verderbten Sache zu raten. Ist mir leid, daß euer Herrlichkeit so einen weiten Weg von Krakau bis hierher gen Salzburg einen Boten geschickt haben, von wegen der großen Unkosten, und daß die Krakauischen Medici diesen Schaden nit

zuvor angezeigt." — Der Brief ist wohl bereits im Juli oder gar Mai geschrieben worden, denn Boner hat wiederum gebeten und die zweite Antwort Paracelsi, die, die ich oben schon erwähnte, geschah am 5. August desselben 1540. Jahres.

Seit dem Frühsommer 1540 also hält sich Hohenheim in Salzburg auf. Die Kranken laufen ihm zu, er reitet wiederum den Kranken nach, und die um Hülfe Bittenden wohnen bis in Aussee, wohin er Jakob Tollinger, dem Gegenschreiber, eine Gabe Pillen schickte; in Strobl am Wolfgangsee schreibt er ihm 1541, am 15. April, wie er sie nehmen und wie er sie sich selbst bereiten lassen könne. Es ist das letzte Zeugnis seines ärztlichen Tuns und Helfens. Am 24. September 1541 schläft er in seiner Wohnung an der Salzachbrücke müde ein.

Drei Tage zuvor hat er sein letztes Testament errichtet; Hans Kalbßor, der kaiserliche Notar, hat es „im weißen Rosse" aufgenommen:

Vors Erst beuilcht er (Paracelsus) sein Leben / sterben / vnd arme Seel / in schutz vnd schirm Gottes Allmechtigen / vnzweifflicher hoffnung / der Ewig Barmhertzig Gott / werde das bitter Leiden / Marter vnd Sterben seines Aingebornen Sohns vnsers Hailigmachers Jhesu Christi / an jme armseligen Menschen nicht lassen vnfruchtpar noch verloren sein / Dann sein begrebnuß hat jhme gedachter Doctor allhie zu sanct Sebastian ennthalb der Pruckhen außerwehlt / Man soll jhme auch in der Pfarrkirchen / wie alt breuchig / mit Ersten / Sibendt / vnd Dreyssigsten besingen / vnd zu allen dreyen Besingnussen / ainem jeden armen Menschen vor der Kirchen / auff die hand einen Pfenning geben / vnd verthailen lassen ...

Das war der Ausklang eines Lebens, das vor einundzwanzig Jahren hier in Salzburg, in kühnem Mut und mit dem Trotz des Wegesuchers ausgebrochen war: wider das unnütz Kirchengehen, üppige Feiern, vergebens Beten und Fasten, Almosen geben, Opfern, Zehnten, Beifall, Dreißigsten, Jahrzeit, und das vor einem halben Jahr noch gegen die Priester eifern konnte, die sich von Toten nähren und auf den Kirchhöfen ihre Wohnung haben, — der freilich in dieser Eiferschrift sich gegen jene „freien Christen", denen er einmal nachgefolgt war, wandte, denn Römische, Lutheraner, Zwinglische und Täufer sind ihm nun nur noch viererlei Hosen eines Tuches. Doch dieses sein Eifern war ja auch schon die erste und wichtigste Station auf einem Wege, der ihn vielleicht zurück zu seinem ersten Kinderglauben führte, zurück zur Kirche, deren Begräbnisritual er sich wünscht.

Das war der Ausklang —

Aber es war schon nicht mehr Paracelsus, es war schon ein halb Toter, der das mit schwacher Stimme gutgeheißen hat, der „schwachs Leibs, an einem Raißbetl sitzendt", dieses Testament geschehen ließ. Ein Müder, dem, was gewesen ist, allmählich aus den Händen sinkt. Ein Mann, der schon seit Jahren stirbt, wie sein Verstummen uns bewiesen hat.

Die Reformation? — Wo blieb die große Reformation?

Der deutsche Kaiser treibt zu einem neuen Krieg mit Frankreich; französische Gesandte an die Pforte werden im Mailändischen hingemordet, Frankreich langt über den Rhein und mischt sich in die klevesche Frage, der Sultan bricht jach in Ungarn ein und er bemächtigt sich Budapests, der deutsche Kaiser wird in Algier auf

das Haupt geschlagen, — im Reich verliert er gegen die Evangelischen seine Position; Calvin bemächtigt sich Genfs, der Wittenberger wird allmählich alt, wer weiß im Reiche, daß in Salzburg einer in der Armut stirbt, vom Reiten zu Kranken und von einer Siechen- an die andere Siechenstatt ermüdet, verlästert als Magier und als törichter Alchymist verlacht, gehetzt von seinen Kollegen, die ihn nicht mehr zu Worte kommen lassen, ein Mann, der keine Sünde kannte als die gegen den heiligen Geist, und der dem Geiste diente, wie sein immer unruhiges Herz ihn trieb, ein Mann, der sich an Stumpfheit und an Sturheit wund gerieben hat, ein Mann, der, weil er seinen eigenen Weg gegangen ist und niemals von ihm abwich, zu den Narren zu zählen schien und der gerade darum reformator philosophiae wurde.

Das alterius non sit qui suus esse potest hatte dennoch seine Frucht getragen.

Nachweise und Anmerkungen

Über Paracelsus ist in den letzten Jahrzehnten, nachdem Karl Sudhoff die Wege geebnet hat, viel geschrieben worden; Berufene und Unberufene meldeten sich zu Wort. Paracelsus aber erschließt sich noch immer nicht so leicht, wie es wohl scheinen mag; er will erarbeitet und errungen sein. Arbeiten wie etwa die Gundolfs, der die Hartmannsche Biographie in seine Sprache umschrieb, ohne je in die Arbeit an Paracelsus eingetreten zu sein, können nichts nützen, und ehe nicht eine lange geduldige Forschung vorangegangen ist, gereichen sie nur zu Schaden.

Jede Arbeit an Paracelsus muß von seinem Werk ausgehen; so wunderlich es scheint, dies Selbstverständliche zu betonen, so notwendig ist es noch immer, wie ich eben zeigte. Das philosophisch-medizinische Werk liegt uns in den immer noch wertvollen Ausgaben durch Johannes Huser und in neuer Gestalt durch Karl Sudhoff vor. Johannes Huser hat 1589 in Basel in zehn Quartbänden, dem 1605 in Straßburg ein Folioband „Chirurgischer Bücher und Schriften" folgte, alles Nichttheologische auf für seine Zeit mustergültige Weise vorgelegt. Wie er, ging Sudhoff, nur mit umfassenderer Kenntnis des Materiales auf die Quellen zurück, und seine Ausgabe „Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, Sämtliche Werke. I. Abtlg. Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften" liegt in 14 starken Bänden vor; sie begann 1922 zu erscheinen. Das theologische Schriftwerk oder die 2. Abtlg. dieser Ausgabe ist nicht über den ersten Band gediehen, der eine unfertige Ausgabe einzelner Traktate der Vita beata durch Matthießen enthielt. Sudhoff selbst bezeichnete ihn als erneuerungsbedürftig. Eine Ausgabe der alten Drucke Paracelsi im Verlage Keiper, Berlin, bereite ich vor; der erste Band, ein Neudruck der paracelsischen Schriften in der „Philosophia mystica", ist erschienen.

Sudhoff und Matthießen haben die Schrift und die Sprache ihrer

Drucke normalisiert. Ich halte diesen Versuch, der auch vor den Schriften nicht halt macht, die unter Paracelsi Augen gedruckt wurden, für bedenklich, und habe infolgedessen in der vorstehenden Lebensbeschreibung die paracelsischen Texte schrifthochdeutsch wiedergegeben, da diese Mundart Paracelsus sicher nicht ferner steht als jene künstliche alemannische der Ausgabe.

Der Sudhoffschen Textausgabe gingen seine zwei Hefte „Paracelsusforschungen" und, ursprünglich als deren drittes Heft (Aberle 31, 182) geplant, der wichtige „Versuch einer Kritik der Echtheit der paracelsischen Schriften" voran, der im 1. Bande eine Bibliographie der Drucke und im 2. Bande eine Beschreibung samt Auszügen der Paracelsushandschriften gab, das Handschriftenverzeichnis wurde im 1. Bande der Ausgabe der „Werke" ergänzt. Gleichzeitig etwa mit Sudhoff ging Aberle ans Werk, der von der Untersuchung des Grabmales, der Bilder und der sterblichen Überreste Paracelsi ausging, und eine Fülle lokalhistorischer Details beibrachte.

Auf Grund dieser Vorarbeiten entstanden die beiden, noch heute brauchbaren Biographien von Hartmann und Strunz. Die große Paracelsusbiographie, die Sudhoff hat schreiben wollen, ist leider nie erschienen. Seine Abschlagszahlung, „Paracelsus, ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance" ist als der Entwurf, den ein großer Paracelsusforscher vorlegte, wichtig; leider verraten kleine Trübungen das Müdewerden des Forschers und sein Hinüberneigen in das Schattenreich. Karl Bittel hat die Arbeit an Paracelsi Biographie mit Glück aufgenommen.

Es ist nicht die Aufgabe einer Lebensbeschreibung, Paracelsi Denkwelt darzustellen, sie darf aber auf die Darstellungen derselben hinweisen. Außer gelegentlichen Aufsätzen, die der erste und einzige Band der Acta Paracelsica enthält, sind hier Strunz „Paracelsus, Idee und Problem seiner Weltanschauung" und v. Waltershausen, „Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte" zu nennen. Die Bedeutung der paracelsischen Philosophie für das Aufgehen und die Entwicklung der deutschen Pansophie hat Peuckerts „Pansophie" ausführlich dargestellt. Eine ganz knappe Skizze gab Peuckert bei Strunz 2, 24—26; vgl. auch Peuckert im „Zwanzigsten Jahrhundert", September 1941.

Den Versuch, über ausgewählte paracelsische Texte in ihn einzuführen, stellt Peuckerts Lesebuch „Paracelsus, Die Geheimnisse"

dar. Es setzt mit Paracelsi Prinzipien- und Elementenlehre ein, gibt im Anschluß daran seine Kosmologie und Anthropologie, und führt in drei großen Kapiteln die philosophia communis, philosophia adepta und philosophia adepta coelestis vor, die in einer Darstellung des Systems seiner Philosophie in ihren Beziehungen und ihrer Ordnung sichtbar werden. Dieses „Lesebuch" ist als eine Anleitung zum Lesenlernen der paracelsischen Schriften und eine Ergänzung der hier vorliegenden Lebensbeschreibung gedacht. Eine Darstellung der Gestalt Paracelsi in der deutschen Volkssage bereitet Peuckert vor. Sie ist durch den Paracelsus vorgeformt worden, den Peuckert in seinem „Volksbuch" „Leben, Künste und Meinungen des viel beschrieenen Theophrastus Paracelsus von Hohenheim" Jena 1928 gab.

Ich zitiere die Texte nach der Sudhoffschen Ausgabe, und zwar wird Band und Seite angegeben (12,7 = Band 12, Seite 7), die theologischen Texte der alten Drucke nach den im Text angegebenen Titeln.

Aberle: Aberle, Grab-Denkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus: Mitteilungen d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde Band 27. 29. 31; Aberle II = Ders., Theophrastus Paracelsus u. dessen Überreste: Ebd. 18 (1878), 186—247.

Achelis: s. S. 412 und S. 439.

Acta Paracelsica Bd. I (alles, was erschienen) 1930—1932.

Bittel: s. unt. 409. 432. 434 ff. 440. 444. 446. 453. 456.

Hartmann: R. Julius Hartmann, Theophrast von Hohenheim. Stuttgart 1904.

Leben: Karl Sudhoff, Paracelsus. Ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance. Leipzig 1936.

Lesebuch: Will - Erich Peuckert, Paracelsus. Die Geheimnisse. Leipzig 1941 (Reihe Dieterich).

Lindroth: s. unt. 410. 411. 423.

Paracelsusforschungen: Eduard Schubert u. Karl Sudhoff, Paracelsusforschungen. H. 1. 2. Frankfurt a. M. 1887. 1889.

Peuckert, Pansophie: Will-Erich Peuckert, Pansophie. Stuttgart 1936.

S.: Karl Sudhoff, Versuch einer Kritik der Echtheit der paracelsischen Schriften. I. Bibliographia Paracelsica. Berlin 1894; II. Paracelsus-Handschriften. Berlin 1899.

Sticker: Georg Sticker, Paracelsus. Ein Lebensbild. (Nova acta Leopoldina NF. Bd. 10 Nr. 66) Halle 1941.

Strunz I: Franz Strunz, Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Jena 1903.

Strunz II: Paracelsus-Sonderheft der „Pause", hsgb. von Franz Strunz. Wien 1941.

Strunz Idee: Franz Strunz, Theophrastus Paracelsus. Idee und Problem seiner Weltanschauung. Salzburg 1937.

Waltershausen: Bodo Sartorius Freiherr v. Waltershausen, Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte (Forschungen z. Gesch. d. Philosophie u. d. Pädagogik H. 16) Leipzig 1936.

Das Kind Europas

Für das allgemeine Zeitbild vgl. Willy Andreas, Deutschland vor der Reformation 1932; J. Huizinga, Herbst des Mittelalters 1924; Rudolf Stadelmann, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters 1929; Karl Eder, Deutsche Geisteswende zwischen Mitttelalter und Neuzeit 1937; Gerhard Ritter, Die geistigen Ursachen der Reformation: Zeitwende 7 (1931, 1 ff.); Will-Erich Peuckert, Pansophie 1936; Strunz, Idee Kap. 2.

Untergangsstimmung: Stadelmann; Will-Erich Peuckert, Sebastian Franck 1942; A. Warburg, Gesammelte Schriften 2 (1932), 483 ff = Warburg, Heidnisch-antike Weissagung in Wort und Bild zu Luthers Zeit; Peuckert s. v. „Weissagung" in Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch d. dtsch. Aberglaubens.

Seite 2: Unsere Männlichkeit: P., Von den wunderbarlichen übernatürlichen zeychen 1534: 9, 429 ff.

Seite 4: Pfarrer v. Münzbach: Eder 118. — 4: Cues: Stadelmann 53 Anm. I.; Agrippa: Ebd. 86.

Seite 7: Kulturwende: Die Deutung des 15. Jhs. als Umbruchzeit zwischen zwei Kulturen habe ich in meinem Umbruchbuch, das demnächst bei Goverts, Hamburg, erscheint, gegeben.

Für die Frage des Übergangsmenschen Paracelsus s. auch Strunz. Idee 35 ff. und ders., Paracelsus zwischen den Zeiten. Acta Paracelsica I (1930).

Seite 14: Über Geburtstag u. -ort: zusammenf.: Bittel, Zum 450. Geburtstag: Hippokrates 1943, 618 ff.; doch vgl. zu Bittel oben S. 399 f. Das Geburtshaus: Aberle 27, 23 f. Die Latinisierung des Namens Einsiedeln ergab Eremita, welche Herkunftsbezeichnung P. auch führte. Spangenbergks Adelsspiegel (1594. II, 91) verstand das falsch, und machte P. zu einem Mönch Eremiter-Ordens, der sich darnach für einen Arzt ausgab: Aberle 27, 26. Zu Einsiedeln: Aberle I 223.

v. Helmont, Tartari historia. Opera 1682, 222 macht P. zu einem natürlichen Sohn eines Deutschmeisters aus der Familie der Bombaste von Hohenheim: Aberle 27, 27 f. Michael Toxites im Vorwort zum „Testamentum Philippi Theophrastus Paracelsi... Straßburg 1574" Bl. AvA erzählt: „Weiland der hochwürigest Fürst vnd Herr / herr Georg des Johanniter ordens Maister zu Haiterßheim im Breißgew / hat vor ehrlichen leuten vom Adel bekennt / dz Theophrasti Vatter / herr Wilhelm genannt / seiner Fürstlichen gnaden vatters bruders Sohn gewesen / doch ausserhalb der ehe geborn / habe sich wol gehalten / fleissig studiert / und Licentiatus medicinae worden. Diser herr Wilhelm hat sich zu Einsidlen verheurat mit einer ehrlichen Person / dem Apt daselbst / oberkait halben zugehörig / mit welcher er Theophrastum Paracelsum im ehelichen standt erzeugt hat." Da haben wir also die Quelle, aus welcher die Sage von Paracelsi unehelicher Geburt geflossen ist. Besthaupt aus Erbe: s. u. S. 470 ff.

Seite 15: Wassernot 1499: Philosophia sagax: 12, 216. In Tannenzapfen: Sieben Defensiones: 11, 151 f. u. oben 391. Vgl. Strunz Idee 18. In großer Armut: S. 2, 406.

Seite 16: Über die elterlichen Familien: Leben 11 ff.; Strunz, Idee 14 f.; Bittel, Zur Genealogie der Bombaste von Hohenheim: Münch. Med. Wochenschr. 1942, 359 ff. — Name Theophrastus: Eine ähnliche Bemerkung bereits bei Sudhoff, Paracelsusforschungen 2, 42, s. auch Strunz, Idee 15 f. Über das Ansehen, dessen sich Theophratus damals erfreute, unterrichtet ein Blick auf das betr. Kapitel in Seb. Francks Geschichtsbibel 1531, Fol. 243 A.

Seite 17: Wilhelm v. Hohenheim in Villach: Widmung an die Kärntner Stände 1538: 11, 4 f. Als Wohnung wird das Haus Hauptplatz Nr. 18 angegeben: Aberle 27, 40. Von seiner reichen Büchersammlung ist später oft die Rede (v. Helmont, Tartari historia

1682), aber gleichzeitige Nachrichten fehlen. Nur Hartmann 9 f. bezieht die bekannte Stelle (oben St. 18) auf des Vaters Bibliothek. Den Vater positiv beurteilt Strunz, Idee 16 f.; als dunklen Ehrenmann: S. 2, 185. Adepta philosophia: Vgl. Peuckert: Adepta philosophia und Paracelsus: S. Fischers Neue Rundschau. Sept. 1941. — Gleicherweise wie: Phil. sagax: 12, 98.

Seite 18: Von Kindheit auf: Gr. Wundarznei: 10, 354. Sticker 69 bezieht das Bekenntnis merkwürdigerweise auf die Kunst, Wunden zu heilen. Die philosophi haben langem Leben nachgedacht: Ebd. 10, 352.

Seite 19: Sie haben aber: Ebd. — In dem Suchen: Ebd. 352 ff.

Seite 21: Erstlich von Wilh. v. Hohenheim: Gr. Wundarzeni 10, 354. Abt v. Sponheim: Leben 13 f. Sudhoffs Vermutung will mir, je länger je zweifelhafter erscheinen. Nichts spricht für einen Bruno v. Sponheim als Adepten, während diese Kennzeichnung für Trithemius, den Abt von Sponheim, charakteristisch ist. Unklar: Sticker 11, wo es scheint, als habe dieser von Sudhoff entdeckte Abt des 12. Jh. Paracelsus im Latein unterrichtet. Sigmund Fueger: s. S. 99 u. Anm. — Settgach, nach Sudh. in I 10, 686 Seckau.

Seite 22: In Kärnten Arznei: Chronica dieses Lands Kärnten: 11, 13. Die gar alten scarteklein: Gr. Wundarznei: 10, 353.

Seite 23: Gleicherweise wie der philosophus communis: Phil. sagax: 12, 98.

Lernen

Seite 24: Latein im Lavanttal gelernt: Leben 13. Einen Aufenthalt in Tirol setzt vor Ferrara Sticker 11 ff., ich weiß nicht, nach welchen Quellen.

Seite 25: Ferrara: Leben 14. P. spottet öfters darüber, daß ein 24jähriger Doktor werde; man kann daraus schließen, daß dies etwa sein Alter war, als er doktorierte. Wir kämen damit auf ca. 1517; vgl. Gr. Wundarznei 10, 378 f. Sticker 15 läßt ihn mit etwa zwanzig Jahren Ferrara verlassen. Gab es so junge Doktores, wenn Paracelsus einen 24jährigen als zu jung empfindet? — Anatomisches Gewölbe: ob. 187, vgl. auch zur Anatomia Italorum I 2, 325. — Medizin eines Arztes bedürftig: Brief Wolfgang Thalhausers von Augsburg: Gr. Wundarznei: 11, 12 ff. — Menardus damals in Ungarn: Lindroth: Lychnos 1942, 417 f. (nach Janus

1929). — Hoben Schul nicht eine kl. Zier: Spitalbuch Vorrede: 7, 373. — Der alten Skribenten Bücher mit Fleiß: Hartmann 14.

Seite 26: Galen auswendig: Hartman 14 nach M. B. Lessing, Paracelsus 1839, 16. Aphorismen des Hippocrat: vgl. den Abdruck 4, 491—546; Macer: 3, 381—424.

Seite 27: Hab also die hohen Schulen: Vorrede z. Gr. Wundarznei: 11, 19 f. Vgl. auch die Vorrede z. Spitalbuch. Nostradami adeptische Qualität: Peuckert s. v. in Bächtold-Stäublis Handwöterbuch d. dtsch. Aberglaubens. — Weiter gewandert: Gr. Wundarznei, Vorrede: 11, 10 f.

Seite 28: Im Spitalbuch: 7, 374. Stockholm: Gr. Wundarznei, 10, 96; Sten Lindroth, Paracelsismen i Sverige 1943, 31 ff. — Daß er in Upsala war, ist mir nicht so sicher, wie man meist annimmt.

Seite 29: Weg durch Preußen und Polen: Peuckert, Paracelsus in Polen: Krakauer Zeitung 7. u. 9. XI. 1943; durch Schlesien: Peuckert, Paracelsus in Schlesien: Liegnitzer Tagebl. 13. XI. 1943. Danzig und Wilden: Von Blattern, Lähme: 6. 430; De morbo gallico: 6, 180 = oben S. 176. Sudhoff, Paracelsusforschungen 2, 49 Anm. 1 denkt dabei an eine Disputation. — Moskau und Konstantinopel werden in der Fama ebenfalls als Reiseziele genannt: Hartmann 27. Strunz, Idee 19 hält den Aufenthalt für erwiesen. Griechisch-Weißenburg: Gr. Wundarznei: 10, 96. — Zengg: Ebd. 10, 178. — In Krabaten (Kroatien): Ebd. 10, 96.

Seite 30: Vened. Krieg: Spitalbuch: 7, 374. — Rhodos: Ebd. Vgl. Hartmann 26 f. Friaul: Gr. Wundarznei: 10, 31. Romanei: Spitalbuch: 7, 374. — Loretto: Gr. Wundarznei: 10, 178. — Asien u. Afrika: Buch v. d. tartar. Krankheiten: 11, 26.

Seite 31: Siebenbürgen: Von Blattern, Lähme: 6, 329 f. Dagegen setzt Sticker 17 nur eine lange Wanderung und Rückkehr 1523. Der Medikus lernt und erfährt nicht alles: Philosophia occulta. Gr. Wundarznei, Vorrede: 10, 20.

Seite 32: Ich hab auch gesehen Teufelsbeschwörer: Gr. Wundarznei: 10, 96. — Salben b. Bauern: Ebd. 10, 107. — Vielerlei Künst: Ebd. 10, 115. — Nicht laß dich entsetzen: 10, 349. Ich hab einen Bauern gesehen: Gr. Wundarznei: 10, 73 f.

Seite 33: Ich habe im Niederland: Spitalbuch: 7, 374.

Seite 34: Ich hab ihre Prozeß: Gr. Wundarznei: 10, 222. — Ich hab die hohen Schulen erfahren: Ebd. 10, 19 f.

Seite 35: Wilhelmus v. Hohenheim: Ebd. 10, 354.

Seite 36: Agrippa v. Nettesheim, De occulta philosophia; ich zitiere nach „Heinrich Cornelius Agrippas von Nettesheim Magische Werke" 1921 Berlin, abgekürzt: Agrippa. — In Luft gehüllt: Agrippa 3, 122. — Die guten Dämonen: Ebd. 3, 124.

Seite 37: Wilhelmus v. Hohenheim: Gr. Wundarznei: 10, 354. Zum hermetischen, neuplatonischen Paracelsus ausführlich: Peuckert, Pansophie 202—274: dagegen Strunz, Idee 94 ff. Die Welt ist dreifach: Agrippa 1, 41 f.

Seite 38: Es liege eine Kraft: Ebd. 1, 96. Der Archetypus enthält: Ebd. 1, 79. — Die Platoniker behaupten: Ebd. 1, 86 f. — Die Akademiker behaupten: Ebd. 1, 174.

Seite 39: Untere unter Einfluß des Oberen: vgl. Agrippa 1, 128. Unter den Elementen: Ebd. 1, 133 ff. gekürzt.

Seite 41: Es herrscht in der Natur: 1, 177.

Seite 42: Alle Zeugungs- und Samenkraft: Ebd. 1, 100 f. — Einige Theologen: Ebd. 1, 294 f.

Seite 43: Wie man von d. Arabern weiß: Agrippa 1, 129.

Seite 45: Der Mensch heißt daher: Agrippa 3, 200; vgl. die Geschichte dieser Lehre: Strunz, Idee 211; vgl. auch Sebastian Franck, Geschichts-Bibel 1531 fol. b 4 A. — Volumen Paramirum: 1, 163—239. Von Sudhoff, vgl. Paracelsusforschungen, anfänglich in die Nähe des Opus Paramirum gerückt, jetzt worin ihm beizustimmen ist, in die Frühzeit gesetzt. Übereinstimmend mit Sudhoffs Ausgabe — s. o. — hat Joh. Daniel Achelis, „Paracelsus Volumen Paramirum (Von Krankheit und gesundem Leben" 1928 herausgegeben und erläutert. Seine Erläuterung trägt m. E. zu viel von unserer Denkweise und von unserm Suchen in den paracelsischen Text. Doch vgl. Ramsauer: N.S. Monatshefte 147, 56 f. — Die erste Facultas: Vol. Paramirum: 1, 167 f.

Seite 46: Aber ihr sollt nit denken: Ebd. 1, 170. — Wiewohl ihr euch gründet: Ebd. 1, 170.

Seite 47: Ihr sollt nit denken: Ebd. — Merket daß fünf entia: Ebd. 1, 171. — Das ens ist: Ebd. 1, 172. — Ihr habt eine Krankheit: Ebd. 1, 171.

Seite 49: Ein solches Medium: Agrippa 1, 99. — Nun merkt: Bruchstücke zum Vol. Paramirum: 1, 236. — Der Mensch muß haben: Ebd. 1, 237.

Seite 50: Die Luft kommt: Vol. Paramirum: 1, 183. — Die astra oder Sterne haben: Ebd. 1, 184.

Seite 51: Wäre der Ochs: Ebd. 1, 200. — Alle Ding, die geschaffen sind: Ebd. 1, 185. — Wir wollen uns: Ebd. 1, 202; s. auch Strunz. Idee 211. — Der Himmel ist ein Geist: Vol. Par. 1, 236.

Seite 52: Ihr wißt die Läufe: Vol. Paramirum: 1, 203 f.

Seite 53: Das Herz ist die Sonne: Ebd. 1, 208 f.

Seite 54: Wie Venus: Ebd. 1, 208. — Aber hie die Elemente: Ebd. 1, 210 f.

Seite 55: Ens ist: Ebd. 1, 172.

Seite 56: Ein Kind wird geboren: Ebd. 1, 206. — Darauf geben wir euch: Ebd. 1, 207.

Die Zeit der Heimkehr

Seite 57: Elf Tractat. Der Titel stammt von Sudhoff. In der Handschrift lautete ihr Titel wohl: De podagricis et aliis decem morbis; im ersten Druck 1564: Des Hochgelerten vnd Hocherfarnen Herren Theophrasti Paracelsi von Hohenheim / beider Artzney Doctoris, etliche tractaten... Cöln. 1564. Sudhoffs Ausgabe: 1, 1—161. — Drei Prinzipienlehre: Tract.: 1, 12. 66. 143 f. —

Darum so wisset: Ebd. 1, 145. So einer will ein Stadtarzt: Ebd. 1, 150 f.

Seite 59: Der Erden sind zwo: 1, 4. — Also ist der Himmel: 1, 4.

Seite 60: potentia und virtus: 1, 26. — Denn der Leib des Menschen: 1, 25. — Gleicherweise wie der Regen: 1, 4. — Eine Sonne ist im Leib: 1, 27. Die Kolik nimmt seinen Ursprung: 1, 63. — Ihr sollt wissen, daß der Schlag: 1, 83 f.

Seite 61: Eine Geburt ist da: 1, 84. Es liegt nit daran: 1, 57.

Seite 62: Drumm wisset: 1, 78. — Woraus soll der Arzt reden: 1, 52.

Seite 63: In gleicher Weise; vgl. 1, 12. 153 ff. Gleicherweise jetzt wachsen die Violen: 1, 59.

Seite 64: Der die Humores purgieren will: 1, 18. Zur Humorlehre s. auch 1, 114. — Man sagt von Poeten: 1, 40. — Vom Namen der Wassersucht: 1, 21. —

Seite 65: Drum habt acht die Krankheiten zu scheiden: 1, 40.

Buch von der Gebärung der empfindlichen Dinge in der Vernunft. Vereint mit „De generatione hominis": Sudh. Ausgabe 1,

241—306. — Gott, der alle Dinge: Gebär.: 1, 254. — Gott hat den Menschen hoch: Ebd. 1, 253.

Seite 66: Gott hat die beiden geschaffen: Ebd. 1, 254. — Die Frau ist auch also: Ebd. 1, 255. — So nun der Mensch es verhengt: Ebd. 1, 258. — Der Same nun: Ebd. 1, 259. —

Seite 67: So zieht die Matrix: Ebd. 1, 261. — Nachdem die Natur d. Samen: Ebd. 1, 271. —

Seite 68: Zum sexuellen Leben Paracelsi verweise ich auf Sudhoff, Paracelsusforschungen 127 f.; Aberle I 233; 241.

Über Paracelsi Kastratentum schreibt v. Murr 182: Es betraf 1497 oder 1498 den vier- bis fünfjährigen Knaben ein großes Unglück, — er wurde von einem Schwein kombabisiert. — Der Knabe setzte sich notwendiger Ursachen wegen an einen Misthaufen im Hofe der Wohnung seines Vaters im Dorfe Gaiß. Ein Schwein kam dahinter her und schnappte nach mehrerem, als es hätte schnappen sollen. Mit genauer Not heilte der jammernde Vater die Wunden... Ich las wirklich dieses erzählt in einem Brief Theodor Zwingers unter den Gottfried Thomasiusischen Handschriften. Erast bestätigt die Hauptsache, wiewohl mit anderen Nebenumständen (Th. Erastus Disputat. de medicina nova Phil. Paracelsi 1572. P. I. pag. 237): In Carinthia, narratum mihi est, exspectos ei testes fuisse a milite dum anseres pasceret. — Eunuchum fuisse, cum alia multa, tum facies indicant: et quod Oporino teste, feminas prorsus despexit. — Boerhave (Elem. chem. I 24) schreibt zwar: Triennem sus castrasse dicitur; eunuchus inde habitus; ubique sane acrem se mulieribus inimicum gessit; setzt aber noch hinzu: effigies tamen uiri ad uiuum expressa pingit barbatum.

Sudhoff, Paracelsusforschgn. 2, 127 f.; Hohenheim mußte eben (von seinen Feinden) in den Schmutz gezogen werden, und weil man ihm im Dienste der Venus nichts vorwerfen konnte, trotzdem sein Leben so offen vor aller Augen lag, hat man ihn echt diabolisch zum Kastraten gestempelt. Note: Man hat die albernsten, geradezu unglaublichsten Kastrationsgeschichten erfunden, um ihn auch in dieser Hinsicht herabzusetzen. Der Heidelberger Professor Thomas Erastus entblödete sich nicht, diese Albernheiten in seinem vierbändigen Werk gegen Paracelsus ebenfalls aufzutischen, um Studenten und Ärzte gegen die paracelsische Philosophie und medizinischen Lehren einzunehmen! — Ist es denn nur irgend

wahrscheinlich, daß der Mann ein Kastrat war, der auf dem St. Galler Ölbilde (1529) einen Vollbart zeigt und mehrfach betont, daß er der Venus nicht zugetan war (vgl. Forschungen 1, 62 und die Sterzinger Pestschrift): ein Eunuch hätte diesen verfänglichen Punkt gewiß mit verschämtem Stillschweigen übergangen und — daß Paracelsus unbeweibt blieb, hatte wahrscheinlich viel tiefer liegende Gründe, als der bibelkundige Mann, dem das Heiraten damals mit zur reinen Lehre gehörte, kund zu tun für gut fand. — Auf welcher Strecke seines langen Wanderlebens Hohenheim hätte zur Hochzeit schreiten sollen, hat keiner seiner Hohnsprecher bisher angegeben.

Eine Schwindlerin hat den nicht unschlauen Gedanken gehabt, sich der Bekanntschaft mit einem natürlichen Sohn Theophrasts, dem Grafen Karl von Oettingen, zu rühmen: A. Rhamm, die betrüglichen Goldmacher am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig. Wolfenbüttel 1883, 15.

Seite 69: Ein so fröhliches Mensch: Generatione: 1, 279. Vgl. dazu Luthers Tischreden (Weim. Ausg. 5, 200) Nr. 5505 u. 6096. — So wir wären ein theologus: Gebär.: 1, 257.

Salzburg

Seite 70: Zum Salzburger Aufenthalt: F. Martin in den Mitteilungen d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskd. 85 (1918); Strunz 2, 11 ff.; P. wohnte damals Pfeifergasse Nr. 11. — Kommentar Matth. 10: S. 2, 510 f. — Es sind dativische Christen: Ebd. — Kommentar Matth. 1—5: S. 2, 238 ff.

Seite 71: Die Todesstrafe: Ebd. 243. — Den christlichen Brüdern Mart. Luthero: S. 2, 236 f. 788.

Seite 72: Salzburger Aufruhr: Sebastian Franck, Chronica / Zeytbuch vnd geschycht bibel 1531 Fol. 235 R. Vgl. auch Leist, Quellenbeiträge z. Geschichte d. Bauern-Aufruhrs in Salzburg 1525 und 1526: Mittlgn. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskd. 27 (1887), 299; s. auch ebd. 368. 370.

Seite 73: Liber de honestis utrisque divitiis: II 1, 253.

Salzburger Zeit und Flucht: Leben 16 f.

Über Paracelsi „Flucht" berichtet eine von Martin (Mittlgn. d. Ges. f. Salzburg. Landskd. 58, 1918, 23 ff.) mitgeteilte Urkunde aus dem Archiv des ehemaligen Augustiner-Eremitenklosters Mülln: Anno eintausend funfhundert sechs und zwanzig an frey-

tag nach sanct Georgentag (27. April) ist auf Begehren des fürnemen weisen Michael Seznagl, Hofgerichtsschreiber hie zu Salzburg, die nachfolgunt Varnus, so dem ehrwürdigen hochgelehrten Herrn Doctor Theophrastus zugehört, der sein Bstandherberg in Wolfgangen Buchlers Behausung bey der Kumpfmüll gehabt hat und in demnächst vergangen Kriegslauffen weggezogen ist, beschriben worden in Beyseyn der erbern Christophen Risen, Wirt, Hansen und Wolfgangen der Räpl, al(l)s Burger zu Salzburg, und Mathäusen Bromstorffer, Stadtamtmann.

In dem Stübl: Zwey Feuerbänck
Ein Contrefait-Tüchl an der Wand
Des Doctor Bildnus
Auf einer Stelle 31 Bücher glein und groß und etlich uneingebunden Sextern
Zwey Trinck-Gläsßer
Ein messinger Stock-Leuchter.

In einem Kästl: 4 messingen Bichsen und 5 Glässer. dann etlich Salm und Wasser zu der Arzney
Item zwey Salm zu pflastern, seynd zwey große Stück.

An der Wand: Ein Jungfrauen Angesicht auf einem Tüchl gemahlt
Ein Reißer
Auf einem Brief ein gemahlet Wappen.

Ein kleines hülzen Astrologium ist zerbrochen gefunden.
Zwey Sporn.

Item die vorgemelten Bücher, die zwey Salm und anders vorgeschribens seynd in ein Trücherl geleget worden und vorgemelter Amtmann hat sein Petschaft darfür gedruckt.

In der Kammer gegen den Stübl über:
Ein Tischl
Ein Vogl-Rohr
Ein lehre Truchen
Etlich alte Glässer, Büchsen und Scherm
Auf einem kleinen Pergament der Zirckl der Welt, auch Sonn und Mond gemahlet.

Item obgemelter Christoph Riß zeigt an, als bestimter Doctor weggezochen, habe er seiner Mutter, der Rißin, die Schlüßl zu seiner Herber zu behalten geben, und nachdem er aber in der vergangen Aufruhr sogleich gestanden, hab er Riß dem Doctor

zu Gut seine Kleider in sein Rißenbehausung als zu sicherer Verwahrung behaltnusweiß bringen lassen in Beyseyn obbenannter Hansen und Wolfgangen den Räpl, als Zeugen darzu erbetten. Gemelter Doctor seye ihme auch an der Zehrung noch ein Summa Geld zu thun, wolle er auch hiemit gemeld haben und zu gelegner Zeit anzeigen und hat die Kleider benent wie hernach steht:

Item ein leberfarber Rock mit aichhornen Futter unterzochen.
Item ein schwarz chamalotener Rock mit schwarz Kröpfen gefüttert.
Item ein leberfarber einfacher chamalotener Wappenrock.
Item ein damastenes Brüstl mit schwarz Kröpfen unterfudert, vorn mit Marder-Keln.
Item ein Madembalg, den haben die Schaben verderbt.

Diese Kleider hat er Riß noch bey seinen Handen behaltnusweiß bis auf fernern Befehl.

Seite 74: Von der heyligen Dryvaltigkheit: S. 2, 543 f. und 603 (345 ff.). — Libellus de virgine: Ebd. 2, 543 (295 ff.). Der Sohn ist geboren: S. 2, 347.

Seite 75: Es ist euch gut wissend: Ebd. 2, 345 f. — Meinen lieben Freunden: Ebd. 2, 296 f.

Seite 77: Der erregte Polemiker: vgl. Strunz, Idee 86 f.

Seite 78: Keinen rechten Christen gesehen: S. 2, 510 f. De septem punctis, vgl. Strunz, Idee 170 f. Gegner der Zeremonien: Waltershausen 16 f. — Euer täglich Widerbellen: Ebd. 2, 333 ff.

Zu der Klage über die relig. Dispute in den Schenken vgl. Schwenckfeld: Karl Ecke, Schwenckfeld, Luther u. d. Gedanke einer apostolischen Reformation 1911, 61 f.

Seite 80: Ihr klaget fast und sehr: S. 2, 335.

Seite 81: Ihr zeiht uns: Ebd. 335 f. — Ecclesia ist eine Mauer: Ebd. 338.

Seite 82: Die Kirche heißt auf Latein: Ebd. 338. Zur ‚catolica'. Vgl. Schwenckfeld, bei Ecke 100.

Ich trage, um die Nähe Paracelsi zu den „Täufern" sichtbar zu machen, zwei täuferische Bekenntnisse bei, und verweise sonst auf meinen „Sebastian Franck".

Die Täufer aus Steier und Freistadt O. Österreich lehrten 1527: ... Ir Bruederschafft sey die cristenlich Gemaindt, oder die gemaindt gottes, vnnd die anndern ausserhalb Irer Bruederschafft seyen die gottlosen.

Khainer soll aigenes haben, sonder alle Ding Inen gemain sein.

Inen sey verpoten in die kirchen zu geen, Bues, predig oder anndere ampter innzehaben.

Auf geldmessen sey nichts zu halten.

Die Todten, heiligen mugen nit fürpitter sein, noch vnns Erschiehhen (?) bey got, die lebendigen Heiligen seyen Brueder vnnd Schwester Iner Bruederschafft vnnd christenlichen Gemaind, die sollen vnd mägen für ainander pitten vnd gnad erwerben.

Die peucht der Briester in der Kirchen sey nichts, aber ain yeder mag dem anndern sein sindt peuchten vnd antzeigen, damit er Gott für In bitt.

Sy halten auch nits von den Siben Sacramenten.

Der Jüngst tag sey nachendt, alssdann werden sy mit Christo Regieren auf erden: Alexander Nicoladoni, Johannes Bünderlin 1893, 163.

Abgesehen von der Tauf- und Abendmahlslehre haben wir hier alles, was wir bei Paracelsus, teils in De septem punctis, teils in der Bußschrift der „Philosophia mystica", teils in den „unsichtbaren Krankheiten" finden. Die Nähe zu den Täufern ist also evident.

Noch deutlicher wird das, wenn man des Ambrosius Spitelmeyr von Linz Bekenntnis vergleicht:

Zum 19. geantwort (die vorhergehenden Antworten beziehen sich auf Herkunft, Reisen usw.): ein rechter crist, der ein crist mit namen und werckhen sein will, der soll gar nichts aygens haben, vnnd ob er gleich weyb kinder vnd gueter hat, soll er sich dermassen halten vnnd erzeigen, als ob er der kains hette.

20. Item sagt zum ersten artickhel: er halt, das die obrigkait, die jtzundt ist, von got sey aufgesetzt, aber nit jn got, dann wo recht cristen sein, so bedarff man khainer obrigkhait, so thut ein crist dem anndern, was im lieb ist...

21. Zum anndern sagt er: das die, so der obrigkhait von menschlicher forcht wegen das die seel vnnd das gewissen betriefft anhanngen, nit sylig konnen werden; allain sy thun dann den beuelh Christj, wie er sagt „verlaß wass dw hast vnd folg mir nach".

22. Zum dritten sagt er: das sathan oder gotlos gleich ein nam sey, darbey wirt verstanden, das die da leben nach wollüsten des leybs, die ghen nit ein jn das reich gottes, dann sy wurckhen vnd thun allhie buß; das ist buß gewurckht, wan sich ein mensch von

allen lüsten vnnd begierden des fleyschs abwendt, vnnd den alten Adam jn jm ausdilgt.

24. Item zum funfften artickhel sagt er: das dás jar, stund, weyl oder zeit, in welcher got der almechtig die welt straffen wirt, das wiß er nit; es wayß auch sein aingeborner son nit, aber zeychen haben wir, darbey wir erkhennen das endt der welt vnnd die zukhunfft des gerichts.

25. Zum sechsten sagt er: das die gotseyligen, die vorlengst gestorben sein, die wartten vnnd schlaffen jn dem herrn so lanng, biß zw dem tag des gerichts vnnd darnach werden sy aller erst den lon empfanngen, vnnd eynnemen des reych gottes hie auf dieser erden; aber hymel vnnd erdt wirt zw derselbigen zeit verneut werden.

26. Zum sibenden sagt er: wann wir zwgleich all cristen vnnd aynig wern in einem glauben vnd geist, sō hetten sy alle guter gleich vnd gemein.

28. Zum neunten artickhel: kain rechter crist ghe nicht müßig, sey auch kainer faul, es verlaß sich auch kainer auf den andern.

30. Zum aylfften vnd letzten sagt er: wann wir all cristen wern, so wurden wir all gleich arbaytten vnnd das prot in dem schweys vnnsers angesichts all gleich gewinnen.

Nicoladoni 227 ff. vgl. ebd. 51 ff.

Die Artikel schlagen so deutlich in die Traktate der Vita beata, daß es nicht verlohnt, Einzelheiten herauszuheben.

Von Rütiner wird in seinem Diarium (s. unten S. 451) Paracelsus I 124 A in Zusammenhang mit Sebastian Franck und Christian Endtfelder genannt. Sudhoff meint: das ist aber wohl nur zufällig. Daß irgend einmal in seinem Leben Beziehungen des Theophrastus zu den „Gemeinden" bestanden haben sollen, darüber ist uns keine Kunde zugekommen. Daß manche Männer aus dem Basler Kreise, in welchem Paracelsus verkehrte, Anhänger dieser Richtung gewesen seien, wie Keller (Ludw. Keller, Die Reformation und die Reformparteien 1885) wahrscheinlich zu machen sucht, wollen wir nur erwähnen: Paracelsusforschungen 2, 131.

Heut können wir Paracelsi geistige Nähe zu diesen Kreisen gewisser behaupten. Er hat sich von ihnen erst in den letzten Lebensjahren schroff entfernt.

Seite 85: Rottweil: 4, 276. Freiburg: Entwurf des Baseler Briefes: 4, 144. Tübingen: ebd. Hartmann 34 f. nimmt an, daß P. in Freiburg und Tübingen wie dann Straßburg versucht habe, Universitätslehrer zu werden. — Markgraf Philipp: Paragranum-Entwurf: 8, 34. Vgl. dazu Joh. Bolte, Jacob Freys Gartengesellschaft (Bibl. lit. Ver. Stuttgart 209), 251; Zimmersche Chronik (ed. Barack) 1, 513. Zur Redewendung mit dem Juden vgl. die ähnl. Kaiser Sigismunds: Paul Joachimsen, Gregor Heimburg 1889, 54. — Straßburg: Paracelsusforschgn. 2, 3; Leben 22. Von Str. sagt v. Murr 225: Allwo ich in Gesellschaft des seligen Professor Spielmanns im Jahre 1757 noch den Ort seines Laboratoriums sah; der Buchhändler Schmidt zeigte es uns oberhalb seines Ladens, vor der Neuen Kirche.

Seite 86: Engeldistel: Herbarius: 2, 38. — Herbarius: „Beschreibung Etlicher Kreüter auß dem Herbario Theophrasti Paracelsi" in den „Ettlichen Tractatus . . ." 1570 hrsg. von Toxites in Straßburg. — Ebenda erschien zum erstenmal das Buch „Von Natürlichen Dingen". Das erste Buch steht bei Huser in der 1589er Baseler Quartausgabe: 7, 61—108; das zweite 7, 109—232, in Sudhoffs Ausgabe das erste I 2, 1—57, das zweite 2, 59—176; Bruchstücke folgen. Vgl. zum Ganzen: Aschner, Die Pflanzenheilkunde bei Paracelsus: Acta Paracelsica H. 4 (1931), 89 ff. — Benediktenkraut und Kalmus: Natürl. Dinge: 2, 81. — Etliche sind aufgestanden: Herbarius: 2, 5 f.

Seite 87: Auf solcher Skribenten Beschreibung: Ebd. 2, 33. — Einem jegl. Lande: Ebd. 2, 4.

Seite 88: Ich nimb allein: Ebd. 2, 6. — Wenn die Blätter der schwarz. Nieswurz: Ebd. 2, 7.

Seite 89: Mit der Zeit sind aufgestanden: Ebd. 2, 7 f.

Seite 90: Es sind etlich Stück: Natürl. Dinge 2, 75 f.

Seite 91: Und ist das Mysterium d. Persicaria: Herbarius 2, 18. — Es ist die Unwissenheit d. Ärzte: Natürl. Dinge 2, 90.

Seite 92: Dieweil ich so gar: Ebd. 2, 88. — Also hat es mir geliebt: Herbarius 2, 56.

Seite 93: Nun haben die alten magi: Natürl. Dinge 2, 76.

Seite 94: Wo nun die Erfahrnis ist: Gr. Wundarznei 10, 355.

Seite 95: Die Wasserbücher: Von den natürlichen Bädern, hrsg. 1562 von Adam von Bodenstein; Abdruck bei Huser 7, 296—326, bei Sudhoff 2, 225—260. Von den natürlichen Wassern, das 3.—5.

Buch, bei Huser im Appendix zum 8. Bd. S. 365—428, bei Sudhoff 2, 273—345. Philosophia de Generationibus et Fructibus quatuor Elementorum, von Sudhoff 13, VI mit Recht in diese Zeit gesetzt, bei Huser 8, 54—159, bei Sudhoff 13, 5—123. De mineralibus, zuerst von Toxites 1570 in den oben (Anm. zu St. 86) genannten Etlichen Tractatus . . ., bei Huser 8, 334—362, bei Sudhoff 3, 29—62. Liber meteororum, 1566 in Köln erschienen, bei Huser 8, 177—249, bei Sudhoff als „De meteoris" 13, 125—206 und mit angehängten Konzepten.

Wie aber Gott geschaffen: Philosophia 13, 12 f. Vgl. zu der Drei Prinzipien-Lehre auch „Von ersten dreyen principijs" bei Sudhoff 3, 1—11, und die Zusammenstellungen in meinem „Lesebuch".

Seite 96: Das Zentrum: Philosophia 13, 12.

Seite 97: Alles das ist ein Element: Ebd. 13, 10.

Seite 98: Anfänglich ist die Luft: Ebd. 13, 13 f. — Frucht ist eine Natur: Natürl. Wasser 2, 330.

Seite 99: Daß man den Anfang . . . nicht sieht: Ebd. 2, 311. — Es sind oben so viel Prozesse: Ebd. 2, 333. — Der die Zahl der Sterne weiß: Ebd. 2, 337. — Alle die Arznei: Ebd. 2, 303.

Seite 100: Es ist also, daß zweierlei Früchte: Philosophia 13, 58 f.

Seite 101: Gestirne die äußeren Hüllen: vgl. Met. 13, 139. — Ihr seht, was aus d. Erde wächst: Ebd. 13, 131.

Seite 102: Nun sollt ihr weiter: Ebd. 13, 144. — Wasserbaum: Min. 3, 37 ff. — So hat nun Gott geordnet: Min. 3, 42.

Seite 104: Kräuter ernähren sich von oben: Natürliche Wasser 2, 306.

Der Alchemist

Zu Paracelsi Alchemie vgl. Ernst Darmstaedter, Arznei und Alchemie, Stud. z. Gesch. d. Medizin H. 20 Lpzg. 1931; Ders.: Paracelsus, Arznei und Alchemie: Acta Paracelsica H. 1 (1930). Strunz, Idee 117 ff.; zum Fortleben im alchemist. Bezirk: Peuckert, Pansophie. Über P. in alchemistischen Überlieferungen und Sagen werde ich an anderen Orten handeln. Die Sage, daß P. 1520 in Konstantinopel den Stein der Weisen erhalten habe, erwähnt v. Murr 190.

Seite 104: Auch ist eine große Erfahrung: Gr. Wundarznei 10, 354. Zu Sigmund Füger von Schwaz bemerkt Sudhoff, Forschungen 2, 84 ff., daß ein Siegmund Fugger nicht nachzuweisen sei, und

fährt fort: Die Füger waren ein jetzt erloschenes Grafengeschlecht in Tirol und Oberösterreich, benannt von dem bekannten Dorf Fügen im Zillertal. Die eine Linie desselben, die Füger von Friedberg, besaß einen großen Anteil an dem Silberbergbau in Schwaz, vgl. Alb. Jäger, Beitr. zur Tirolisch-Salzburgischen Bergwerks-Geschichte. Wien 1875 (aus dem „Archiv für Österreichische Geschichte", LIII. Bd. S. 17. 99 und 102), war ihr zu großem Reichtum verhalf. Die Brüder Johann Christoph und Sigismund auf den Burgen Melans und Friedberg schenkten den Grund, worauf 1507—1515 das Franziskanerkloster zu Schwaz erbaut wurde. Dieser Sigismund ist der von Hohenheim genannte „Sigmund Füger". (Siehe des weiteren Ersch und Grubers Encyclopädie I. Sect. 50. Teil. Leipzig 1849. S. 396 f. und Joh. von Sperges, Tyrol. Bergwerksgeschichte, Wien 1765.) Eine weitere Quelle über denselben fanden wir in einem Erlanger Msk. Nr. 1714. 4°. Außer anderen Bergschriften enthält dieser Sammelband auf fol. 56—118 verschiedene Notierungen über Schwazer Bergwerksangelegenheiten, deren Verfasser Hans Springer gewesen zu sein scheint, welcher (1520) lange Jahre ein „Hitschreiber" (Hüttenschreiber) gewesen des „Edlen vnd vösten Junckherrn Sigmundt Fieger" an dem „Loblichen Hittwerch im fumperbach" (fol. 113 b und 116 a) (der Vomperbach fließt ½ Stunde oberhalb Schwaz in den Inn). ... Wir hätten hiermit den Sigmund Füger gerade in den Jahren in Schwaz urkundlich belegt, in welchen höchstwahrscheinlich auch Hohenheims Aufenthalt in den Laboratorien dortselbst statthatte, zwischen 1510 und 1520. Vgl. auch Benedict. Figulus, Thesaurinella 1608, 210 f.

Bei Badern, gel. Ärzten usw.: Gr. Wundarznei 10, 20. — Ich will euch als ein Erfahrener: Natürl. Dinge 2, 124. — Dieweil nun die Kunst das vermochte: Ebd. 2, 142.

Seite 105: Schmiede nach meinen Angaben geheftet: Archid. 3, 180. — Elektron: Ebd. 3, 173. — Wiewohl wir des lapidis: Ebd. 3, 144.

Seite 106: Aber der damit will umgehen (embryon. Schwefel): Natürl. Dinge 2, 141. — Es haben die Alten: Ebd. 2, 169.

Seite 107: Sieben Planeten: Mineralibus 3, 49 f. — Wo unweise, unverst. Leute: Natürl. Dinge 2, 152.

Seite 108: Ens veneni: Vol. Param. 1, 189 ff. — Der ein Arzt ist: Natürl. Dinge 2, 125.

Seite 109: Wenn ihr Alchemiam nicht wisset: Paragr. 8, 189. — Vulcanus: alchemist. terminus für Feuer. — Die Natur gibt nichts an den Tag: Paragr. 8, 181. — So der Archeus (Zum terminus: Darmstaedter, Hohenheims Archeus-Lehre: Acta Paracelsica H. 3 [1931]: Min. 3, 47 f.

Seite 110: Ihr sollt wissen, daß Gott: Met. 13, 149.

Seite 111: Drei Prinzipienlehre in „Elf Tractat": 1, 66; weiter: ob. 64. Vgl. Strunz, Idee 143. — Wo nun die Erfahrnus ist: Gr. Wundarznei 10, 355. — Nicht daß aus Mercurio: Paragr. 8, 79. Vgl. auch Forschungen 2, 39 Anm., wo nachgewiesen wird, daß Ernst Soner, Oratio de Theophrasto Paracelso 1610 noch immer nicht faßte, daß Paracelsus seine Alchemie auf Beobachtung gründete, und nach Autoren suchte, von denen er das Princip „Sal" entlehnt haben konnte. Vgl. auch K. Laßwitz, Geschichte d. Atomistik 1, 294 f.; Lindroth, Hiärne, Block och Paracelsus: Lychnos 1941, 206 f. Aberle 31, 191 f. Zum Einfluß der Lehre vom Salz auf Franck vgl. meinen „Seb. Franck" 199; die selben Ausführungen dann in Christ. Egenolphs „Sprichwörter" s. a. 11 A.

Seite 112: Um die Dinge zu erfahren: Opus 9, 46 f.

Seite 113: So wir recht bedenken: Met. 13, 135. Dazu vgl. Strunz, Idee 414. Ein jeglich Gewächs: Von dreyen Princ 3, 3. — Nur drei sind: Min. 3, 47. — Was der Sulphur ist: Ebd. 3, 54.

Seite 114: Der Name aber d. Wassersucht: Elf Tract. 1, 10. — Wenn der Wein ohne Mangel: 2, 350.

Seite 115: Die Krankheiten, die aus d. corpus kommen: Ebd. 2, 351. — Tartarus: Sudhoff charakterisiert die Entwicklung der Tartaruslehre 1889 durch die Feststellung der folgenden Reihenfolge seiner Schriften: 1. Das sechste Buch in der Arznei, von den tartarischen Krankheiten; 2. die Baseler Vorlesung De morbis ex tartaro oriundis libri II.; 3. das 2. Buch des „Volumen Paramirum", welches nur ganz kursorisch die Gesichtspunkte der Krankheitsentstehung an den Ingestis (ens veneni) gibt; 4. das 3. Buch des „Opus Paramirum"; 5. das „Buch von den tartarischen Krankheiten" an die Kärntner Stände. — In seiner Gesamtausgabe der Schriften Hohenheims hat er das Volumen Paramirum dann an die erste Stelle gerückt, die Reihenfolge sonst aber unverändert gelassen. — Sticker 65 hält das Buch an die Kärntner Stände für ein fertiggestelltes Tartarusbuch, das 1531 neben dem Tartarusbuch des Opus Paramirum entstand. Das versteh ich nicht. —

Alles das, so außerhalb: 2, 365. — Alle Dinge wachsen: Opus 9, 123.

Seite 116: Denn die stercora: Ebd. 9, 127.

Seite 117: Tartarus das impurum: 11, 30. — Im Wasser werden allerlei Gestein: Ebd. 11, 31.

Seite 118: Tart. kann nicht geschehen durch die auswendige Kraft: Ebd. 11, 41.

Die Archidoxen

Die Archidoxen erschienen das erstemal in der latein. Übersetzung Adam Schröters in Krakau 1569: Archidoxae Philippi Theophrasti Paracelsi Magni: Germani Philosophi et Medici Sollertißimi, ac Mysteriorum naturae scrutatoris et Artificis absolutissimi. Libri X... Cracoviae. Ex Officina Typographica Mathiae Wirzbitae, Typographi Regij. Vgl. Weiteres Sudhoff 3, XVI. Abdruck bei Huser 6, 1—98, bei Sudhoff 3, 91—200.

Seite 119: So wir unser Elend: Archid. 3, 93.

Seite 122: Dieweil in allen Facultäten: Archid. 3, 95.

Seite 123: Wir schreiben das nit in die Commun: Archid. 3, 95 f.

Seite 124: Und so wir also von den Künsten reden: Archid. 3, 96. — Ein jegl. Mensch wird aus zwei: Archid. 3, 97.

Seite 125: Speise Austeilung im Leib: Archid. 3, 98 ff.

Seite 126: Stärkste Element im Digest tritt herfür: Archid. 3, 102.

Seite 127: Salbei wird zerstoßen: Archid. 3, 113.

Seite 128: Die Elemente ohne die qu. ess.: Archid. 3, 121. Quinta essentia ist spiritus vitae: Archid. 3, 118. (Temperiert: ebd. 119, vgl. 2, 227 f.). — Das ist allein ein arcanum: Archid. 3, 138. — Bei unsern jungen kindl. Tagen: Ebd. 3, 139. — So ist prima materia das erste: Ebd. 140. — Prima materia ein Same: Ebd. 140. — Lapis phil.: Ebd. 141.

Seite 129: Mercurius vitae: Ebd. 3, 141. — Tinctura: Ebd. — Solcher arcana und mysteria sind viel: Ebd. 3, 128. — Und wiewohl das ist: Ebd.

Seite 130: Arcanum ist kein virtus: Opus 9, 227.

Seite 131: Aufbehalten in secretis nostris: De renovatione 3, 210.

De renovatione et restauratione, wie De longa vita 1569 mit den Archidoxen latein. von Schröter gedruckt. Zur Textgeschichte Sudhoff 3, XXXII seqq. De ren. bei Huser 6, 100—114, bei Sud-

hoff 3, 201—220; de longa vita (deutsch) bei Huser 6, 115—136 bei Sudhoff 3, 221—245; lateinisch bei Huser 6, 137—197, bei Sudhoff 3, 247—292.

Wir haben noch bei unsern Zeiten: Longa vita 3, 224. — Adam: Ebd. 3, 269. Adam in mag. Literatur: Peuckert, Pansophie Register s. v.

Seite 132: Die wichtige Schrift De vita longa durch Ficinus veranlaßt: Sudhoff in 3, XXXII. Sticker 13 setzt die Bekanntschaft mit Ficino schon vor das Studium in Ferrara; ich weiß nicht, nach welchen Angaben. Ficinus in Poemata Macri: 3, 411. — Brief an Clauser: 4, 71 ff. Ficino als magischer Denker: Peuckert, Pansophie 11 ff.

Seite 133: Das ist ein Umkehren im Leib: Renov. 3, 208 f. — Elementum antimonii: Ebd. 3, 211. — Primum ens des Goldes: Ebd. 3, 213.

Seite 134: Das Leben ist ein Ding: Vita longa 3, 227 f.

Adeptische Renaissance

Seite 135: Froben aus der Hölle geholt: S. 138. Paracelsus an Erasmus: bei Sudhoff 3, 379; Strunz I, 117 f.; ebenda Faksimile des Originals. Vgl. dazu: Von Apostemen 4, 212; den Brief an die Züricher Studenten: 4, 75 f., wo er ihn Charissimum Basileae amicum nennt, und Melchior Adam nach dem Brief des Erasmus an Ioh. von Heemstedte: Walther Köhler, Erasmus von Rotterdam. Briefe 1938, 412 f.; Paracelsusforschgn. 2, 99 f.

Seite 137: Erasmi Antwort: Ich übersetze nach dem Leben 24 f., Strunz I, 119 abgedruckten Texte.

Seite 139: Über die rechtlichen Verhältnisse in Basel: Burckhardt, Alb., Über die Wahlart der Baseler Professoren: Basler Ztschr. f. Gesch. und Altertumskd. 15, 28 ff.; Leben 35 ff. Strunz, Idee 206 schreibt: „In Basel hat P. laut Eintragungen der Fronfastenrechnungen drei volle Quartale Gehalt bezogen, jedesmal 18 ℔ 15 ß, für das letzte Quartal des Jahres 1526/27 (Jahresabschluß 24. Juni) und für die beiden ersten Quartale 1527/28; im dritten Quartal ist er aus Basel geflohen; den ihm zukommenden Rest von zwei Monaten ist man ihm schuldig geblieben. — P. war zehn bis elf Monate in Basel . . .: Albert Burckhardt (Basel): Wie lange und in welcher amtlichen Stellung war Paracelsus in Basel? Correspondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1914 Nr. 12." — Strunz,

Idee 21: „Am 10. November 1526 ist P. bereits in Basel als Universitätsprofessor und Stadtarzt seßhaft. Am 5. Dezember dieses Jahres hat er das Baseler Bürgerrecht erworben." Vgl. auch Hartmann 38 f., dagegen Sudhoff 4, V. Nach Oporinus wirkte maßgebend bei der Berufung Oecolampadius mit, wie ja in den protestantischen Städten die Geistlichen damals großen Einfluß entfalteten: A. Jociscus, Oratio de ortu, vita et obitu Joannis Oporini 1569, A 8R; Paracelsusforschungen 2, 5 f. Vgl. Hartmann 39 ff.; über Oec. Einfluß auch die Nachrichten über die Schicksale Dencks. Vgl. Anm. zu ob. 149. — Anschlag = Intimatio: bei Sudhoff 4, 1 ff., wonach ich übersetze. Sudhoff in den Paracelsusforschungen 2, darnach Hartmann und Strunz I setzen die Intimatio mitten ins Sommersemester nach der ersten Eingabe an den Rat und eine durch den Streit mit der Fakultät erzwungenen Pause. Später hat Sudhoff diese Ansätze fallen gelassen und läßt die Intimatio seine Vorlesungen einleiten.

Seite 141: Ich habe die Summa d. Bücher in St. Johannis Feuer geworfen: Paragr. 8, 58; vgl. De Caducis: ebd. 8, 325. — Die Summa der Bücher ist nach Sudhoff, Paracelsusforschungen 53 f., der „Canon" des Avicenna, des „Küchenautors", nach seiner Paracelsusbiographie von 1936 eine „Summa medicinalis", die Thomas de Garbo von des Küchenautors Mesue Antidotar verfaßte, oder die Summula Jacobi de Partibus ... ex ipsius Mesue libris excerpta, oder vielleicht auch des Jacques Despars Summula morborum ac remediorum von 1527. — Toxites schrieb in der Vorrede zu Alexander v. Suchtens „Liber vnus De secretis Antimonij" 1570: „sie wurden vil ihrer Bücher selbst ins feüwer werffen, wie Paracelsus dem Auicenna zu Basel gethan hat"; Sebastian Franck in der „Geschichtbibel" (s. o.) nennt ebenfalls den Avicenna, und Franck kannte Paracelsus persönlich. Christian Wurstisen in der „Baßler Chronik" 555 R „Darumb er auch den Auicennam ... in der Uniuersitet verbrennet haben soll," und Jacob Curios Dialog „Hermotimus", Basel 1570, nennt Canonicum Auicennae volumen. Trotz dieser Zusammenstellung, und obwohl Balthasar Flöter in seiner Edition der „Medici libelli" Köln 1567 den „Küchenautor" mit „Avicenna" erläutert, und Paracelsus in den „Blattern und Lähme ... der Franzosen" I cap. 11 spricht von „Avicenna und Rhasi und Galeno und andern Küchenmeistern", glaubte Sudh. schließlich eine der oben genannten Schriften Mesues als Opfergabe

ins Johannisfeuer annehmen zu müssen. Nicht aber eine Summa Mesues, sondern eine solche Avicennas muß verbrannt worden sein. Strunz I, 55 setzte die Verbrennung nach dem Pamphlet Manes Galeni.

Seite 142: Mit welchem Spott habt ihr: Paragr. 8, 62 f. — Meint ihr, ich sei allein Lutherus: Ebd. 8, 43. Hartmann 58. — Wenn er anfinge zu schreiben: Hartmann 118 nach Theod. Zwinger, Theatr. vitae humanae 1586 Vol. XII pag. 2583. Vgl. oben 207 ff. — Es gibt da etliche: Lumen apothecariorum spagirorum 2, 199.

Seite 143: Welcher Arzt der Philosophei: Vom Terpentin 2, 185. — Zu seiner „Absage" an Erasmus vgl. auch Paracelsusforschgn. 2, 115 f.

De gradibus et compositionibus receptorum et naturalium libri VII: bei Sudhoff 4, 5—76, anhängend Konzepte.

Oporinus: sein Brief nach Leben 46 ff.: Paracelsusforschgn. 2, 79 f. Über Oporinus: Hartmann 56. 186; Aberle 31, 166. Toxites im „Testamentum" schreibt über Oporinus: „Ich will auff mein gutten freund Joannem Oporinum kein vnwarheit sagen / Das aber kan ich zumelden nit vnderlassen / vnd reds mit warheit / dz er mir bekennt / er habe kein glück zu Theophrasto gehabt / er habe jm auch gesagt / dz er Oporinus kein medicus pleiben / sonder ein andere Profeßion an sich nemen wurde. Item / das er dazumal nie verstanden / das Theophrastus so ein gelerter mann gewesen / wie er hernach erfarn / vnd haben jhn zwey stuck vbel gerewet / Erstlich das er die bücher / so er von Theophrasto gehabt / als seine gantze praeparationes, vnnd ander ding / andern leuthen verlihen het. Zum andern / das er die Epistolam von Theophrasto an Doctorem Vuierum geschriben.' Vorrede AijR. Zu Oporinus vgl. auch Paul Koelner, Die Safranzucht zu Basel 1935, 317. — Nach v. Murr 209 (Jociscus) ist Op. auf Empfehlung von Oecolampadius der Famulus Paracelsi geworden.

Ich lasse den Rest der Oporinusgeschichten folgen: Einst forderte man ihn (P. — im Elsaß) gegen Abend zu einem Bauersmann, der schon an den Pforten des Todes war, als er (P.) eben am vergnügtesten zechte. Am frühen Morgen noch halb taumelnd, ging er zum Kranken, ihm sein Laudanum zu geben und fragte mit wilder Gebärde, ob man dem Patienten schon etwas eingegeben habe? Nichts, sagten die Umstehenden, als das hl. Abend-

mahl. Hat er einen andern Arzt, versetzte der Doktor, so bedarf er meiner Hilfe nicht, und ging davon.

Oporin, der vielleicht hier die Erzählung übertreibt, wurde dadurch bewogen, seinen Lehrer, in welchem der leibhaftige Gottseibeiuns hauste, zu verlassen, und wieder nach Basel in die Sklaverei seiner Frau zurückzukehren, das ihm aber beinahe das Leben gekostet hätte.

Die Xantippe empfing ihn nicht gar liebreich. Kurz darauf nahm er als Purganz Mercurium sublimatum ein, bekam aber in der Nacht so heftigen Verdruß mit seiner Alten, daß er zu seines Vaters Wohnung eilte. Er trank unterwegs viel Wasser, und setzte sich, weil er seinen Vater nicht aufwecken wollte, in der Haustüre nieder. Hier erkältete er sich so stark und sein Kopf schwoll dergestalt an, daß man ihn halbtot nach Hause trug. Die Ärzte gaben ihn auf. Zum Glück erinnerte er sich, daß ihm sein Lehrer eine Portion seines Laudanum beim Abschiede verehrt habe. Er kroch aus dem Bette nach seiner Reisetasche, verschluckte drei Pillen und fiel in einen tiefen Schlaf. Indessen kam Frau Xantippe aus der Kirche und glaubte ihn tot anzutreffen; allein die Geschwulst schwand bald und der Kranke ward frisch und gesund. Die Basler Ärzte schrieben diese Kur dem angeblichen Freunde des Doktors, dem schwarzen Herrn, zu: v. Murr 226 f. nach Jociscus.

Ein zweiter Schüler, Frantz aus Sachsen, hat Paracelsus ebenfalls als Famulus gedient. Von ihm berichtet ein späterer Brief:

Gottes gnade durch Jesum Christum vnsern Erlöser / sampt meinen gantzwilligen diensten allezeit zuuorn / Achtbar / Erbarer / vnd wolgelahrter Herr Magister / Ewer schreiben deß datum den 5. tag Julij / sampt dem beygelegten meines lieben vettern Matthei Richtern hab ich den 8. tag Augusti von dem Boten zeiger dieses Brieffs empfangen. Vnd was meinen lieben Praeceptoren Doctorem Theophrastum belanget / das denn zu Basel geschehen / hab ich euch den nechst vorgangenen Weyhnacht Leipzischen marckt geschrieben / kan aber wol mercken / der brieff sey euch nicht kommen / so hab ich auch den brieff meines Vettern / so auch die zeit gegeben / allererst auff den Oster Leipzischen marckt bekommen. Vnd wann ich solte was alda zu Basel diß halbe jahr von jhme mit den Galenischen Doctoribus vnd sonsten Krancken gehandelt ist worden / hette sollen beschreiben / hette ich warhafftig an einem gantzen Buch Papier nicht gnug / wiewol es mir

auch vnmüglich / dieweil es für langst geschehen / ich numals alters halben vorgessen habe. Doch / so viel ich noch im gedechtniß / wil ich euch nicht verhalten / Da ich vngefehrlich wie man 29. oder 30. geschrieben hat / bin ich die Woche nach Michaelis gegen Basel kommen zu meinem Landsman / der damals Cantor in einem Particular alda gewest / der dann am schweren Feber lange zeit kranck gewest / hab seinen Chor vnd stelle für jhn versorget / ist der mehr genante Doctor vnd mein lieber Praeceptor, seliger gedechtniß / Philippus Theophrastus Paracelsus, zu dem krancken Cantori gefordert kommen / hat er mich bey jhm gesehen / vnd gefragt / Waser Nation bistu? hab ich geantwort / ich bin ein Meißner / ich hab mich zu Heidelberg im studio vorzert / wolte gerne diesen winter / dieweil nunmals die dienste vberal verseumet / einem Bürger die kinder lehren / damit ich den Winter vnterhaltung möchte haben / hat er geantwortet / so du nicht weiter köndtest / ich wolt dich zu mir nemen / vnd dich vnterhalten / Bin auch froh worden / mit jhm gangen / doch dem krancken seinen Chor vnd stelle / weil er gelegen / mit seinem willen versorget. Da ich nun etliche zeit bey jhme gewest / ist eine Fraw zu jhm kommen / sich beklaget / jhr lieber Mann sey sehr schwach / sie besorge sich / er werde die nacht nicht vberleben / hat er jhm sein wasser bringen heissen / vnd drauff / da ers besehen / gesagt / Ewer Mann wird morgen das früestück mit euch essen / vnd frisch werden. Wenn das Gott wolte / hat sie gesagt / ich hab noch einen fl. vnd auch nicht mehr in meinem vermögen / ich wolte jhn euch gerne geben / hat er gesagt / Schickt jhm nur zu essen zu / jhr werdet es wol sehen. Den andern tag vmb den mittag ist sie wieder kommen / hat den fl. bracht / für jhm nieder gefallen / jhm den gereicht / vnd gebeten / er wolte jhn vor gut annemen / vnd gesagt / sie hette nicht mehr zu Hauß vnd hofe / sie wolt jhm sonst mehr geben / darneben jhr Mann ist gar frisch von dem jenigen / das er jhr gegeben hat. Darauff er geantwortet / Liebes weib nim deinen fl. vnd keuffe dir vnd deinem Mann essen vnd trincken / vnd danket Gott / etc. Was es aber war das er jhr gegeben / weiß ich nicht / es war ein weiß Puluer / das solte sie jhm in warmen Weine geben / vnd drauff schwitzen lassen. Deßgleichen weiß ich / das er Aussetzige / Wassersüchtige / Fallentsüchtige / Podagrische / Frantzösische vnnd andere vnzeh-

lich viel krancke gar vmbsonst curirt / das jhm denn die Galenischen Doctores nicht ohne merckliche schande nicht nachthun haben mögen / dadurch sie dann in grosse verachtung bey jederman kommen / vnd er Theophrastus dargegen geehret ist worden.

No eins / vnd damit zum beschluß / er sagt einmal / Frantz / wir haben nicht geld / gab mir einen Reinischen Gülden / sprach / Gehe herfür in die Apotecken / laß Dir ein pfund Mercurij abwegen / vnd bringe mir jhn her / Ich thet das / brachte jhm den sampt dem vbrigen gelde (denn damals war der Mercurius nicht thewer) Da satzte er vier Ziegel auff dem Herde zusammen / das die lufft vnten geringes herumb gehen konte / vnd schüttete den Mercurium in ein Tiegel / satzte jhn zwischen die vier Ziegel / hieß mich Kolen drumb schütten / darnach auch lebendig fewer / vnd wieder Kolen drauff / vnd liessens also fein mehlich angehen / giengen in die stuben / denn es die zeit kalt war / vber eine gute weile sprach er / vnser seruus fugitiuus möcht vns draussen entfliehen / wir müssen sehen was er macht / wie wir kamen / wolte er schon rauchen vnd wegflichen / sprach er / sehe hin nim das keulgen zwischen die klufft / vnd halte es eine kleine weile hinein / es wird bald zergehen / wie denn geschach / Nun sprach er / nim die klufft wieder heraus / vnd decke den Tiegel / vnd gib jhm gut fewer / vnd laß es stehen. Wir giengen dauon in die stuben / hatten deß im Tiegel vergessen / vber eine halbe stunde sprach er / Wir müssen traun sehen / was vns Gott bescheret hat / heb die stürtze vom Tiegel / das vollbracht ich / es war aber das fewer gar abgangen / vnd im Tiegel alles gestanden / sprach er / Wie sihet es / Ich sprach / es sihet geel wie gold / je gold / solte es auch sein / sprach er / ich hub es heraus / zuschlug den Tiegel da es erkület / nams auch heraus / es war gold / er sprach / nim es / trage es zum Goldschmiede vber der Apotecken / vnd heiß mir geld dafür geben / ich thet es / der Goldschmied wuge es / es wug ein pfund weniger ein loth / vnd gieng / vnd holete geld / brachte einen ebenen Beutel von kartecken gemacht / voller Reinischer Gülden / vnd sprach / den bringe deinem Herrn / vnd sprich / es ist nicht gar / ich wil jhm das andere wol schicken / wenn ich habe. Ich brachte es jhm / es ist gut sprach er / er wird mirs wohl schicken. Es war ein keulichen einer ziemlichen Haselnuß groß / in roth siegelwachs eingemacht / was aber darinn / weiß

ich nicht / gethurste auch scham wegen / als ein Junger / nicht fragen / ich glaub aber / das ers darumb that / das ich jhn vmb etwas ansprechen solte / er hatte mich sonst lieb / ich gleube er hette mir etwas mitgeteilet / so ich jhn gebeten hette. Das hab ich euch auff ewer schreiben nicht wollen verhalten. Den Elleborum muß man den tag ehe der Monat new wird / früh vor der Sonnen auffgang ausgraben / vnd darnach allererst damit gebaren / wie es mein Vetter gemacht / deß meinen schicke ich euch / dieweil ich sein selber wenig / ein klein büchslein vol / bitte der Herr wolle damit vor lieb nemen / ich wils kürtzlich wieder machen / kan euch mehr vbersandt werden. Was aber das oleum Antimonij belanget / weiß ich wol das es ein köstlich ding in der Medicin und Chimy ist / ich weiß auch die Retorten zu Görlitz / ich bin aber mehr zu alt / drey tage vnd nachte drüber zu brennen / darff mich nicht dran machen / Wie es aber der Herr Doctor Cepus zu Braunschweig macht / möchte ich gerne wissen. Damit ich aber euch mit meinem schreiben nicht vberdrüssig mache / wil ich also beschliessen / vnd euch alle in vnsers Herrn Gottes allmechtigen schutz befehlen / meinem lieben Vettern hab ich hie beyliegende geschrieben / bitte freundlich / wollet es jhm zu schaffen / wil ich wieder vmb euch verdienen. Datum den 9. tag Augusti / Anno etc. 75.

Ewer Achtbarkeit allezeit gantz williger N. N.

Aus: Orbis terrae partium svccincta explicatio ... Michaele Neandro ... Lipsiae. Anno M.D.LXXXVI. Bl. H 3 A bis H 6 R.

Vgl zu dieser Geschichte: Rist, Alleredelste Thorheit 285; Creyling. Ehrenrettung d. Alchemie 242; Kortum, Verteidigung der Alchemie gegen Herrn Wiegleb 114 f. Conring. De Hermet. Medicina bezweifelt lib. II. pag. 386 die Erzählung, Borrich, Aegyptior. et chemicor. Sapientia 430 f., Buddaeus. An Alchemistae sint in re publica tolerandi 44 verteidigen sie schwach. Vgl. auch Lindroth in Lychnos 1941, 220.

In Basel soll P. in dem Hause, in dem später Thurneysser wohnte, in dem dann die Wilh. Haasesche Schriftgießerei war, gewohnt haben: Christoph Gottlieb v. Murr, Neues Journal zur Litteratur und Kunstgeschichte 2 (1799), 209.

Über den Ausflug nach Zürich in den Semesterferien: Brief an die Züricher Studenten; Heinrich Bullinger sagt von P., er habe daselbst mit Fuhrleuten gesoffen, so daß er manchmal den Rausch

auf einer Bank ausschlafen mußte, sei in der Kleidung sehr nachlässig gewesen, wäre fast garnicht in die Kirche gekommen, um Bullingers Orakel Zwingli zu hören, habe nicht viel mit ihm lateinisch sprechen wollen: v. Murr nach Erastus 1, 239. Über die Züricher Tage ausgezeichnet: Bernh. Milt, Paracelsus u. Zürich (SA. aus d. Vierteljahrsschr. d. naturforsch. Ges. Zürich 1941).

Seite 148: Von Apostemen, Geschwären, offenen Schäden, Sironen und anderen Gewächsen: bei Sudhoff 4, 149—368. — Brief an den Baseler Rat: bei Sudhoff 4, 141 ff.; Konzept: ebd. 143 ff.

Seite 149: Bittel, Las Paracelsus an der Universität Basel oder auf einem freien Lehrstuhl (Medizin. Welt 1943, 13 ff.), hat scharfsichtig die Frage erkannt und erörtert. Zweite Eingabe: Ebd. 4, 146 f. Laudanum sanctum: De Gradibus 4, 67.

Seite 151: Manes Galeni adversus Theophrastum, sed potius Cacophrastum. Der Text Leben 38 f. wie Paracelsusforschungen 2, 35 f. und Strunz I, 120 f.; ich folge der stellenweise freien Übersetzung Sudhoffs Leben 39 f. Einige, zum Teil gewagte, Vermutungen über die Verfasser ebd. 41 ff.; Bemerkungen zu den Versen und besonders dem Vendelinus: ebd. 43. Strunz I, 42 f. sieht die Gegnerschaft Vendelinus (Hock) und P. in Straßburg entstehen. Vgl. auch Bittel, Elsässer Zeit 60. 69. Von Sticker 42 als erste öffentliche Gegenaktion bezeichnet; das war wohl aber das Laudanum sanctum.

Auszug aus Basel

Seite 154: Das Ohrengeschwär: Apost. 4, 324.

Seite 155: Es sind noch andere: Ebd. 4, 367. — Zinzilla: Ebd. 4, 274. — Hämorrhoiden-Heilung: Ebd. 4, 228. — Wassergalle: Ebd. 4, 200.

Seite 156: Weil ich allein bin: Paragr. 8, 201, siehe oben S. 163 ff.; Hartmann 43 f. — Deutschland ein gut Land: Lesebuch 196 ff.

Seite 157: Liber de nymphis: 14, 143. — Fortunat: Tractat 1, 139. — Alexander von Metz: Ebd. 140. — Tubalus: Ebd. 139. — Salomon u. Markolf: Natürl. Dinge 2, 95. — Sich befindet auch: Kärntn. Chronik 11, 11.

Seite 158: De Urinarum ac Pulsuum judiciis libellus, bei Sudhoff 4, 547—579. — Zürich: Brief an Clauser, bei Sudhoff 4, 69 ff. u. oben St. 431. — Bericht von Aderlassen, bei Huser Appendix Bd. 5, 45—97, bei Sudhoff 4, 371—434. — De modo pharmacandi:

Bei Huser Appendix 5, 185—211, bei Sudhoff 4, 437—468. — Wintersemester: Tartar. Krankheiten, bei Sudhoff 5, 1—182; de icteritiis: ebd. 5, 183—203. XIV libri paragraphorum, bei Sudhoff 5, 207—314 (mit Kollegheften der Schüler).

Seite 159: Phthisi: 5, 232. — Chirurg. Kolleg: bei Sudhoff 5, 315—410. — Geäderwunden heilt man: Ebd. 5, 322. — Benedictio in Geäderwunden: Ebd. 5, 323.

Seite 160: Lena: Ebd. 5, 328.

Seite 161: Dieselbigen, so wider mich geschrieben haben: 4, 88. — Ihr seid aus der Schlangen Art: Paragr. 8, 62 ff. — Lutherus: siehe S. 142. — Lichtenfels:

Über den Streit mit Lichtenfels liegen zwei Berichte vor. A. Jociscus in seiner Oratio de ortu, vita et obitu Joannis Oporini, Straßburg 1569 schreibt: Erat ibi Canonicus quidam nobilis a Lichtenfels, deploratae valetudinis: eum Theophrastus, pactus precium centum florinorum (quos promte offerens, numeraturum se summa etiam voluntate Canonicus pollicebatur) tribus Pilulis Laudani sui ... salvia subacti, feliciter restituit. Tam brevi spacio, et quidem re ut videbatur exili, sanatus Canonicus, pactus non stetit. Dignus certe, qui longioribus morbi cruciatibus, et doloribus torqueretur. In ius igitur Theophrastus ambulat: Ubi cum solita et a magistratu ordinata ac praescripta solutio decerneretur: Theophrastus tam vile precium suae arti statui aegre ferens, importunius in preaetorem est invectus, ita ut laesi magistratus poena metueretur. A quibisdam igitur magnae authoritatis viris, qui honori ipsius studebant, monitus Theophrastus, ipso etiam Oporino, ut se subduceret, instare non desinente: in Alsatiam descendit, relictis Oporino vasis Chymicis. — Christian Wurstisen in der „Baßler Chronick" Basel 1580, 555 R berichtet: „Als nun bemelter von Liechtenfelß / so des Magenwehtumbs halb / von anderen Medicis kein sondere hilff kriegen köndten / vor D. Theophrasto gesagt / er wölt einem hundert Guldin schencken / der jhn hierinn curieren köndte / erwüschet Theophrastus diese Rede / gab jhm drei Pillulen / die er Laudani nennet / zuniessen. Der Thumbherr / welcher auff die Artzney zimlich geschlaffen / vnd sich besser entpfunden / schicket jhm hernach sechs Guldin zur verehrung / vnd ließ jhm sehr dancken. Theophrastus wolt sich deß nicht ersettigen lassen / sonder die vermeldten hundert Guldin haben / die jhm jhener nicht geben wolte. Die sach gerieht für die Richter / welche

jhm für seine Gäng vnd die vberreicht Artzney / nach jhrem gutbedunckeη /. Belohnung erkannten. Dorab ward Theophrastus vnwillig / das jhm Leyen die gegeben Artzney seines erachtens also gering schetzen wölten / Warff böß Karten auß / vnnd bochet mit etlichen worten wider die Vrtheil / deß er vor der Oberkeit beklagt ward. Als jhn nun seiner Freunden einer warnet / wie man jhn dieser Vnuernunfft halb mit gefangenschafft straffen wölte, verließ er Basel / enthielt sich ein weil im Elsaß." Michael Toxites schreibt am 12. 3. 1574 an den Pfarrer Georg Vetter zu Beerfelden im Odenwald („Testamentum", Vorrede; Straßburg 1574), Paracelsi ehemaligen Schüler: „dieweil jr eben dazumal bey disem theuren mann zu Basel gewesen / da er den Canonicum in kurtzer zeit curiert hat / welchen die andere medici zuvor weder kurtz noch lang haben curieren künden / welches vil ehrlicher leut wissen / so noch leben / So kann niemandt besser dann jr / der dabei gewesen / das der Canonicus Theophrasto nit bezalen wöllen das er jhm versprochen / darumb / das er jn in so kurtzer zeit gesund gemacht / welches dann Theophrasto vrsach geben / von Basel hinweg zuziehen." Vgl. Sudhoff, Paracelsusforschungen 2, 57 f.

So einer genest: Entwürfe zur Bertheonea: 6, 180.

Seite 163: Mich erschreckt nicht: Opus 9, 120.

Rechtliche Auseinandersetzungen des Arztes

Wir verdanken dem eifrigen Forschen K. Bittels zwei Nachweise über in Basel stattgehabte Rechtsfälle, die Paracelsi Medizinieren betreffen und die zur Ergänzung seines Handels mit Lichtenfels hier nachgetragen werden mögen.

Der erste betrifft einen Prozeß des Straßburger Apothekergehilfen Hans Großstein aus der Apotheke von Schwegler (Langstraße 149), in dem Mai 1527 Paracelsus und sein Diener Ulrich Guger von Pforzheim als Zeugen vernommen wurden. Das Protokoll besagt: „Von Gerichts und Rechts wegen sind der hochgelehrte Herr Theofrastes von Hohenheym, der Arznei Doctor, Stadtarzt zu Basel, und der ehrsame Ulrich Gyer von Pforzheim, sein Diener, als Zeuge der Wahrheit erschienen und verhört worden. Sie haben niemands zu lieb noch zu leid, allein um der lauteren Wahrheit und des bloßen Rechtes willen, nämlich Herr Doctor Theofrastes bei dem Eid, den er an sein Doctorat der loblichen

Hohen Schul zu Ferraria getan, und Ulrich Gyger bei dem Eid, den er darum mündlich zu Gott und den Heiligen geschworen hat, geredet, bezeugt und gesagt, wie hernach steht:

Des ersten, so sagt Herr Doctor Theofrastes von Hohenheym, daß zu Winterszeit im November nächstvergangenen auf einen Tag, den er nit weiß zu bestimmen, Vix Claus, der Seiler zu Straßburg, zu ihm kommen, fasten (sehr) krank gewesen sei, ihm seine Krankheit mit Umständen angezeigt, und darauf ihn mit allem Fleiß und Ernst um Hilf und Rat gebeten, darum wolle er ihm ehrliche Bezahlung tun. Darauf habe er zuerst des Seilers Urin besehen, darüber indiciert, ihm darnach den Presten (Krankheit), wie ihm zu tun wäre, angezeigt, und dabei gesagt, was er tun und ihm der Apotheker zurüsten lassen müßte. Und als dann Jacob Swegler, der Apotheker zu Straßburg, zugegen war, sprech er, der Zeuge, zu Vixen, daß er mit dem Apotheker reden soll, daß er ihm, was er bedürfe und er ihm angeben würde zu verfertigen und zuzubereiten. Vix Claus sagte, er wolle es tun und mit dem Apotheker reden, auch ihn dafür ehrlich bezahlen, und er solle diesem die Rezepta schicken. Darauf habe er etliche Rezepte für Claus geschrieben und auf Befehl von Claus dem Apotheker zugeschickt. Jacob Swegler habe nach Erhalt der Rezepta, wie es einem Apotheker gebühre und den Inhalt der Rezepta getreulich und fleißig gemacht. Ob aber Claus mit dem Apotheker geredet habe oder nit, das sei ihm nicht bekannt.

Ulrich Gyger, der andere Zeuge, sagt, daß er dabei gewesen sei, als Herr Doctor Theofrastes erstmals mit Claus, das andere mal mit Swegler geredet habe, was aber der Reden gewesen sei, wäre dem Zeugen nicht bekannt. Es habe auch dieser Zeuge auf Befehl Herrn Doctors etliche Rezepte für Claus dem Apotheker gebracht, daraus die Arznei zu machen. Darnach habe er die Arznei Claus nach Hause getragen und diesem angezeigt, wie er sie nützen und gebrauchen solle. Dabei habe er gesagt, daß er diese in des Apothekers Haus hätte zubereiten lassen und gnommen habe. Weiter weiß der Zeuge samt und sonders nichts:

K. Bittel, Die Elsässer Zeit des Paracelsus: Jahrb. d. wissenschaftl. Instituts d. Elsaß-Lothringer im Reich 1943, 58 f.

Das Protokoll ist nicht nur eine erwünschte Quelle für die Studienzeit, indem es angibt, daß Paracelsus in Ferrara promovierte; es lehrt auch, daß P. schon vor dem Eintrag ins Straßburger Bürger-

buch (s. o. St. 85) in Straßburg heilte, und es lehrt, daß damals ein Gyger, noch nicht Oporinus, sein Famulus war.

In Basel, vielleicht schon in Freiburg, behandelte P. auch den geisteskranken Doktor Bernhardus Schiller, freier kunsten meister und in der arznie doctor, mitregent der hohen schul, auch stattarzat zu Fryburg im Bryßgow. Darüber berichten zwei Briefe im Freiburger Stadtarchiv:

Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg i. Br.

„An die von Basel."

Unnser fruntlich willig dienst zuvor. Fursichtigen ersamen wysen Bsonder lieben unnd gueten frund. Es hat uns uff heut in gsessnem Rhat Doctor Bernhart Schillers hussfrow unser hindersassin mit grosser Betrueptnuss anzeigen lassen, wiewol sy nun ein Zeit har uff ewer lieb wol meynung ouch ewers statartzet Doctor Theophrastus zugsagte vertrostung gedachten doctor Bernharten iren Eegemahel mit swerem costen by euch enthalten der hofnung, er wurd durch hilff und Rhat desselbigen doctor Theophrastus seiner kranckheit entlediget und wider zu vernunft komen, so hat doch sollichs wenig am im erschossen, sonder nimpt sin unbesint wesen ye meh zu, also daz sy sich nichtz anders harin zu versehen hab dann sollichs dem willen gottes und waz er further mit ime verschaffen wolle, zu bevelhen. Es sig ir aber beswerlich ine an frembden orten usserhalb irer hab und gueter mit so grossen costen zu underhalten.

Deshalben sy sich mit Rhat irer gueten hern und frund entslossen ime zu Nutz und gut, ouch ir unnd irer Kind verderben zufürkomen ine widerumb herab zufueren und hie zu Herdern in irem huss do sy dann eigner person uff und sine libkranckheit ein besser ufsehen mit mindrem costen haben mag nach noturfft zuverwaren. Mit pittlichem ansuochen, daß wir ir harinn gegen ewer lieb mit furschrifft und anzeig ihres furnemens erber und nutzlich erkennen und us irem anzeigen ouch fur uns selbs die fursorg tragen, dass er villicht sich wider herab zu keren sperren werd.

Ist an euch unser fruntlich pitt, ir wollent der frowen grossen vlyss erwegen, den sy nun ein gantz jar har mit im nit on mergklichen costen ankeret, damit sy ime zu vernunfft und gesundheit wider verhelffen möcht, darob und daran sin, wie man so in guotem oder sonst ine dohin pring daz er wider herab und in iren gwalt kome, wie dise bewiser von ir des sonderlichen bericht und bevelch

habent, damit ir und andre des lasts damit er uberlegen entladen und die frow widerumb zu ruowen komen mocht. Ist sy willig allen costen so desshalben anzukeren von nöten abzurichten. Wir wöllent ouch des sonderlich umb euch gneigten nachpurlichen willens in besserem zu allen ziten verdienen.

Datum den VIIIten tag January anno etc. XXVIII. —

Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg i. Br.

„An die von Colmar."

Unser fruntlich willig dienst zuvor Fursichtigen wisen besonder lieben und gueten frund. Des wurdigen hochgelerten Herren Bernharten Schillers der artzni doctor etc. eefrow mit namen Margreth Schilerin, unser angehorige unnd verwante bericht uns, wie daz ir eeman erstgemelt dem wurdigen, hochgelerten Herren Theofrastus, auch als wir bericht der artznei doctor yetzt by euch wonende, in dem als er uss blodigkeit siner sinn, so wir wissen und noch etwaz entroupt vor verschiner zit zu Basel etlich gulden Ring geben, die sy aber selbst als ein betruepte frow guetlich an ine ir die wider zu geben erfordert und sich daby erpotten, wo sy im etwas von irs egemahels wegen zu thun schuldig, wölt sy im das so es anderst zimlich und gepurlich ouch zu handen stellen, oder aber ime an den orten und enden do sy sesshafft wer, eins onverzogenlichen rechtens sin.

Sollichs het aber by ime bis uf heutigen Tag nit verfahen mögen, desshalben sy den ersamen Niclausen Kungsecker, unsern gerichtschriber, und Joachimen, irn son, dise bewiser, guetlich sollich Ring widerumb an ine zu erfordern und, wo die guetlichkeit nit verfahen, als dann der son daz Recht gegen ime zu gespruchen abgefertigt, mit pit und anrueffen, sy hierinnen mit einer furschrifft an ewer lieb zu bedencken.

Dwil wir dann ir als der unseren zu furderung gneigt ouch uss pflichten schuldig, zu dem uns und mengklichen alhie wissend, wie ir eelicher hausswurt etwas von gots gwalt siner sinn us blodigkeit entroupt und dann der ersamen frowen erbieten der billicheit zimlich und gemess, so ist an ewer lieb unser fruntlich Bit, ir wolt den gmelten unserm gerichtschriber und irm son hier innen behilfflich und retlich sein und mit gmelten Teofrastus, so doch er selbs weist, wie die sachen mit angezeigtem doctor Bernharten geschaffen, sovil guetlich vermogen, daz inen die Ring geben; kan er dann gruntlich, daz man im dogegen etwas zu thun schuldig,

anzeigen, werden sy mit ewer lieb oder denen so darzu von euch verordnet, in aller gepur handlen, daz inen onverwissenlich sein wirt.

Wo aber sollichs ye nit verfohen mocht, so bitten wir ewer lieb, ir wolt gemelten irm son furderlich und onverzogens rechten gegen im zu haben verfolgen und gestatten lassen und darinnen behilflich sin, damit er sollichs mit ringsten costen volenden mög. Daz wollen wir hienach gegen euch und den ewern in solchem mererm und minderm fruntlich verdienen und beschulden.

Datum den XXVIIten tag May Anno etc. XXVIII.

Bittel, Die Elsässer Zeit 76 f.

Paracelsus und das Volk

Seite 163: Oporinus: s. St. 144.

Seite 164: Zur Sprache: oben St. 156 und Bittel Els. Zeit 68. Lauf um den Barchent: Paragr. 8, 46. Vgl. den Lauf um den Scharlach: Zimmerische Chronik, hsgb. von Karl Aug. Barack 1 (1881), 602. — Kirchweih: Paragr. 8, 49. — Redet ihr Säckel: Imposturen 7, 109. — Kohle Kreid machen: Ebd. 7, 120. — Mercurius Badstube: Ebd. 7, 162. — Vierhundert draus: Ebd. 7, 124. — Zu früh froh schreien: Ebd. 7, 125. — Herrgotts Esel: Gr. Wundarznei 10, 213. — Werwolf: Ebd. 10, 173. — Wiederkehr Verstorbener: Sagax 12, 137 ff.

Seite 165: Basilisk: Zwei Bücher v. d. Pestilenz: 8, 383. — Hexentum und Heuberg: De sagis 14, 24 ff. — Schwarzkünstler: Phil. sagax 12, 146 f. — Wald- und Wasserleute usw.: Liber de nymphis 14, 115 ff. — Volksweisheit übernommen: vgl. Strunz, Idee 111. Waltershausen 11. — Was gut für die Hitze: 5, 400. — Hoden in kalt Wasser: 5, 353. — Wundsalbe: Gr. Wundarznei 10, 102 f.

Seite 166: Blutstellen d. Handwerker: Ebd. 10, 115. — Crocus martis etc.: Ebd. 10, 135. — Fingerwurm: Aposteme 4, 217.

Seite 167: Fingerwurm: Bertheonea: 6, 163. — Lena: siehe St. 160. — Und es sind zu dieser Sache nützl. Charaktere: 5, 364. — Si nucha: 5, 375. — Die Wundsegen nicht verachtet: 5, 325.

Seite 168: Meister Hans von Göppingen: 5, 339. — Hans von Hinwil: 5, 350 f. — Der in den Leib geschossene Stein: 5, 378. — Wenn in die testiculi 5, 379. — Im Erfrieren der Glieder: Gr. Wundarznei 10, 209.

Seite 169: Solcher Sekten sind viel: De Ulceribus 6, 173.

Seite 170: Was ist Kunstreiche: Paragr. 8, 215 f. Vgl. oben St. 228 f.

Seite 172: Zu den Zeiten Hippocratis: Vol. Param. 1, 228.

Der Kampf geht fort

Seite 174: Brief an Amerbach, den Humanisten: bei Sudhoff 6, 34 mit Faksimile. — Zu Phrusius-Fries vgl. Bittel, Els. Zeit 63 ff. und unten Anm. zu 208.

Seite 175: Zweiter Brief: 6, 36 mit Faksimile.

K. Bittel, Die Elsässer Zeit des Paracelsus (Jahrbuch d. wissenschaftl. Instituts d. Elsaß-Lothringer im Reich 1943, 70 u. 71) macht noch folgende Briefe der Amerbach bekannt. Basilius schreibt am 8. März 1527 seinem Bruder: ... Ich kann mir nicht vorstellen, wie Du Deine Zeit (in Neuenburg am Rhein) verbringst, wenn ich nicht annähme, daß Doct. Theophrastus, der Arzt, als Schwatzgenosse (congerro) bei Dir wäre.

Zwischen dem ersten und zweiten oben besprochenen Briefe an Bonifacius Amerbach liegt dieser Antwortbrief des Bonif. Amerbach aus Basel vom März 1528: Ich bedauere Deine unerwartete Abreise und werde Dich, wie Du es wünschst, gegen die Verleumdungen in Schutz nehmen und bin zu allen Diensten bereit. Daß Du Dich über meine Krankheit besorgt zeigst, ist ein um so größerer Freundschaftsdienst, weil Du Dich auch jetzt noch daran erinnerst, trotz der Abwesenheit. Du wirst mich sehr zu Dank verpflichten, wenn Du Acari — so glaube ich jedenfalls sagen zu können — ein Rezept gegen Phlegma verordnest.

Seite 176: Unser Krieg ist lange gegangen: Berth. Entwürfe 6, 180. — Jus jurandum: Ebd. 6, 181.

Seite 177: Wenn es der Arzt verlangte: Ebd. 6, 169 f.

Seite 178: Was ich zu Ärzten geboren hab: Berth. 6, 55.

Seite 179: Nun merket auf, ihr Ärzte: Ebd. 6, 73. — Mein Ursach, zu schreiben: Ebd. 6, 58.

Seite 180: Zum fünften: Entw. Berth. 6, 178.

Seite 181: Von der Wundartzney, hsgb. durch Toxites 1577 in Straßburg, bei Huser, Chirurg. Bücher und Schriften 525—551, bei Sudhoff als „Antimedicus" 5, 411—490. — Serogolia: Ebd. 5, 413. Zur Datierung vgl. auch Bittel, Els. Zeit 60 ff. — So wisset, so ein Augencataracten: Ebd. 5, 440.

Seite 182: Gegen Griechen: Berth. 6, 50 f. 54. — Der Arzt

kommt aus d. Natur: Ebd. 6, 52. — Mensch ein Element: De Ulceribus 6, 231. — Mensch und Elemente eines Geblüts: Ebd. 6, 286. — Mineralia im Corpus: Ebd. 6, 231.

Seite 183: Nimm vor dich elementum aquae: Berth. 6, 122. — Wie also die Natur geordnet: Ulcerib. 6, 246. — Temperatur: Ebd. 6, 225. — Plan der Bertheonea: 6, 59. — Innere Welt eröffnet: Berth. 6, 69 f. 91.

Seite 184: Ich sage, daß die Natur des Leibes: Ebd. 6, 62. — Es bösert im Leib sich nichts: Ulcerib. 6, 225.

Seite 185: Wisset, daß die Heilung d. offn. Schäden: Berth. 6, 135. — Zerbrochn. Balsam erstatten: Ulcerib. 6, 250. — Der äußere Balsam der Elemente: Berth. 6, 135.

Seite 186: Apostema Früchte: Berth. 6, 156 ff. — Was aber materialis causa sei: Ebd. 6, 157.

Seite 187: Der Zecher: Leben 62 ff.; dazu Bittel, Elsäss. Zeit 78 f. = Straßburg. Monatshefte 1943, April (S. A. 3 f.); Hartman 75. — O ihr Guckgäuch: Von Blattern 6, 322. — Setze einen Begriff d. Anatomei: Ebd. 6, 306. Vgl. dazu Paracelsusforschungen 2, 40 Anm.**, es handle sich um irgendeine gelegentliche Polemik eines Zeitgenossen in irgendeiner größeren Schrift irgendwelcher Art, die wir nicht nachweisen können. Aber, muß man Sudhoff entgegnen, da von Paracelsus nichts Gedrucktes vorlag, kann es sich nur um Nachrichten aus Basel handeln, gegen die polemisiert wird, also um eine Fortsetzung der Baseler Hetze. — Ferrara anatom. Gewölbe: Von Blattern 6, 337.

Seite 188: Zum Streit um den Doktortitel: Defens. VI: 11, 154; Hartmann 46. Albert Burckhardt (Basel), Nochmals der Doktortitel von Paracelsus. Correspondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1914 Nr. 28; Leben 44 ff.; oben St. 436 f. — Ich hätte mich der hohen Schulen: Von Blattern 6, 313. — Scholastik: Ebd. 6, 367. — Ich hätte mich doch nicht versehen: Ebd. 6, 315.

Seite 189: Ich will mich euers ... Scheltens: Ebd. 6, 320. — Ihr wollt Juristen: Von Blattern 6, 350. — Boners Verhandlungen mit Basel: Paracelsusforschungen 2, 71; Hartmann 71 f.

Seite 190: Wie Sudhoff in seiner Ausgabe De Ulceribus auf den 8. August 1528 hat datieren können, verstehe ich nicht. Die Schrift datiert (ebd. 6, 212) ganz deutlich „im 1528. am achten tag des heumonats". Das ist nach paracelsischem Sprachgebrauch (vgl. 8, 212) der Juni. Auch der „8. Juli" Nethammers (Acta Paracelsica. H. 1, 31) ist also ein Irrtum.

Seite 191: Eßlingen (Mercur. 8, 259) und Nördlingen: Leben 67 f. — Wie ich überall von Mund aus: Von Blattern 6, 458 f. — Viel sind gewesen: Ebd. 6, 462 f. — Warnung vor seinen Schülern: Ebd. 6, 389.

Seite 192: Sebastian Franck, Chronica / Zeytbuch vnd geschycht bibel 1531, Fol. 243 A. — Ich hab mein Hauptgut: Spitalbuch 7, 375.

Seite 193: Die Syphilisschriften: Von Blattern, Lähme, Beulen, Löchern und Zitrachten der Franzosen, bei Huser Chirurg. Bücher und Schriften 249—308, bei Sudhoff 6, 301—479. Vom Holtz Guaiaco gründlicher heylung 1528, Faksimileabdruck bei Sudhoff 7, 51—68. Von der Französischen krankheit Drey Bücher. Para. Nürnberg 1530, bei Huser, Chirurg. Bücher und Schriften 149 bis 189, bei Sudhoff 7, 67—181, die „Imposturen" genannt. Von Ursprung / Herkommen / vnd Anfang der Frantzosen ... Acht Bücher, bei Huser, Chirurg. Bücher und Schriften 189—248, bei Sudhoff 7, 183—366. Spital-Buch, hsgb. von Bodenstein 1562, bei Huser Chirurg. Bücher und Schriften 309—323, bei Sudhoff 7, 367 bis 412. Vgl. Joh. Daniel Achelis, Über die Syphilisschriften Theophrasts von Hohenheim. I: Sitzber. Heidelberg. Akad. Mathemat.-naturw. Kl. 1938 H. 9.

Dasselbe Land muß den Namen behalten: Imposturen 7, 187. — Um 1480: Ursprung 7, 189. — Nun wisset, daß die Luxuria: Ebd. 7, 190.

Seite 194: Das erst geschrey des holtzes: Guaiak AijR. Unklar Sticker 27. — Das erst von der impostur: Imposturen 7, 69. — impos: Imposturen 7, 147.

Seite 195: Denn ich kann wohl erkennen: Ebd. 7, 106. — In den französ. Krankheiten sind die Hauptstück: Ebd. 7, 108.

Seite 196: Die Blattern sind einer solchen Eigenschaft: Von Blattern 6, 352. — Transplantation der Nelken usw.: Ebd. 6, 357. Syphilis Transplantation: Ebd. 6, 352. — Es bewährt sich auch vielfältig: Ebd. 6, 372, 373.

Seite 197: Anatomia essata beschreibt die virtus: Ebd. 6, 349. Habt ihr nie verstanden: Ebd. 6, 348. Vgl. dagegen die abfälligen Worte über die landläufige Anatomie: Opus 9, 139.

Seite 198: Nun wisset, daß luxuria: Ursprung 7, 190.

Seite 199: Denn Venus ist dieser Krankheit: Ebd.

Seite 200: Im Leib liegen alle partes: Ursprung 7, 287. — Wisset, daß wir aller Krankheit Samen: Ebd. 7, 288.

Seite 201: Denn Anthera ist: Ebd. 7, 290.

Seite 202: Und die Kunst der Administrierung: Ebd. 7, 295. — Ebenso wie die Erde zum Herbste geht: Ebd. 7, 256, 257. — Der Sommer ist nicht eine Hitze: Ebd. 7, 255.

Seite 204: Im Menschen sind die vier Elemente: Ebd. 7, 209. — So nun der Himmel den coitum regiert: Ebd. 7, 212.

Seite 205: Wie ihr seht, daß das Feuer: Ebd. 7, 213. — Gleicherweise wie ihr seht: Ebd. 7, 248. — Aus Kraft dieses Elements: Ebd. 248 f.

Mein ist die Monarchei

Seite 206: Ich hab lassen ausgehn: Paragr. 8, 36 f. — Das höchste, so wir Arzt: Spitalbuch 7, 369. — Jeglichen besonders in seinem Druck: Ebd. 7, 380 f.

Seite 207: Und will euch hierbei ermahnt: Ebd. 381. — Wer seinen Feind mit Sänfte: Ebd. 7, 388. — Franck: siehe St. 192. — Apothekerschützen: Paragr. 8, 44. Vgl. 8, 38. — Ihr werdet büßen: Ebd. 8, 42.

Seite 208: Kann nur von luxu und venere schreiben: Ebd. 8, 61. (35. 42.) — Glatze: Ebd. 8, 63. — Waldesel: Ebd. 8, 65. Vgl. Zimmerische Chronik 2, 247. — Stehle seine Arbeit: Ebd. 8, 33. — Nigromantist: Ebd. 8, 33; vgl. 112. 157.

Nigromantist. Zu Paracelsi bitteren Worten: einer hielt mich für taub (toll), dem andern war ich ein Nigromantist, bemerkt Sudhoff, Forschungen 2, 45: Wie wir unten sehen werden, ist Lorenz Fries (Phrusius in Colmar) „der andere". S. 70 f. führt er aus: „Als Paracelsus 1529 seine „Practica gemacht auff Europen" veröffentlicht hatte und darin (namentlich in der Schlußrede ‚An die Astronomos') die altüberkommene astrologische Manier bekämpfte, da griff Fries dies sofort auf und schrieb in seiner ‚Prognostication oder Weissagung auß des hymmels lauff. durch Laurentium Frießen gemacht, Auff das jar M.CCCCC.XXXI (s. l. et a. 7 Bll. 4°) in der Vorrede folgendes: ‚Es brechen yetzund zu vnseren zeiten etliche her für, welche sich grosser ding vermessen auß des hymmels lauff weiß zu sagen, mer dann die kunst an ir selbs geleisten mag. Lassen sich damit nit sättigen, vernichten vnd verschmahen domit alles was bißher von andern erfarnen,

auß ler der alten gemacht worden ist, gleich als ob die kunst Astrologia gestorben, vnd durch sye wiederumm von dem tod erwecket. So ich doch die sachen durch eine klare brillen besichtigen, befind ich das etliche ir teüffelische angeben, so sye auß der mißlichen kunst Necromantia (welche doch gar bey wenigen in ihrer reinigkeit funden würt) gezogen, mit dem mantel der Astronomy bedecken wöllen, gleich als der Esopisch rap sich mit pfawenfedern vnderstunde zu schmucken. Ich sorgen aber warlichen, ihre schwartzen federn der lugen vnd boßheit werden bald widerumb herfür brechen, wie ynen auch vormals beschehen, do sye sich außgaben ein newe kunst der artzney zu lernen, verachten Hippocratem, Galenum und andere alten. Man mag nun leichtlichen mercken zu welchem ich schreib.' — Hohenheim merkt es und spielt mehrfach auf Fries' astrologische Schriften an (z. B. Fol.-Ed. II S. 630 B auf Fries' Schrift über den jüngsten Tag, 1523. 4°); er weist die Imputation, daß er für Astrologie Necromantie einschmuggeln wolle, mehrfach zurück, z. B. im Paramirum II (also wohl sehr bald, nachdem er von Friesens Invectiven Kenntnis erhalten) „... das ist der Schleim, den die Astronomi vor den Augen haben: Vnd so es gesagt wirdt so mudern sie: Vnd so ihr irrung zu den Abergleubigen künsten verworfen wirdt, vnd der rechten nachgangen, so schemen sie sich nit zusagen, Es ist Necromantia (Quart-Ausgb. I S. 136)."

Seite 208: Sie heißen mich ihren Ketzer: Paragr. 8, 47. — Wie tut es euch wohl: Ebd. 65.

Seite 209: Ob hiermit Scheltung: Ebd. 51. — Brief an Magenbuch: 8, 29.

Seite 210: Leipziger Dekan: Leben 78. Zum Fuggerschen Guajak-Handel: E. Hönncher, Ztschr. hist. Ver. Schwaben 1941, 372 und Stieder, Dermatolog. Wochenschr. 1934, 888. — Brief nach Nürnberg: Chirurg. Bücher u. Schr. 679 f. — Entwurf zum Brief: 8, 131 f. Zur Zensurfrage: Hartmann 76 f.

Seite 212: Wie habt ihr Luder gelegt: Paragr. 8, 63.

Seite 213: Und ob ihr mir noch so viel Skorpion: Ebd. 8, 41. Lindroth im Lychnos 1941, 222 f. — Es muß euer Nichtkönnen: Paragr. 8, 59 f. — Ich soll ein verworfen Glied: Ebd. 8, 61. — Wer ist Galen: Ebd. 49. — Das sind die geschwornen Meister: Ebd. 45.

Seite 214: Wie gern sprächt ihr: Ebd. 66. — Mit was Spott: Ebd. 62 f.

Seite 215: O euers armen Galeni Seel: Ebd. 57. Vgl. dazu Sudhoffs Hinweis auf Thesaurus thesaurorum alchimistrarum (Husers Quart-Ausg. 6, 399) und Thomas Lieber (Erastus), Disputationum De Nova Philippi Paracelsi Medicina. Pars altera. Basel 1572 S. 19 = Paracelsusforschgn. 2, 43. — So ich kein Behelf: Paragr. 57 f.

Seite 216: Wie wird es euch Cornuten: Ebd. 56 f. — Ihr müßt mir nach: Ebd. 56.

Seite 217: Der Name cholera: Ebd. 8, 73. — Nicht verlasset euch unnützer Wort: Ebd. 8, 65 f.

Paragranum

Das Paragranum liegt vor in einem ersten Entwurf (bei Sudhoff 8, 33—50), einer ersten (8, 51—113) und einer endgültigen Ausarbeitung (8, 135—221), bei Huser steht es 2, 5—142. Para steht wohl in der Bedeutung von „ausgezeichnet", granum ist Korn, hier wohl das „Korn Goldes", ein ausgezeichnetes Goldkorn also, — der Titel lag für einen Adepten nahe. Vgl. auch K. Bittel, Paracelsus-Dokumentation, Ref. Bl. A 44: Para und Paracelsus; Ders. Ist der Beiname Paracelsus am Oberrhein entstanden?: Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. 56 (1943), 668 ff. u. oben 255. Zur Geschichte der Schrift Sudhoff 8, 5 ff.

Seite 218: Der ist ein Philosophus: Paragr. 8, 77.

Seite 219: Aus der Natur: Ebd. 140. — Soll die Philosophie traktieren: Ebd. 117. — Albertus: Ebd. 148.

Seite 220: Nichts ist im Leib: Ebd. 143. — Dieweil nun d. Arzt: Ebd. — Der Mensch ist nach Himmel: Ebd. 164.

Seite 221: Erstlich teile alle Gewächs: Ebd. 8, 121 f. — Ihr habt Metall: Ebd. 90.

Seite 222: Denn wie es außen ist: Ebd. 8, 180. — Wie der Mensch von d. Erde: Ebd. 167.

Seite 223: Die Hand, die Licht: Ebd. 8, 97. — Doch aber ist ein Ding: Ebd. 96. — Alle Infektion: Ebd. 97.

Seite *224:* Dieweil nun aber im Grund: Ebd. 8, 175. — Beide Venus konjugieren: Ebd. 182. — Namengebung d. Krankheit: Imposturen 7, 187.

Seite 225: Die astra und corpora: Paragr. 8, 177. — Wie der Himmel wirken die übrigen Elemente: Ebd. 170.

Seite 226: Gleicherweise wie durch ein Glas: Ebd. 8, 163. — Daß die corpora davonkommen: Ebd. 188.

Seite 228: Kunstreiche des Arztes: Ebd. 8, 215 f. Vgl. oben St. 170 f.

Seite 229: Der Arzt ist der: De Caducis 8, 321. — Natürl. Licht: Peuckert, Pansophie Register s. v.

Seite 230: De Caducis: Von den hinfallenden Siechtagen (De caducis liber I) und: Von hinfallenden Siechtagen der Mutter (De caduco matricis — oder: de caducis liber secundus), bei Huser 4, 317—364 und 365—417, bei Sudhoff 8, 261—315 und 317—368. — Baseler Vorlesung: Cad. 8, 320.

Seite 231: Der Mensch hat vier Anatomei: Cad. 8, 347. — Denn was außen ist: vgl. Cad. 8, 273 f. — Mutter eine Welt: Cad. 8, 327 ff.

Seite 232: Ich ermahn euch an die Armen: Cad. 8, 323. Vgl. Strunz, Idee 155.

Magie der Bilder

Liber de Imaginibus, bei Huser 9, 369—393, bei Sudhoff 13, 361—368; zur Textgeschichte ebd. X seq. Auslegung über etliche Figuren Jo. Liechtenbergers, bei Huser Appendix Bd. 10, 230—275, bei Sudhoff 7, 475—530. Auslegung der Figuren / so zu Nürenberg gefunden seind worden, bei Huser Appendix Bd. 10, 139 bis 189, bei Sudhoff 12, 509—585. Prognostication auf xxiiii. jar zukünfftig, erschienen 1536, bei Huser Appendix 10, 190—227, bei Sudhoff 10, 579—620, vgl. ebd. XLII seqq.

Seite 234: Nun ist erstlich zu wissen: Imag. 13, 361. — Durch Bilder: Ebd. 364. — Kl. Kyranniden: Sagax 12, 526. — Der aber ein solch Bildnis: Imag. 13, 364. 365.

Seite 235: Und das sollt ihr wissen: Ebd. 13, 375. — Ihr sollt wissen, daß die chiromantia: Ebd. 376.

Seite 236: Seht an die Wurzel satyrion: Ebd. 377. Satyrion ist Knabenkraut; zum Gebrauch vgl. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch d. dtsch. Aberglaubens s. v. Knabenkraut. Diese Magie ist Signatur. Siehe Bächtold-Stäubli s. v.; Strunz, Idee 185. — Kreuze haben eine große Prophezei: Imag. 13, 373.

Seite 237: Gar wohl und gründlich wissen: Ebd. 13, 372. — Lichtenberger: s. Bächtold-Stäubli s. v. — Der weiß Schenkel: 8, 245.

Seite 238: Hie führt Lichtenberger: Auslegung 7, 488. — Schlafende König Matthias: Ebd. 7, 499.

Seite 239: Liber de summis pontificibus: Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch s. v. „Weissagung, joachitische".

Seite 240: Nürnberg gut abkonterfeit: Außlegung 12, 571. — Wie denn deren Bilder: Imag. 13, 366.

Seite 242: Sollte sichs gebühren: Progn. 10, 617. — Habt acht auf das zukünftig 42: Ebd. 612. — Aber nit weit vom 43: Ebd. 613. — Goldene Welt. Zur „goldenen Welt": Peuckert, Der Schwärmer Paracelsus: Deutsche Rundschau 56 (1929), 122—134. Progn. 10, 615. — Kröten auf Dornenstrauch: Ebd. 586. 617. Elsäss. Tradition: Herm. Haupt, Ein oberrhein. Revolutionär aus d. Zeitalter Maximilians I. (Westdeutsche Zeitschr. f. Geschichte u. Kunst. Erg. Heft 8), 147²; R. Reuß, Fragments des anciennes chroniques d'Alsace 1890. 27 nach Dan. Specklins Elsäss. Kollektaneen.

Seite 243: Das ein Ding auswendig ist: Prog. 10, 585.

Seite 244: Die Prognostica: Practica D. Theophrasti Paracelsi / gemacht auff Europen 1529, bei Huser, Fasciculus zum Appendix Bd. 10, 5—12, bei Sudhoff 7, 457—467. Dazu 8, 237 ff.; zur Textgeschichte ebd. 7, 40 ff., ferner Bittel, Elsäss. Zeit 81 ff; Ders. „Paracelsus genannt": Wiener med. Wochenschr. 1943, 451 ff.; Ders. Paracelsus am Oberrhein: Straßb. Monatsh. April 1943. Pronosticatio Paracelsi Theophrasti / auff diß gegenwertig jar, nicht bei Huser, bei Sudhoff 7, 469—473. Ußlegung des Cometen, Huser, Fasciculus 31—49, bei Sudhoff 9, 369—393. Ußlegung der Erdbidem, nicht bei Huser, bei Sudhoff 9, 395—402. Vßlegung deß Fridbogens, nicht bei Huser, bei Sudhoff 9, 403—410. Vßlegung deß Cometen vnd Virgulte, bei Huser Fasciculus zum Appendix Bd. 10, 50—57, bei Sudhoff 9, 411—420. Von den wunderbarlichen / vbernatürlichen zeychen / so inn vier jaren, nicht bei Huser, bei Sudhoff 9, 427—443. Practica Teütsch auff das MDXXXV. Jar, nicht bei Huser, bei Sudhoff 9, 445—460. Practica Teütsch auffs MDXXXVII. Jar, bei Huser Fasciculus ... 57—67, bei Sudhoff 11, 225—237. Practica teutsch auff das Tausent fünffhundert vnd XXXVIII. Jar, nicht bei Huser, bei Sudhoff 11, 239—249. Practica ... Auff das Jahr nach Christi Geburt MDXXXIX, bei Huser Fasciculus ... 67—78, bei Sudhoff 11, 251 bis 265. Entwürfe zu Jahrespraktiken unbestimmter Zeit ebd. 11, 267—278.

De Eclipsi Solis, bei Huser Fasciculus ... 81—87, bei Sudhoff 8, 223—236.

Daß Paracelsus die landläufige Astrologie ablehnte, ist schon oft genug gesagt worden: Strunz, Idee 46 ff., und ist nur zu erinnern.

Seite 245: Welcher da will prognostocieren: 7, 459. — Aus Astronomie erfährt man: 7, 460. — Magic ist nicht: 8, 247. —

Seite 246: Item wann ihr wollt prognostocieren: 11, 275. — Signa autem temporis: 9, 379. — Zwei Auslegungen: 9, 380.

Seite 247: So nun die Wahrheit: 9, 386.

Seite 248: Eine jegl. Monarchie, die zergehen will: 9, 374. — Dabei wisset auch: 9, 389. — Denn ein jegl. Erdbeben: 9, 397.

Seite 249: Also weisen es die Zeichen: 9, 409 f. — Strafzeichen folgt Friedenszeichen: Ebd. 406 f. — Demnach und nächstverschienen: 9, 413.

Seite 250: Weltenjahr: 9, 523. — Ihr sollt wissen, daß zu den Zeiten Hippocratis: Vol. Param. 1, 228.

Seite 251: Die Jüden haben sich: Lab. 11, 163.

Seite 252: Nichts wird sein: 9, 428. — Allein darum, daß der natürl. Freimut: 9, 443. —

Du oberster Bischof

Seite 253: Büchlein vom Mercurio, bei Huser Chirurg. Bücher u. Schriften 625—627, bei Sudhoff 8, 255—260.

Seite 255: P. und Franck: darüber handle ich eingehend in meinem „Sebastian Franck" 1943, wohin ich ein für alle Mal verwiesen haben will. Schon Strunz I, 63 hat, wie ich eben sehe, die Vermutung geäußert, daß P. und Franck sich kannten. Ebenso nimmt sie Sudhoff, Paracelsusforschgn. 2, 132 für außer jedem Zweifel an. — Zu Para: Anm. zu St. 217.

Seite 256: Auslegung d. Psalmen des letzten Viertels: S. 2, 479 ff.

Seite 257: Das Argument dieser Auslegung: Ebd. 480. — David ist der Ausleger: Ebd. — So wir Christum suchen sollen: Ebd. 489. — Gott gibt seinem Volk die Gnad: Ebd. 488. — Es ist keine Liebe: Ebd. 483.

Seite 258: David setzt uns einen Psalm: Ebd. 482. — Daß wir alle sollen gleich sein: Ebd. 483. — Einzelgänger wie Franck: Peuckert, Schwärmer Paracelsus: Deutsche Rundschau 1929, 128 ff. (dazu Peuckert, Pansophie 251—265); Waltershausen 15. — Zu dem siebenten Elemente: S. 2, 272.

Seite 259: Auszug Sudhoffs: Ebd. 273.

Seite 260: Das Abendmahl soll in keinem Tempel: Ebd. 277. Vgl. Strunz, Idee 180. — Die Schar der Gläubigen: S. 2, 278. — Bruder: s. dazu S. 2, 278 f. über die socii und S. 2, 279 über die sodales. Die Bruder-Bezeichnung war auch in den Kreisen Francks und Schwenckfelds wie in denen der Täufer geläufig. Vgl. L. Keller, Staupitz 1888, 252 ff. 283 nach Bullinger, Der Wiedertäufer Ursprung fol. 19; Keller 289 ff.

Opus Paramirum

Opus Paramirum, bei Huser 1, 67—237, bei Sudhoff 9, 37—248.

Seite 262: Theophrastus sei kein Philosophus: Imposturen 7, 157. — Denn so wir die seltsamen Wunderwerk: Opus 9, 80. — Essen Formerstattung: Ebd. 71 ff.

Seite 263: Jetzt wisset auch, was eines jegl. Amt sei: Ebd. 9, 82 f. — Darum, so wisset, daß also in den dreien: Ebd. 83. — Im ersten zerbricht d. Mensch: Ebd. 53.

Seite 264: Nun aber ist es nicht minder: Ebd. 173.

Seite 265: Der Mensch ist aus nichts gemacht: Ebd. 9, 94. — Seltsam, neu, wunderbarlich: Ebd. 120.

Seite 266: Selig wäre die Stunde: Ebd. 63. — Wiewohl sich die Zeit d. Ruhe: Ebd. 121. — Alle Krankheiten zu erkennen: Ebd. 54.

Seite 267: Wiewohl vorhin ein Buch gesetzt ist: Ebd. 122.

Seite 268: Zwar wird gemeinhin nur das Faß: Ebd. 9, 209.

Seite 269: Die Mutter ist ein Ding: Ebd. 179.

Seite 270: Alle wachsenden Dinge gespalten: Ebd. 9, 185. — Der göttl. Geist über dem Wasser: Ebd. 191 ff. — Denn wiewohl ein Tod: Ebd. 181.

Seite 271: Was ist der Limbus: Ebd. 192. — Der Mann der Frauen astrum: Ebd. 216.

Zu Paracelsi Mutter-Verehrung: Hartmann 5 f.; Strunz, Idee 80 f.; dagegen Sticker 10.

Sticker 61 spricht von einem dem Opus paramirum gleichzeitigen Werke Oculta philosophia und setzt dieses auf 1520; das ist eine arge Verwirrung der Chronologie. Die Datierung von Occ. phil. — Sudhoff will sie übrigens verunechten, — ist offen; Opus paramirum aber ist durch die Vorreden genau festlegbar.

Philosophia magna

Seite 273: Die Philosophia magna I druckte Huser im 9. Bande seiner Ausgabe, Sudhoff 14, 1—377 ab. Nach Sticker 70 übergab P. das Manuskript der Pfalzneuburger Bibliothek; ich weiß nicht, woher seine Angabe stammt.

Inhalt des Bandes: 14, 3 f.

Seite 275: So einer fällt: 14, 199. — Wenn es einem gut geht: Ebd. 198 f.

Seite 276: Wenn man fragt, was hat dies Kraut: 14, 215. — Daß der Himmel die Inklination: Ebd. 227. — Denn was hat ein Zimmermann: Ebd. 221 f. — Albertus Magnus: Ebd. 244 f.

Seite 277: Nun aber ist es also, daß vielerlei Weissagung: 14, 153.

Seite 278: Solche Figuren hat Liechtenberger: 14, 186.

Seite 279: So das sperma: 14, 330. Vgl. zum Homunuculus auch Leonh. Thurneyssers zun Thurn Onomasticum ander Theil 1583, Fol. 91.

Seite 280: Der Geist ist nit die Seel: 14, 301. — 281: Ich setze, es käme einer: 14, 162 f.

Seite 282: Wisset, daß wir von Geburt: 14, 165.

Seite 283: So das Kind den Ascendenten: 14, 9. — Wenn der Mensch eine fleischliche Art: Ebd. 10. — So nun der ascendens einen solchen Strich: Ebd. 11.

Seite 284: Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris: 14, 115—151. Ich habe im „Lesebuch" den Hauptteil abgedruckt. Zusammenhänge bestehen mit De meteororum und Philosophia sagax. Vgl. Waltershausen 99 Anm. 26.

Seite 285: Welche Ding die Geist nit tun: 14, 120 f. — Nun aber, Menschen sinds: Ebd. 132. — Nun aber weiter, so ist das auch: Ebd. 132 f.

Seite 286: Wir wissen, daß vier Elemente sind: Ebd. 125.

De vita beata

Die Ausgabe der Vita beata ist im ersten Band stecken geblieben. Er bedarf nach Sudhoffs eigenem Urteil einer völligen Erneuerung. Wir bezeichnen: II 1 und Seitenzahl.

Seite 288: Inhalt der Philosophia magna II: S. 2, 781 ff.

Seite 289: Es hat mich denn jetzt für gut angesehen: S. 2, 408.

Seite 290: Niemand ist der, der nach seinem Tode: II 1, 69.

Seite 291: Daß ich hie schreib: Ebd. 76. — Ich gedenk, daß ich Blumen sah: Ebd. 80.

Seite 294: Denn niemand ist der, der nach seinem Tode: II 1, 69.

Seite 295: Wir sind einer ungewissen Stund: Ebd. 129. — Es sind viel große Dinge: Ebd. 89. — Aber so eine religio: Ebd. 105. — Denn das ist die bewährte: Ebd. 92.

Seite 296: Der selige Weg der Nahrung: Ebd. 241. — Bist du ein Bauer: Ebd. 243. — Darum ist unser Reichtum: Ebd. 246.

Seite 297: Einer der müßig geht: Ebd. 253. — Selig und mehr denn selig: Ebd. 83. Dazu Strunz, Idee 39 f. 174. — Der reich ist: II 1, 83.

Seite 298: So Gott einem Reichtum gibt: Ebd. 155.

Seite 299: Am ersten, so du in der Liberalität: Ebd. 157 f.

Seite 299: Dergleichen behafte dich nit: Ebd. 158.

Seite 300: So du dich nun also geledigt hast: II 1, 158. — Der Verstand des seligen Reichen: Ebd. 161 f.

Seite 301: Bist du ein Ritter: Ebd. 167. — Doktor: Ebd. 221 f.

Seite 302: So sie nun Gott setzt: Ebd. 224. — Allein die Auserwählten: Ebd. 225. Von dieser Ämterlehre her leitet Waltershausen 24 ff. Paracelsi Spiritualismus ab. — Doctor theol.: Sudhoff, Paracelsusforschungen 2, 159 f. bemerkt zu der Unterschrift im Sterzinger Pestbüchlein „Theophrastus Von Hohenheym der Heyligen Schrifft Professor beider Artzney Doctor": Diese eigentümliche Bezeichnung kehrt fast wörtlich in den als echt erwiesenen beiden Briefen an den Magistrat von Memmingen vom 10. Oktober 1536 wieder, denn dort unterschreibt er sich „Theophr. v. Hohenh., der heil. gschrift und beder Artzney Doctor". Daß er handschriftlich 1533 (De Coena Domini Libri XI: Versuch einer Kritik 2, 285) „sacrarum literarum medicinarumque doctor" heißt, haben wir gesehen; auch in einer anderen Abendmahlschrift „Coena Domini Declaratio" nennt er sich „Aureolum Theophrastum Paracelsum Sacr. L. Doctorem". Beachtenswert ist gleichfalls die Unterschrift einer von Balthasar Flöter 1567 in den „Astronomica et Astrologica" veröffentlichten (S. 219) und von Huser wieder abgedruckten „Epistola ad amicum" (4°-Ed. Bd. X Fasciculus zum Appendix S. 48/49; Fol. Ed. II S. 643) betreffend die Kometenschrift von 1531 (oder wahrscheinlicher 1532), welche lautet: „Th. H. S(acrar.) L(iterarum) Professor(,) vtriusque Medi-

cinae, artiumque Doctor, Philosophiae propagator"; der Brief ist aus „M" datiert. — Möglicherweise hat Hohenheim schon 1530 diese Titulatur für sich gebraucht, denn es heißt eine Überschrift im 4. Teil des Psalmenkommentars „die Auslegung des Psalters Dauid des 4. teils die 4. distinctio Theoph. von Hohenheim der h. Geschrifft vnd beyder Arzneyen Doctor", und dieser Teil des Psalters hat unter dem „Eingang zum Leser" die Datierung „Geben zu Zimern am Zinstage vor Jacobj (25. Juli) im 1530". — Vgl. auch Luther, An den christl. Adel (Bonner Ausg. 1, 415).

Seite 303: Urchristentum: Vgl. Peuckert, Pansophie 251 ff.; zu Franck mein. „Seb. Franck", zu Schwenckfeld: Karl Ecke, Schwenckfeld Luther u. d. Gedanke einer apostolischen Reformation 1911. Hier verankert Strunz, Idee 165. 167 ff. 179 ff. auch Paracelsi Arzttum. Siehe auch Waltershausen 15 ff.

Seite 305: Also lieb sind wir Gott: II 1, 213. — Freie Wille: Ebd. 71.

St. Gallen

Seite 307: Rütiners Anekdoten: Leben 103 ff., schon vorher Paracelsus-Forschungen 2 (Falsch datiert hier Sticker 71). — Schobingers Brief: Leben 107 f. und vorher Paracelsus-Forschungen 2, 123—146; über Schobinger: Aberle 28, 305 ff.

Bartholomäus Schobinger war nach der Familienchronik (vom Anfang 17. Jh.) ein hochverständig und weltweiser Mann, dem nichts lieber war, als die Natur und Eigenschaft aller natürlichen, wie auch durchaus allerlei geheime schöne und nützliche Künste zu erforschen. Er hinterließ zwei Kunstbücher in deutscher Sprache wie auch etliche alchimistische und andere geheime Bücher in lateinischer Sprache, teils von ihm geschrieben, teils nur glossiert: Paracelsusforschgn. 2, 141. — Über seine Beziehungen zu Paracelsus schreibt Leonard Meister, Helvetiens berühmte Männer 1799. 2, 33: andere Schriften, besonders auch sein wichtiger, sehr vertraulicher Briefwechsel mit Bartholomäus Schobinger zu St. Gallen, wurde an letzterm Orte in der Schobingerschen Familie verwahret: die Notiz basiert auf Goldast, Rerum Alamannicarum scriptores III. 1661. de auctoribus Bl. § 2 R: Paracelsusforschgn. 2, 142. Nachforschungen durch Sudhoff ergaben nichts.

Seite 308: Hohentwiel: s. Anm. zu St. 320.

Seite 311: Vßlegung des Cometen usw. s. oben St. 247 ff. Keßler,

Sabbata 2, 288 schreibt in Bezug auf die Vßlegung des Cometen 1531: Dißen Cometen haben dutet vnd vßgelegt Theophrastus von Hochenhaim / zu der zit hie zu sant Gallen wonend / burgermaistern Christian Studer artzende . . .: Paracelsusforschgn. 2, 138. — Brief an Jud: 9, 373. Zu Leo Jud vgl. Egli, Zwingliana 2 (1907), 161 ff.

Seite 312: Bullinger: s. St. 432; Oporinus: s. oben St. 427 f. Auch Strunz, Idee 26 glaubt an seine zeitweilige Hinneigung zu Zwingli. Über P. Stellung zur Reformation handelte, doch z. T. einseitig, Hartmann 115 ff. H. hat das „freie Christentum" der Männer vom Schlage Paracelsi, Franck oder Bünderlin nicht erkannt, sondern spannte ihn nur in das Schema lutherisch oder katholisch. Besser Strunz I, 60 ff.

Seite 313: Sie lont sich natürlich ansehen: 9, 399. — Nit in der Zahl der Sterne: Ebd. 413.

Seite 314: Wiewohl das ist, da in den 1532 Jahren: S. 2, 435. — Es soll sich keiner unterstehen: Ebd. 435 ff.

Seite 317: Es hat nit alles von Stund an: Ebd. 436 ff.

Flucht

Seite 319: Diese Krieg, die jetzt läufig sind: 9, 417 f.

Seite 320: St. Gallener Zustände 1532: Hartmann 81 f. 123. — Conrad Gesner in Bibliotheca universalis (Tiguri 1545 Fol. 644) schreibt: Composuit etiam ad abbatam S. Galli nescio quae theologico opera, quae publicata non puto. Sudhoff hat keine Spur von ihnen finden können: Paracelsusforschgn. 2, 147.

Escher in Ersch u. Grubers Encyclopaedie III 11, 285 (1838) kennt mündliche Überlieferungen, nach denen P. längere Zeit in den Appenzeller Landen weilte und durch die Dörfer Hundwil und Urnäsch gekommen sei, und an viele Örtlichkeiten im Tal des Urnäschbaches von der ersten Mühle bis zum Roßfall oben im Tal sollen sich Sagen von ihm knüpfen, auch ein medicinisches Manuskript und eine Pergamentrolle sollen sich dort befunden haben. Sudhoff hat nichts davon finden können: Paracelsusforschgn. 2, 151. Die Angaben bestimmten Sudhoff aber, die unentzifferten Schriftzüge (S. 2, 279) unter der Schrift De coena domini als „Rockenhausen" zu lesen, was in die Appenzellsche Landschaft passen würde. Doch hat Sudhoff: Leben 123 die Lesung später fallen gelassen. Sticker 55 hängt an Huntwil und Urnäsch eine

Reise nach Einsidlen, ich weiß nicht, auf Grund welcher Quellen. — Wie ich in meinem „Seb. Franck" 198 ff. zeige, ist P. 1532 oder 1533 Franck begegnet; er muß in dieser Zeit also im Schwäbischen gewesen sein. Vgl. auch den Nachweis eines Besuchs des Hohentwiel 1533 bei Bittel, Ist Paracelsus in der Kaigasse 8 gestorben: Hippokrates 1942, 130.

Seite 321: Indem ich nun in die 20 Jahre: S. 2, 406 ff.

Seite 322: Die dem Papst beistehen: Ebd. 2, 411.

Seite 323: Nun sagt aber der Prophet: S. 2, 410. — Römische und katholische Kirche: vgl. ebd. 2, 339. — Denn sehet die Wahrheit: Liber sermonum 1619, 81.

Seite 324: In sermo I: Ebd. 58. — Der Glaub ist unter uns Christen: II 1, 180. — Jacobusepistel: Liber sermonum 94.

Seite 325: Wir setzen uns einen Pfarrer: Ebd. 79 f. — Liber de officiis: II 1, 219.

Seite 326: Der Geist geistet: Ebd. 78. — Gott hat euch geschickt: S. 2, 411.

Seite 327: Hab ich den christlichen Eckstein vor mich genommen: S. 2, 407. — Zu der Zeit der großen Ernt: Ebd. 2, 255.

Seite 328: Also will ich beschlossen haben: Ebd. 2, 292.

Seite 329: Seb. Franck: s. oben zu St. 320. — Apostol. Krankenheilungen: L. Keller, Die Reformation u. d. älteren Reformparteien 1885, 73 f.

Von allen Problemen der paracelsischen Biographie ist das theologische wohl das wichtigste und es bedarf — wie das der Täufer — dringend der Untersuchung.

Rückkehr in die Welt

Seite 331: Die Einzelheiten über die Reisen 1532—1535 werde ich demnächst in einer eingehenden Untersuchung darlegen. Einen Besuch oder Aufenthalt in Salzburg vermutet für diese Zeit Silber: Strunz 2, 40; mir reichen die angeführten Argumente nicht aus. — Die Bergsucht: Theophrasti Paracelsi von Hohenheim / beyder Artzney Doctor etc. Von der Bergsucht oder Bergkranckheiten drey Bücher: bei Huser 5, 1—73, bei Sudhoff 9, 461—544. — Die Lunge des Menschen nährt sich vom Chaos: 9, 465.

Seite 332: Miner und sidus: Ebd. 475. — Was die Gelbsucht macht: Ebd. 9, 481.

Seite 333: Also ist das Quecksilber in ihm selbst: Ebd. 9, 517.

Seite 334: Büchlein von der Pest: De Peste Philippi Theophrasti Paracelsi, des hocherfarenen Teutschen Philosophi / vnd beyder Artzney Doctoris — an die Statt Sterzingen geschriben, bei Huser 3, 109—123, bei Sudhoff 9, 545—562. — Nachwort: Ebd. 561.

Seite 335: Zween Gebresten hat ich: Ebd. 562. Hartmann 83 liest: Bürgermeister von Innsbruck, so auch Leben 130 f., wodurch die Situation freilich verrückt wird. — Pfarrer und Prediger: Peste 562. Zur Rückkehr s. auch Hartmann 83. 107. — Zwei Bücher von der Pestilenz: Zwey Bücher Theophrasti Paracelsi des erfarnesten Artzets / von der Pestilentz vnd jhren zufällen, bei Huser 3, 124—149, bei Sudhoff 8, 369—395. De Peste libri tres, bei Huser 3, 150—195, bei Sudhoff 9, 565—616, es folgen Fragmente.

Seite 337: So Gott plagen will: 9, 573. — Die Pestis käm auf uns nicht: Ebd. 9, 578 f.

Seite 338: Der sidus im Menschen: Ebd. 9, 578. — Wenn des Menschen Imaginatio: Ebd. 9, 579. — Und wenn ein Weib: 14, 315.

Seite 339: Die Weisheit des Menschen: Zwey Bücher 9, 597.

Magie

Unsichtbare Krankheiten: De morbis invisibilibus. Das ist: Von den vnsichtbaren kranckheiten, bei Huser 1, 238—327, bei Sudhoff 9, 249—350.

Seite 340: Im selbigen erzählt: 9, 251 f.

Seite 341: Wisset daß zwo Philosophei: Ebd. 9, 259.

Seite 342: Unser Glaube ist nit anders: Ebd. 9, 265. — Jegliche Lust und Begierde ist eine Verwilligung: Ebd. 9, 294.

Seite 343: Ein Maler, der malen will: Ebd. 9, 287.

Seite 344: Das ist die Mumia: 13, 343 ff. — Gleicher Weise: 9, 310.

Seite 345: Es liegt nit am Leib: 9, 325. — Soll mir keiner einwenden: Ebd. 9, 318.

Seite 346: Wisset, weil wir Menschen Ebd. 9, 340. — Wenn wir etwas lernen wollen: Ebd. 9, 341. — Durch Mittel lehrt Gott: Ebd. 9, 341. — Weil aber die bösen wie die guten Geister: Ebd. 9, 342. — Hat er uns etwas zu geben: Ebd. 9, 344 f.

Seite 347: Die Zeremonischen habens in Wörter gebracht: Ebd. 9, 349.

Seite 348: De characteribus: s. oben St. 274. — Die Geister und himmlischen Kräfte: 14, 323.

Seite 349: Liber de imaginibus: s. oben St. 233. Vgl. auch Strunz, Idee 48 f. über die verschiedenen Ausdrucksformen paracels. Magie, und 112 über psychische Erkrankungen.

Die große Wundarznei

Seite 350: Vgl. Anm. zu St. 331.

Hierher gehört wohl der an sich sagenhafte Bericht aus Landsberg am Lech, den v. Murr 235 f. nach Erastus (P. III. 212, Conring 390) mitteilt.

Brief an das Landgericht Isny:

Ich teile die Abschriften nach v. Murr, Neues Journal zur Litteratur und Kunstgeschichte 2. Teil 1799, mit, weil Sudhoffs Abdrucke von Schreibfehlern wimmeln. Der Brief nach Memmingen lautet:

Fürsichtig, Ersam, vnnd weiß Herrn, Euer Weishaiten sein mein willig Dienst allzeit zuvor berait, günstig Herrn, Alls sich begeben hat, daß Ich bey pfaff petter algewer, sonnst genannt gabelpfaff, als ain frembder gast getzert hab, nach betzalter Rechnung In sein benuegen, ain andere herberg gesucht, hat mir bemelter petter pfaff, ain schenndbrief nachgeschriben, des abschrift hierInn beschlossen, nicht allein ersettiget, am selbigen, sonnder mit sampt seiner Rosina, mit vnergrundter vnwarheit nachgeredt, mich ettlicher Sumen noch schuldig zu sein außgossen, hab Ich den Erbern vnnd vesten Jetzt E. Wt. Stattammen solchs angetzaigt, wölcher hierInn gehanndelt hat, soll E. Wt. bey Im erfaren, hab Ich solchs alles nachgegeben, vnnd wie billig wol hett mögen annderst hanndlen, Dieweil aber sy baide. prieste petter, vnd sein Rosin, Irer vnwarheit, vnnd erlogene wörter, nicht abstern, sonder Ippiger, als die leichtfertigen, sich für vnnd für mercken lassen, Auch Jetzundt hie zu Augspurg wider ernewert, wurd ich getzwungen. Iren Ippigen Lugen zu antwurten, nit gegen Iren leichtfertigen personen, sonnder gegen euch, als seiner oberkhait, wöllen mich in sollichem guttig vernemen. Gib ich E. Wt. ain solchen bericht, Dieweil vnnd Memmingen sich des heiligen euangelis für annder beruembt, christenliche frucht, zucht, mer werckh vnnd tugent zesuchen, hab auf solchs ainem sonndern wirt, der nach den Memmingischen fruchten handle vnnd wanndle, Ist mir bemelter diaran

(diacon?) Petter Algewer, als für ain sonderlichen Euangelischer Brueder angetzaigt, hierauff sein herberg haimgesucht, welche fruchten leer vnd tugenten, weder beim wirt noch wirtin gefunden, vbel angefaren bin, sonnderlich so die geschrifft sagt, mit den bösen wirstu böß, mit den guten gut, hab Ich ain anndere herberg gesucht, nach wollichem suchen, schenndbrieff, vnd erlogen nachred, nachgefolget sind, vnnd aber Ich befinden mag, das Ich In der Zerung schwerlich vberrechnet bin, vnnd aber betrachtet, solcher personen gunst, vnnd grossen schirm nachgeben. Dieweyl ennd aber so schwer lugen wider mich von Inen baiden außgeen, darumb das Ich ain verlichene frembere herberg gefunden hab, vnbillich solle gethan haben, hab Ich die vrsach, so mich dartzu bewegt haben, besonnder in ain Register gestelt, E. Wt. hierInn zuschick, nach denselbigen zu hanndlen, nit ansehen die person, gunst oder schwagerschafft, sonder den Rechten nach, wie die oberkait verpflicht ist, zu handlen, dann wa Ich solchs het mugen vmbgan, wolt Ich solche müe auf baiden seiten ersparn, wollen mir auch E. Wt. nicht verargen, hierInn, sonnder betrachten des pfaffen vnnd pfeffine Ippige erdichte nachred, vnnd die Warhait für sein lugen fürdern, vnd erkennen, Will ich vmb E. Wt. Insonderhait verschulden,

Datum Augspurg, den x tag Octobris Anno etc. xxxvj.

E.E.W. gehorsamer Theophrastus von Hohenheim der heiligen geschrift und beder Artzney Doctor.

Der Stadtschreiber vermerkte auf der Adresse:
überantwurt vnd gelessen auff 16 October A. 36.

Seite 353: Consilium für Reißner, bei Huser 5, 104 f., bei Sudhoff 10, 1—4. — Toxites Mitteilung: De Peste Philippi Theophrasti... durch Doctorem Toxiten gefertigt. Straßburg 1576, DijA—DiiijA. = Leben 137. — Zerotin, drei Konsilien, bei Huser 5, 116—121, bei Sudhoff 10, 573—578. — Gr. Wundarznei: bei Huser Chirurg. Bücher u. Schriften 1605,... (:) 4—148, bei Sudhoff 10, 7—421, es folgen Entwürfe und das angebl. dritte Buch. Zur Geschichte des Drucks: S. 1, 18 ff. — Widmungsvorrede: 10, 15—18. Bittel, Paracelsus u. der Drucker Hans Varnier: Ulmer Sturm, 23. 9. 1942. — Über den zweiten Druck s. das „Zedelin": 10, IX.

Seite 254: Schluß des ersten Buches: 10, 181—200 und die zweite Ausarbeitung: Ebd. 201—214. — Ich hab je und je: 10, 19 ff.

Seite 355: Nun ist nit minder: Ebd. 10, 21.

Seite 356: Brant: Ebd. 10, 235. — Ich such einen andern Grund: Ebd. 10, 367. — Daß ich schreib in der Wundarznei: Ebd. 10, 224. — Es sind zweierlei Schüler: Ebd. 10, 284 f. — Vier Säulen behalten: Ebd. 10, 274 f.

Seite 357: Weil der Mensch in solch ein Wesen: Ebd. 10, 289 f.

Seite 359: Im Erfrieren der Glieder: s. oben St. 168 f.

Seite 360: Ich hab mir vorgenommen: 10, 24.

Seite 361: Mein Grund ist anders: Ebd. 10, 278. — Das dritte Buch: Sudhoff über seine Echtheit: 10, XXIV seqq.; Joh. Daniel Achelis, Über die Syphilisschriften Theophrasts von Hohenheim I. Mit einem Anhang: Zur Frage der Echtheit des dritten Buches der Gr. Wundarznei: Sitzber. Heidelberger Akad. mathematisch-naturwissenschaftl. Kl. 1938 H. 9, 34 ff.

Seite 362: Drei chirurg. Bücher: Sudhoff 10, 499—538. — Brief an Thalhauser: 10, 10 f. — Die Nesseln, die flammulae (Hahnenfuße): 10, 361. — Entwürfe zur „Kl. Wundarznei" 10, 565 ff.

Philosophia sagax

Seite 363: Von der Massa: bei Huser 10, 442—467, bei Sudhoff als „mantischer Entwurf" 10, 637—659. — Joh. v. Brant in Eferding: Vorrede zu „von dem vrsprung vnd herkommen der Tartarischen krankheiten" 11, 17.

Seite 364: Als mich Euer Gnaden von Eferding beschicken hat lassen: 11, 281. — Weiter sollt ihr wissen: 11, 18.

Der Sohn des Herrn von Leipnick, Berthold von der Leipnick, hat am 15. Mai 1570 zu Prag im Zimmer Kaiser Maximilians II. den beiden kaiserlichen Leibärzten Julius Alexandrinus und Crato von Krafftheim von Paracelsi Kur erzählt mit dem Zusatz, Paracelsus habe ihn beinahe um ein Auge gebracht, und eine Baronessin von Zerotin sei von ihm, so wie sein Vater selbst, dem Tode in den Rachen geliefert worden. Der Doktor sei eiligst nach Cromau zurückgekehrt und nach Ungarn geflohen. Er habe zu Cromau eine Kiste mit Büchern, die er teils mitgebracht, teils daselbst diktiert hatte, zurückgelassen, die er aber, als er aus Ungarn nach Wien gekommen, auf K. Ferdinands Befehl wieder erhalten. Dieser habe ihn zweimal zu sich kommen lassen, er habe aber Ferdinanden frei erklärt, daß er nicht Lust habe, mit seinen Dok-

toren zu sprechen; er lasse ihnen ihre Wissenschaft und behalte die seinige: v. Murr 233 nach Crato Epist. 139 ad Theod. Zwinger.

Seite 365: Die Niederschrift des ersten Buches der Phil. sagax in Mährisch-Kromau steht durch die eigene Datierung fest; Sticker 73 hat die Dinge heillos verwirrt. P. ist erst von Mährisch-Kromau aus nach Wien gegangen. — Sollte mir hier zu schreiben: 12, 118. — Mein Schreiben geht mit mir: Ebd. 12, 118.

Astronomia magna Oder Die gantze Philosophia sagax der grossen vnd kleinen Welt, bei Huser 10, 1—395, bei Sudhoff 12, 1—444 und Entwürfe im Anhang. Vgl. zur Phil. sagax: Waltershausen 31 ff.

Seite 366: Philosophia Lehre von den Influentien: 12, 76. — Geistige Naturgeschichte: vgl. 12, 272 f. — sagax = adeptus: 12, 189. — Adepta ist Hindurchsehen: 12, 202. — Zur Lehre von den beiden Lichtern: Peuckert, Pansophie 202—212, Strunz, Idee 75 ff.; Waltershausen 91 ff. — Das Licht des hl. Geistes erloschen: 12, 28 f.

Seite 367: Zur Erleuchtung: Strunz, Idee 73. 93. — Buch der Natur: Peuckert, Pansophie Register s. v. Vgl. auch Strunz, Idee 83 f. 154 f. — Bittet, so wird euch: Waltershausen 119 f. — Da ist von nöten 12, 32.

Seite 368: Also ist mein Vornehmen: 12, 271. — Vier Bezirke: 12, 272 f. — So sind vier Ordnungen: 12, 272.

Seite 370: Der limus terrae: 12, 34. Sticker 23. 35 setzt limus = Erdkrume, eine s e h r freie Übersetzung.

Seite 371: Der Samen im Menschen: 12, 48 f. — Spuk: 12, 137 ff.

Hier ist wohl auch an das Widerspruchsvolle in P., das viele Autoren sehen; vgl. Strunz, Idee 49, und an sein sich-Aussondern, ebd. 26. 32, zu erinnern.

Seite 372: Der Leib in den zwei unteren Elementen: 12, 38. — Element. Leib und element. Geist: 12, 56 f. — Damit ich euch wohl unterricht: 12, 118 f.

Seite 373: Daß durch den Menschen die Weisheit des Gestirns: 12, 34. Vgl. Waltershausen 63 ff.

Seite 375: Zu wissen, was phil. adepta: 12, 97 f. — Der Himmel ist bei ihnen der astronomus: 12, 102.

Seite 377: Denn ist es möglich: 12, 122.

Seite 379: So wir die hl. Schrift lesen: 12, 301 f. — So nun der Mensch ein gut Erlangen: 12, 315.

Seite 380: Nun soll sich der Mensch nicht verwundern: 12, 328. — Denn philosophia coelestis: 12, 398. — Denn es sind viererlei magi: 12, 369.

Was reut den Medikus?

Seite 381: Solches hat mich geursacht zu schreiben: 12, 406.

Seite 382: Labyrinthus medicorum: Labyrinthus medicorum errantium, bei Huser 2, 191—339, bei Sudhoff 11, 161—220. — Dieweil, Leser, das Geschrei: 11, 169.

Seite 383: Das höchste und erste Buch: 11, 171. — Der nichts weiß, liebt nichts: 11, 207.

Seite 384: Die Dinge all liegen im Erkennen: 11, 207. — Das Buch ist Gott selbst: 11, 171. — Auf solches folgt: 11, 172. — Es soll sich niemand befremden: 11, 172 f. — Das andere Buch des Arztes: 11, 175 f.

Seite 385: Experimentum ist ein Versuchen: 11, 192. — Die Arznei ist nicht ein element. Corpus: 11, 205.

Seite 386: Wisset, liebe Herrn: 11, 163. — Wir haben das ewige Leben beschrieben: 11, 201.

Seite 387: Peuckert, Rosenkreutzer 1928; Waltershausen 91.

Seite 388: Mich hat vor etlichen Zeiten gut vermeint: 11, 3. — Das Tartarusbuch: „Von dem vrsprung vnd herkommen der Tartarischen krankheiten", bei Huser 2, 244—2, 339, bei Sudhoff 11, 15—121. — Als ich von Efendingen: 11, 18.

Seite 389: Defensiones: Die verantwortung vber etzlich verunglimpfung seiner mißgünner, bei Huser 2, 158—190, bei Sudhoff 11, 123—160. — Daß ich hie in diesem Werk: 11, 127.

Seite 390: Er duzt: 11, 152. — Mir ist not, daß ich mich verantworte: 11, 141. Vgl. dazu Strunz I, 33 ff.

Seite 391: Mir gefällt 11, 391 f. Vgl. Franck, Chron. germ. 272. — Und weiter ist auch eine Klag: 11, 153.

Seite 392: Der fahrende Arzt: Vgl. auch Strunz, Idee 27, 173.

Krankengeschichten

Ich lasse die von Michael Toxites gesammelten und im Vorwort zum „Testamentum... Straßburg 1574" mitgeteilten Krankengeschichten, deren weitere Bezeugungen uns fehlen, hier folgen·

„Es wirt vil von Theophrasto außgeben / das nit ist / warumb solt man dann darzu still schweigen? Etlich geben für / Theophrastus hab vil leuth verderbt / wenig gesund gemacht. Andere sagen / das die so seine Curen gebraucht / alle bald hernach gestorben / vnnd keiner vber 7. Jahr gelebt hab / Welches offentliche calumniae seind / vnnd das widerspil genugsam dargethon mag werden.

Im land zu Bayrn ist ein wolbetagter Ritter hefftig an der Wassersucht kranck gelegen / hat ein nammhaffter stattlicher Freyherr (dessen Bruder mir selbs die historj erzelt) dieses Ritters guter freund / den Theophrastum schrifftlich erfordert / vnd gebetten / das er jme zu gefallen / wölte gemelten Ritter in seiner kranckheit besuchen. Das hat er gethon / vnd mit Gottes gnaden als bald das wasser von jm triben / das es in die stuben gelauffen / vnd die kranckheit von stundan gewichen ist / vnd hat der alte Ritter zehen Jar frisch vnnd gesund hernach gelebt.

Zu Augspurg hat ein fürnemer Burger / bey dem Theophrastus zu herberg gelegen / ein Tochter 14. Jar alt gehapt / welche damalen seer kranck gewesen / Als jr nun kein Medicus helffen künden / hat Theophrastus in abwesen der Eltern / ein becher mit wein bringen lassen / sein medicin darein gethan / vnd dem töchterlin zutrincken geben / dauon es als bald mit verwunderung der Elteren gesund worden / vnd lebt auff dise stund noch in ehelichem stand / das hab ich von der frawen vnd jhrem mann selbs gehört / als ich etlich mal bey jhnen beiden zuherberg gelegen bin.

Es lebet noch ein frummer gelehrter mann im Algew / welchen Theophrastus Anno etc. 35. nit in einer geringen kranckheit curiert hat / Ist zuuor / wie er mir selbs alles gesagt / alle jar arbeitselig gewesen / aber nach Theophrasti Cur biß auff dise zeit gesund pliben.

Dergleichen wüßte ich noch mehr zu erzehlen / aber es wurde hie zulang werden / allein noch einer Cur muß ich hie gedencken. Im Stifft zu Saltzburg hat ein Edelmann / so gar erlambt / mit den Medicis vil verthan / vnd doch nit mögen gesund werden / zu letst hat er sich auß rhat seiner Doctor / in Italiam in ein Wildtbad füren lassen wöllen / da haben andere vom Adel Theophrastum zu dem krancken in das Würtzhauß pracht / im schein gutter gesellschafft / vnnd vrsach geben von der kranck-

heit zureden / da hat dem krancken Theophrastus die Raiß widerrhatten / vnd jhne / mit Gottes gnaden / in wenig tagen gsund gemacht / wie mir verschinen 73. Jars zu Saltzburg ehrliche leuth erzehlt haben. Wie gibt man dann so vnbedechtlich die vnwarheit von eim solchen theuren mann an tag / der souil guts gantzem Teutschland bewisen hat?" Testamentum, Vorrede Bl. AiijA—AiiijR.

Die zweite der vorstehenden Geschichten erinnert an eine Heilung, die Joh. Rist 1682, 75 ff. im „Philosophischen Phönix" von P. erzählte, und die Sudhoff, Leben 18 im Auszug wiedergibt.

Heimkehr

Seite 393: Besser sei, so ich zu Wien: 11, 4. Vgl. zum Wiener Aufenthalt auch Aberle 27, 21 f. Es ist festgestellt, daß P. Freitag vor Michaelis 1537, also im Herbst, nach Ausweis der städt. Kammerrechnungen, in Preßburg war, wo man ihn mit einem Festmahl begrüßte: Strunz I, 73: „Statt Zerung. item Freitag vor Micheaelis haben die hern Doctor Theophrasten pej her Blaszi Beham zu gasst gehalten. Zu zwaien tischen pej einander gewesen. Vnd Chamerer kaufft visch zum sieden, bachen, praten p. ij l ij ß. vmb semeln. wein. grieß. Milch. Air. kreußen. kraut. peterszil. der frawen vmb essich x etc. iij Pfd. schmalz. ops. kes. vnd der Kochin zu lon xxiiij Pf. pracht alles iiij l vij ß xviij Pf. — Weg nach Villach: Leben 144. — Und lasset euch: 12, 205.

Seite 395: S. Veit: 11, 6. Zum St. Veiter Aufenthalt die Nachricht des Rheticus: Hartmann 141. — Hab doch Kärnten: 11, 126.

Seite 396: Über die Zusammenhänge der Kärntner Chronik mit Francks Chronicon germaniae werde ich an anderem Orte handeln. — Widmung an die Stände: 11, 3 ff. — Hierauf hat mich für gut angesehen: 11, 4 f.

Seite 397: Einöd, Ritt nach Klagenfurt: Leben 150. — Toxites in seiner Ausgabe der Archidoxen 1570 schreibt 366: Zu Klagenfort in der Steurmark lebt noch der fürstlichen Durchleuchtigkeyt Erzherzogen Carles von Österreich etc. Wardein, herr Außhelm Best, so Theophrasti guth freundt gewesen, mit ihm viel laboriert, und seine Curas gesehen hat: v. Murr 232.

Antwort der Stände: 11, 221. — Schicksal der paracels. Schriften in Kärnten: S. 2, 31 ff.

Seite 398: Praktika 1539: s. oben S. 443 f. — So ich eines Sitzes

bleibhaftig wäre: 11, 265. — Konsilium vür Treylings Vater: 11, 290—293. — Brief an Hans Ungnad: 11, 294. In diesen Zeugnissen hat eine Reise nach Schlesien (Januar 1541) nicht Raum; Hartmann 142 und Sticker 76 setzen sie trotz Sudhoffs Nachweis S. 2, 649 ff., daß sie Karrichter zugehöre, hierher. Vgl. auch Aberle 27, 21 und seinen Hinweis auf einen angeblich paracelsischen Brief an den im Karrichterschen Druck erwähnten Meister Ulrich (Beckh Von Wienn), datum Presslaer IV Januarij 1551, in einem Manuale tertium variorum remediorum hinc inde inter peregrinandum collectorum*).

Seite 399: Müde und früh alt: Strunz, Idee 194. — Sermones in Antichristos: Vgl. zu dieser Schrift und ihrer Stellung gegen die Täufer meinen „Seb. Franck" 97 f. Paracelsus hat sich in den zehn Jahren seit Nürnberg von einem Freunde der Täufer zu ihrem Gegner entwickelt. — Seines Alters 47: Liber serm. 55. — Wie denn jetzt zu meiner Zeit: Ebd. 92. — Sie werden auf den Plätzen sitzen: Ebd. 12.

Antichristos: s. Nachw. zu S. 323. — Seines Alters 47: Liber serm. 55. — Wie denn jetzt zu meiner Zeit: Ebd. 92. — Sie werden auf den Plätzen sitzen: Ebd. 12. — Ihr sagt, so ein Arzt: Ebd. 39.

Seite 400: Bis auf die Stund, da ich das geschrieben: Ebd. 29. — Konsilium für Franz Boner: 11, 295 f.; das zweite: Ebd. 11, 296—298.

Seite 401: Jakob Tollinger: Ebd. 11, 299 f. Wird von Aberle 31, 154, Hartmann 142 in die Anreise nach Salzburg verlegt. Am Schober, im jetzigen Strobl am Wolfgangsee, war damals eine Poststation: Aberle 27, 21. — Tod: Merkwürdige Schlüsse über einen vorgetäuschten Tod zog Lersch: Prager Vierteljahrsschrift f. praktische Heilkunde 1847, 154 = Aberle 27, 32 f.

Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, was Aberle 27

*) A. Bartscherer „War Paracelsus in Ägypten?" (Deutsches Ärzteblatt vom 15. 9. 1941) will eine Reise nach Ägypten 1541 konstruieren, indem sie ein Lob des Johannes Scultetus Montanus, der ihn dorthin begleitet habe, als Zeugnis anzieht. Abgesehen davon, daß dieses Zeugnis erst bei Joh. Coler in der Oeconomia ruralis et domestica, also lange nach der Zeit Paracelsi, auftaucht, daß der Reisebegleiter Montanus damals erst knapp zehn Jahre alt war (vgl. meine Montanus-Biographie in Uthenwoldts Chronik von Striegau 1945), hat doch eine solche Reise in dem Jahre 1541, das wir durch die oben genannten Zeugnisse klar übersehen, keinen Raum. Die Annahme einer Ägyptenreise Paracelsi fällt also hin.

über Paracelsi Körperkonstitution aus den Skelettresten ermittelt hat. P. war von Jugend an schwächlich (59), etwa 1,51 m groß; Krümmung und Verdickung des Schädels ebenso wie die Beckenknochen lassen auf einen rhachitischen Prozeß schließen. Die prognatische Gesichtsform (vorspringender Unterkiefer) wie sie viele Bilder zeigen, ist nicht zu bezweifeln.

Testamentum Theophrasti

Dem Testament geht eine, hier nicht abgedruckte lateinische Canonisatio voraus und es folgt ein Protokoll vom 14. Dezember 1541.

Testamentum.

In Gottes Namen Amen. Khundt / wissen / vnnd offenbar sey allen vnd jeden / die dis gegenbürtig offen Instrument ansehen / lesen / oder hörn verlesen / das nach Christi vnsers Lieben Herrn geburdt / Tausent / Fünffhundert / vnd im Ain vnd viertzigsten Jar / der vierzehenden Indiction / an sanct Mattheus tag / des heyligen zwölffpotens / den Ain vnd zwaintzigsten des Monats Septembris / Mittagszeit / Als regieret der allerheyligist in Gott vatter vnnd herre / herr Paulus auß Göttlicher fürsehung der dritt Bapst / des namens / im sibenden jar /in mein offen Notarj /vnd hernachbenenter Zeugen / darzu sonderlich eruordert vnd erpetten / gegenbürt ist persönlich erschinen der Würdig Hochgelehrt herr Theophrastus von Hochenhaim / der Freyen Künst vnd Artzney Doctor / wiewol schwachs leibs / an ainem Raißpetl sitzendt / aber der vernunfft / Sinnen /vnd Gemüts gantz auffrichtig. Damit er dann ohn Testament vnd Ordnung seiner zeitlichen güter von diser welt nicht abschide / So hat derselb Doctor Theophrastus mit vernemblichen worten gantz freymütig / vnd auß rechtem wissen / von niemandts dahin bedrangt / sein benennig wesentlich geschefft vnd letsten willen dazumal bekhendt / gethan vnd auffgericht / aller maß vnd form / wie hernach begriffen.

Von Erst beuilcht er sein Leben / sterben /vnd arme Seel / in schutz vnd schirm Gottes Allmechtigen / vnzweifflicher hoffnung / der Ewig Barmhertzig Gott / werde das bitter Leiden / Marter vnd Sterben seines Aingebornen Sohns vnsers Hailigmachers Jhesu Christi / an jme armseligen Menschen nicht lassen vnfruchtpar

noch verloren sein / Dann sein begrebnuß hat jhme gedachter Doctor allhie zu sanct Sebastian ennthalb der Pruckhen außerwehlt / Man soll jhne auch in der Pfarrkirchen / wie alt breuchig / mit Ersten / Sibendt /vnd Dreyßigsten besingen / vnd zu allen dreyen Besingnussen / ainem jeden armen Menschen vor der Kirchen / auff die hand einen Pfenning geben / vnd verthailen lassen.

Zum andern / Maister Hansen Rappelpader alhie / hat er Sechs gulden verordnet.

Zum dritten / maister Andreen Wendl auch Burger vnd Balbierer zu Saltzburg / hat Er durchauß alle seine Ertzney vnnd Kunstbücher / deßgleichen die Stichpflaster vnd anders was dann die Ertzney ungeuerlich berühret / vnnd zu zeit seines absterbens in seiner gwaltsam gefunden vnd verhanden sein wirdet / geordent vnd verschafft / damit zehandeln / zethun vnnd zelassen / als mit seinem frey ledigen gut.

Zum vierdten / Seinen nägstgesipten Freunden / so zu den Ainsidln in Schweitz wonhafft sein sollen / Legiert vnd verordnet Zehen gulden in Müntz / doch wo sie in Jars frist nach verkhündigung seines absterbens / vnnd solchs Legats / dasselbig nit ersuchen wurden / So ist sein Testamentmachers beuelch vnd mainung / das es nachuolgendt vnter Arm Leuth außgethailt werde.

Zum Fünfften / Sonst zu vnd in allen anderen seinen nachgelassnen haab vnnd Gütern / Instituirt / setzt und benennt Er in gemain zu seinen Erben / Arm / Elend / dürfftig Leuth / die dan kain Pfründt noch andere fürsehung haben / denen vnd vnter dieselben sollen nachbenennt seine Testamentarij solch vberpleibendt haab und gut / jhrer gwissen vnd gutbedunckhen nach trewlichen verspenden vnnd außthailen / Auch darinnen weder gonst noch vngonst / Sonder allein die notturfft und gebrechen derselbigen Armen Personen ansehen / Man soll auch von solchen Gütern die Schulden / wo er ainiche verlassen wurde / bezalen vnd abrichten. Damit dann gegenbürtig sein Testament / wenn mergemelter Testierer / nach willen Gottes Allmechtigen seine täg beschlossen / zu entlicher volziehung gebracht / verricht / vnnd würcklichen Exequiert werde / So hat Er dazumal zu seinen Testamentarien vnd geschäfftherrn erbetten / gesetzt / vnnd fürgenommen den Wolgelehrten / Achtbarn vnd fürnemen maister Georgn Teyssenperger / geschwornen Hoffprocuratorn / vnd

Michaeln Setznagl / burger zu Saltzburg /. welche denn baid zugegen gewesen / auff anzogens des Testierers bettlich anlangen / solche bürde vnd testamentliche Execution / willig an vnd auff sich genommen haben /. Denselben Testamentarien sament vnd besonder / hat mehrgenanter Testierer vollmechtigen gewalt vnd macht geben / thut das auch hiemit wissentlich in krafft diß offnen Instruments / sich nach seinem todt aller seiner verlaßner Güter /aigens gwalts zu vnterfahen / in verwahrnuß zebringen /. auch alles vnd jedes nach vermög dis gegenbürtigen testaments / dauon zuuolziehen / daneben anders zehandlen /. zethun/ vnd zelassen / was den Testamentarien / von rechts wegen oder guten gebrauch nach in solchem fall zuuerrichten zusteht vnd gebürt / wie dann sein hoch vertrawen zu jhn steht. Sie wissen vnd werden darinnen das best bedencken /. handlen vnd fürnemen / Orndnet vnd schafft darauff ainem jeden derselben seiner Testamentarj / für seine mühe / vleiß vnd arbeit Zwelff gulden in Münz / Das alles vnd jedes ist mehrgedachter Doctor Theophrastus Testament vnnd gescheffts ordnung gewesen /. auch wöllen das es dermassen / oder doch wie ein Codicill / glaubs beuelch / oder aber Legatum ad pias causas soll bestand vnd fürgang haben /. auff weg vnd form als wären all nottürfftig Punct vnd Clausulen zu disem villeicht von recht not vnd dienstlich hierinnen lauter außgedruckt vnd ermeldet / Bathe darauff mit aigem Mund / nachbenent Leuth vorbegriffner aller vnd jeder eingedenck vnd zeugen zesein /. Daneben mich offen Notarj mit ersuchung meines ampts angelangt / jhme seinen Testamentarien / vnd andern wen dises betrifft /. vber vorbeschribene /ains oder mehr offen Instrument zemachen vnd zegeben. Beschehen zu Saltzburg in der behausung vnd Wiertshauß zum weissen Rossz genannt / im Chay gelegen / vnnd im klainen Stübel daselbß / darinn diser zeit dickernanter Testamentmacher beherbergt gewesen /. An Jar / Indiction / Tag / Stund / Monat / vnd Babsthum / wie oben begriffen. Vnd sind dabey gewesen / der Edel vest Melchior Späch Stattrichter zum Hällein / auch die Erbern / beschaiden Andree Setznagl / Hans Mülberger / Ruprecht Strobl / Sebastian Groß / zu offtbemelten Saltzburg / vnd Steffan Waginger zu Reichenthal Burgere / vnnd Clauß Frachmair / diser zeit des Testierers diener / Zeugen zu vorbemelten sachen sonderlich eruordert vnd erbetten.

Vnnd wann ich Hanz Kalbßor ain beheyrather Clerickh Saltz-

burger Bistumbs / auß Kayserlichem gwalt offner Notari / bey vorbemelts Testaments vnd letsten willens ordnung / auch allem vnnd jedem anderm / wie hieoben verschriben / sampt vorbenennten Zeugen Personlich zugegen gewesen bin / solchs gesehen vnd gehört / hab darumben diß offen Instrument / durch ainen andern trewlichen geschriben / darüber gemacht / vnterschriben / vnd in dise Form bracht / auch mit meinem gwonlichen Namen vnnd Zaichen bezaichen / zu vrkhund vnd glauben aller vorbegriffner / darumben ersucht vnnd sonderlich erbetten.

Testamentum Theophrasti, edid. Michael Toxites. Straßburg 1574, B3R—B7R. Vgl. den Abdruck: v. Murr, Neues Journal z. Litteratur und Kunstgeschichte 2 (1799), 264—268.

Die Namen der Zeugen usw. hat Aberle 27, 10 ff. identifiziert.

Inuentarium

INuentarj vnd beschreybung / der haab vnd guetter / so der Würdig hochgelehrt herr Doctor Theophrastus vonn Hohenhaim / der Freien künst vnnd Artzney Doctor / hie zu Saltzburg nach seinem absterben verlassen hat / Auff begern vnd anhalten der Wolgelehrten / Achtparen vnd fürnemen Maister Georgen Teyssenperger / Hoffprocurators / vnd Michaelen Setznagels Burgers daselbst zu Saltzburg / als ehegemelts Doctors Theophrasti auffgerichten Testaments / verordnet Gescheffthern / Durch mich Hansen Kalbßorn offnen vnd derhalben berüfften Notarj / in derselben Testamentarj / vnd nachbenannten eruorderten Zeugen beysein auffgericht / beschehen / Laut also.

Erstlich auß zweyen Reitpulgen*) / so in einem trühel (welches ehgenant Testamentarj vor / vnd ich Notarj von Geystlicher Oberkhait wegen / nach absterben gedachts Doctors versecretirt / vnd dazumal allenthalben noch unuermayligt / aigentlicher besichtigt / vnd gefunden haben) auff heut versperrt gelegen / ist beschriben worden.

Item Hungerischer gold gülden fünffzehen.

Mehr ein Saltzburgischer Ducaten.

Fünff güldin Ehrpfenning groß / vnd fünff klain / wegendt alle achthalb lot / vnd ein halbs quintlin.

*) Mantelsäcken.

Ein vergulter sylberin Jochimstaler / wigt andertalb lot / ein sechzehenthail.

Sechs Teutsch sylberin Ehrpfenning / klain vnd groß / wegendt alle neündthalb lot.

In einem peutelin vier vnd viertzig klain vnd groß sylberin Medeüen oder alt haidnisch pfenning / wegendt alle samen achzehendthalb lot.

Zween guldin Ring / ainer mit Topazion, vnd der ander mit einem geschmeltzten blawen Stain versetzt / wegen baide anderhalb lot / drey sechtzehentail.

Drey stuck / so man für gedügen oder waschgold gehalten / wegent miteinander fünff lot.

Aber ein Steüffel güldigs ärtz /wigt ein lot / ein quintl.

Ein güldin khetlin von Mülstainen / wigt 3. lot / anderhalb quintl.

Ein geschrauffte sylberine Kugel / an einem sylberin khettl / wigt acht Lot vnd ein quintlin.

Ein sylberin eingesetzt Trinckgschirr / mit 9. Pechern / ist das oberst sampt dem vbirlügk vnnd vnterist knort*) / auch innen vnd aussen vergult / deßgleichen an dem ainen fuß zerprochen / aber die drümer verhanden / wigt alles durcheinander vier marck / vnd trithalb lot.

Ein ander innen vnd aussen verguldt vberlügk / knort / sylberin Trinckgschirr / auff dreyen apflen / wigt zwey und zwaintzigthalb lot.

Ein sylberin außgestochen Khändel / mit vergulter klaidung / wigt zwo Marck / trey lot.

Ein sylberin Kölchel mit Löwenköpfflen / wigt achthalb lot / ein halb quintel.

Ein sylberin Schynnpecher / mit verguldten Raiflen / wigt 9. lot / zum theil gekrümbt oder zerprochen.

Zwey klaine sylberine verdeckte Ertzneypüchsel / wegent vier lot / trei quintat/ vnd zwey sechzehenteyl.

Ein klain sylberin gestochen Schälel / wigt 4. lot / ein sechtzehen theyl.

Allerley klain pruchsilber / wigt anderhalb lot / zwey sechzehenteil.

---

*) Voll runder Erhöhungen.

Ein Coralln / gefaßt in vergült silber / wie ein schenckl geformbt / wigt anderhalb lot / trey sechzehen theil.

Fünff stück Aingkhurn / vnd ein Behaimischer raucher Ametist / alles vngefaßt.

Ein runde in silberin drät verfaßte Cristallen / wigt alles siben lot / vnnd ein halb quintl.

Ein ander runde vnd flache Cristalln / auch in silber gefaßt / wigt zwey loth / vnd anderthalb quintel.

Mehr ein runde flache vngefaßte Cristalln.

In einem schwartzen liderin Säcklen drey zerprochne stuck von einer Cristalln.

Drey Stüffel praun ärtz.

In einem hültzin weissen püchsseln ein schon geformierter Handstain.

Aber in eim hültzin püchßlen / ein vnbekhanter stain in grünem Wachs verfaßt (Nota / die bildnüß ist in das Inuentarj in wachs gedruckt).

Ein roth alt samaten Goller mit schwartz kröpflin gefütert.

Ein äschenfarb damasten Leibrock / on Ermel.

Ein roth damascken Wappenrock mit ermeln.

Ein roth gut damaßcken Wameß.

Ein roth damaßcken Schläppl.

Ein roter damascken Peutl.

Ein schwartz alts damaßcken schläppel.

Ein roth wullen Leibrock mit weissen kröpflen.

Ein schwartz halb burstater Rock / mit Fuchßwammen gefütert.

Ein schwartz Schamlotene Böhaimische Reütkappen.

Ein schwartz wullen Schläppl.

Ein schwartz parchaten Leibrock.

Ein liderin Gsäß vnd wameß.

Ein gantz wullen weiß par hosen.

Drey rote Schläppeln.

Ein schwartzer abgetragner Wappen reüt Rock / dabei ein Kappen / ist alles ainfach.

Ein schwartzer Barchanten Mantl.

Ein gantz liderin par Hosen.

Ein schamlotener Prustfleck.

Ein grawer parchaten wappen kittel.

Ein Mäderin Hauben.

Ein roth wullen par hosen.

Ein güldine gewundne schnur vmb einen Hut.

Drey hemet mit guldin schönen krägen.

Mehr drey Krainerische hemet mit knüpffter arbeit.

Noch ein abgetragen hemet.

Zway stückel Leinwat / halten 13. eln.

Ein eln weiß Augspurger parchat.

Ein Reüthamer / vnd ein eysene züntbüchsen.

Ein Messerle vnnd ein käppl*) in ainer schaid mit sylberin bschlächt.

In ainer schaid trey Behaimische messer von Sandl.

Ein par Stiffel / Reütseck / vnd Sporn.

Ein schwartzer Reüthut.

Ein geschmeltzter Tussäcken / ist vnbeschlagen.

Mehrgenants Doctor Theophrasti täglicher Wätschger / darinn zwen schlüssel gefunden / darbei hangt auch ein klain vnbeschlagen Prächsen**).

Mehr bemelts Doctors silberin Puetschafft.

Ein Füttral von einer Ellendshaut / darbey ein Ellend klaw.

Ein pergamenten Kundtschafftsbrieff / von der Statt Villach / von wegen absterben des Theophrasti vatter.

Concordiae Bibliorum.

Biblia in Parua forma.

Nouum Testamentum.

Interpretationes Hieronymi super Euang, in duobus libellis eiusdem formae.

Ein getruckt / vnd siben geschribne Artzney Bücher / vnd sonst allerley ander collectur.

Mehr etliche vnnd allerley geschribne Collectur in Theologia, so Theophrastus soll concipirt haben.

Etliche Püchsel vnnd Scütel / darinn allerley Puluer / pflaster / Vnguent vnnd anders / der Artzney zugehörig.

In ainem alten Wätschger etliche runde flache Eysen mit leder beschlagen / wie dazumal geacht / zum wasserheben gehörig / darbei siben klaine eysene stängel.

Inn einem hohen sack allerley hültzen drähwerck / form vnnd Instrument / wie man das wasser heben soll.

*) Gabel.
**) Knochen.

So haben auch vermelt herrn Testamentarj damals angezaigt / wie das sie auff vnd zu allerley nottürfftigen außgaben / gegen gebürlicher Rechnung verschiner Zeit / noch in leben / vnnd aus beuelch Doctors Theophrasti / vber vnnd ausserhalb dem Gold / so hieoben Inuentiert / auß desselben Theophrasti güttern / Maister Andreen Wendl zugestelt vnd geben haben. 16. Ducaten in Gold.

Beschehen vnd beschriben zu Saltzburg in mehrgenants Michaelen Setznagels gewohnlicher Herberg / an sanct Lucas tag / den 18. des Monats Octobris / Als man zelt von Christi vnsers lieben Herrn geburt / Tausent / fünffhundert / vnd im ain vnd viertzigsten Jar / Vnd sind dabey gewesen die Erbern Maister Leonhard Sultzberger Goldschmid / Andres Wendel / vnd Rubrecht Strobl / all Burger zu mehrbestimbtem Saltzburg / als Zeugen zu vorbeschribner Inuentation erfordert / berüfft / vnd sonderlich erfordert.

Hans Kalbßor / auß Kaiserlicher gewalt offner vnd vorbeschribner Inuentation berüffter und requirirter Notarj / hat sich zu vrkund vnd glauben aller vorbeschribener hie mit aigner hand vnterschriben: Testamentum Philippi Theophrasti, edid. M. Toxites, Straßburg 1574, C2A—C7R; vgl. auch v. Murr, Neues Journal f. Litteratur und Kunstgeschichte 2 (1799), 269—276.

Quittung Anwaldts des Apts zu Ainsidlen

ICH Peter Wessener / Gottshaußman des würdigen Gottshauß vnser Lieben Frawen zu den Ainsidlen / vnd als Anwald / Erstlich des Hochwürdigen Fürsten vnd herrn / Ludwigen Abt bemelts Gottshauß / Bekenn mit diser schrifft / wo die zuuernemen fürkompt / das ich von den Achtparn / Erbarn vnd Weisen / Maister Georgen Theissenberger Hoffprocurator zu Saltzburg / vnd Michel Setznagl Burger daselbst / als Testamentarien des hochgelehrten herrn Doctor Theophrasti von Hohenhaim / (des Seel Gott gnedig sey) entpfangen / vnnd zu meinen sichern handen gebracht / ain Silbern becher / so an Wienischen gewicht halt Lot 7. ain halbs / auff mainung (Nachdem ermelts Theophrasti Mutter ain Gotshauß-Fraw gewest) vnnd derhalben Hochgedachten meinen G. F. vnd Herrn von allen vnd jeden seiner F. G. Gotshauß Leuthen / nach jrem absterben haimfelt vnnd

gebürt das best Roß oder Hauptvich / oder so er derselbigen nit het das best vnter den Klaidern vnd Klaineten / wie dann sein F. G. in angeregtem gwalt angezaigt / Sag derhalben als Anwaldt gedachtes meines G. herrn / Abt zu Ainsidel /. ermelt herrn Testamentarien solches fahls halben / so sein F. G. derhalben zusuchen gehabt / quit ledig vnd loß /. Also das hochgedachter mein gnediger Herr / oder niemand ander von seiner F. Gn. wegen / oder des ermelten Gotshauß halben /. dises oberzelten fals halben / in kainerlay weiß / weg /. noch maß/ nimer zuersuchen haben / oder haben sollen /. weder in oder ausser Rechtens / mit verzeihung aller behelff. Ich bekenn auch hiemit / wie oben /. für mich selbst / vnd auch für alle Freund vnd Erben / so zu gedachtem herrn D. Theophrasto / verlassung zusprechen /. vermain / oder vorhetten / das ich in namen wie oben / von obgenanten herrn Testamentarien / entpfangen vnnd bar eingenommen hab / Erstlich zehen Florin / So ermelter herr Doctor /. mein freundlicher lieber Vetter seinen nägsten Plutsfreunden Legiert vnnd verordnet hat / Sag auch gedachter Zehen Gulden obgemelte herren Testamentarios für mich / all mein mit Erben quitt ledig vnd loß / Vnd nachdem auch ich obgenannter Peter / weiter auff mein bittlich ansinnen von ermelten herrn Testamentarijs für mich selbst /. vnnd auch innamen meiner mit Erben entpfangen / vnd bar eingenomen hab / vber oberzelt zehen Floren Legata noch Sechzehen Floren oder gulden ex pia causa, so von ermeltem herrn Doctor Theophrasto verlassungen herrieren / Daran ich dann ain gefelligs genügen habe / So sag ich demnach für mich / all mein Erben / der obangeregten zehen gulden / vnd sechzehen / so ich ex pia causa für mich selbst / vnnd in namen meiner mit Erben empfangen habe / inn allermaß wie oben / vnd mit verzeihung aller Spruch / Recht / gerechtigkait vnd anforderung / so ich oder obgemelter herren Theophrasto seligen erben / zu seinem hab vnd verlassungen zuhaben vermaint / vilermelt herrn Testamentarios / vnd wer derhalben quitierens nottürfftig ist / quit ledig vnd loß /. also vnd in der gestallt / das weder ich / noch ainiger meiner miterben kain spruch noch anforderung /. in oder vsser Rechtens nit haben sollen noch wöllen /. mit verzeihung alles behelffs / Gib derhalben in namen wie oben / für mich / all mein miterben offtgedachten herrn Testamentarijs dise quittierung / gefertigt

mit des wolgelehrten herrn Jeronimus Fürers / der zeit Procurator des Consistorij allhie / aignen klainen Insigel / darumm ich dann ermelten Jeronymum Fürer mit fleiß gepeten hab / doch jme / seinem Insigl vnd Erben ohn schaden. Zeugen vmb gemelts Insigel / sind die erbern Mathias Schmeckhenpfrill / Substituten des Consistorij daselbst / vnd Veit Bachschwell Burger alhie. Datum Saltzburg den 8. Septemb. / so ist an vnser lieben Frawen Empfengknuß / Anno Domini Tausent / Fünffhundert / vnnd im ain vnd viertzigsten: Testamentum Philippi Theophrasti, edid. M. Toxites. Straßburg 1574, C8A—D2R; vgl. auch v. Murr, Neues Journal f. Litteratur u. Kunstgeschichte 2 (1793) 276—278.